

eum für Volkskunde  
Wien  
BIBLIOTHEK

150a/xiii

ort:

Z.



7150  
Ergänzungsband XIII (zu Jahrgang XXIV)  
der  
Zeitschrift für österreichische Volkskunde.

---

# Polnische Volksmärchen

Nach gedruckten polnischen Quellen ins Deutsche  
übertragen und mit einer Einleitung versehen

von

Dr. J. Piprek.

---

Preis: 12 Kronen.

Für Mitglieder des Vereines für österreichische Volkskunde  
und die Mitglieder des Tauschverkehrs bei Bezug durch die  
Vereinskanzlei, Wien VIII. Laudongasse Nr. 17: 8 Kronen.

---

Wien 1918.

Im Selbstverlage des Vereines.

Kommissionsverlag: F. Tempsky, Wien IV., Johann Straußgasse Nr. 6.

# Zeitschrift

für

## österreichische Volkskunde.

---

Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

Prof. Dr. Michael Haberlandt.

Ergänzungsband XIII

zum XXIV. Jahrgang 1918.

---

Wien 1918.

Im Selbstverlage des Vereines.

Kommissionsverlag: F. Tempsky, Wien IV., Johann Straußgasse Nr. 6.

# Polnische Volksmärchen

Nach gedruckten polnischen Quellen ins Deutsche  
übertragen und mit einer Einleitung versehen

von

Dr. J. Piprek.

Mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht  
herausgegeben vom Vereine für österreichische Volkskunde.

Wien, im Sommer 1918.

Im Selbstverlage des Vereines.

Kommissionsverlag: F. Tempsky, Wien IV., Johann Straußgasse Nr. 6.

\_\_\_\_\_

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes, vorbehalten.

\_\_\_\_\_

## Inhaltsangabe.

	Seite
Einleitung . . . . .	5
Die einäugige Not . . . . .	10
Von einem Grafen, der die Not nicht kannte . . . . .	11
Das Märchen vom Schlangenkönig . . . . .	16
Das Märchen vom Fisch . . . . .	22
Die goldene Ente . . . . .	24
Von einem königlichen Schwager, der in ein Pferd verzaubert war . . . . .	30
Die sieben Rabenbrüder . . . . .	37
Der goldene Krug . . . . .	40
Das verzauberte Schloß . . . . .	43
Josefek . . . . .	46
Das Märchen von den zehn Brüdern . . . . .	49
Der Schäfersohn . . . . .	57
Von einem Fischer und seinen drei Söhnen . . . . .	64
Die drei Söhne und ihre Mutter . . . . .	75
Die verwandelte Ente . . . . .	77
Die Feigen . . . . .	87
Die goldenen Birnen . . . . .	92
Wie ein Fleischersohn König wurde . . . . .	94
Der Hirtenknabe . . . . .	103
Die drei Wunderdinge . . . . .	109
Die Rosenstadt . . . . .	111
Die vier geschickten Brüder . . . . .	117
Die böse und die gute Stunde . . . . .	118
Der nackte Knabe . . . . .	122
Der Drache und die drei Königstöchter . . . . .	125
Vom Glück . . . . .	128
Der goldene Ring . . . . .	133
Der Dicke, der Lange und der Kluge . . . . .	138
Von einem armen Manne . . . . .	142
Von einer Königstochter, die in der Macht von Teufeln stand . . . . .	146
Das Märchen von den vierundzwanzig Räubern . . . . .	150
Der Schmied . . . . .	158
Von einem Schmied, der den Tod und die Teufel täuschte . . . . .	160
Der Frosch . . . . .	165
Wojtek, der Eulenspiegel . . . . .	166
Das Märchen vom Wojtek . . . . .	168
Die Teufelsverschreibung . . . . .	174
Von dem Soldaten, dem der Herr Jesus ein Täschchen schenkte . . . . .	180
Der heilige Georg und sein goldener Steigbügel . . . . .	185
Das Märchen vom Hirtenknaben . . . . .	190

Der Junge . . . . .	191
Der Dienst . . . . .	192
Der Soldat und die beiden Bettler . . . . .	193
Die törichte Jungfrau. . . . .	195
Das Märchen von der neugierigen Frau . . . . .	195
Von einem Manne, der seiner Frau gehorchte. . . . .	201
Wie der Teufel den Branntwein machte . . . . .	206

Inhaltsverzeichnis

---

## EINLEITUNG.

Seit Herder und den Zeiten der Romantik wurde man in Deutschland auf die Fülle und Schönheit slawischer Volksdichtung aufmerksam. Es waren die Volkslieder und Volksmärchen, für die man sich hauptsächlich interessierte. Sie galten für die romantische Dichtkunst und ihre Ästhetik als eine Quelle, aus der die Poesie neues Leben schöpfte. Vorstellungen und Gefühle des Volkes, sein Glaube an geistige Wesen, das Phantastische und Wunderbare, das sich in den Märchen widerspiegelt, sollte auch die Dichtkunst zu ihrem Inhalt und Gegenstand erwählen. Und in der Tat verlieh das frische, immer junge, wie aus dem Frühling der Völker herwehende Leben der Lieder und Märchen der Poesie, die in der unnatürlichen Klassizität zu erstarren drohte, eine früher kaum gekannte Kraft und Ursprünglichkeit.

Von England auf das Festland herüberkommend, fluteten die Wellen der Romantik über Deutschland, wo sie noch stärker emporschlügen als in England, nach dem slawischen Osten hinüber. In Rußland erweckten sie einen Pußkin, in Polen einen Mickiewicz, in Böhmen einen Kollar zu der größten Begeisterung und Schaffenskraft und erhoben sie zu den größten nationalen Dichtern. Sie bemächtigten sich als erste der Schätze, die in den Liedern und Märchen ihres Volkes verborgen lagen, und eine Schar anderer folgte ihnen nach.

Ganz besonders reiche Blüten trug die Romantik in Polen, weil sie dort fester als in irgend einem anderen Lande in dem Geiste des eigenen Volkes wurzelte. Der größte Dichter, Mickiewicz, schöpfte von Anfang an aus dem Reichtum der Lieder und Märchen des polnischen Volkes und verwendete das Volkstümliche nicht nur in Balladen, sondern auch in seinen größeren Dichtungen. Nachdem er durch die Erschließung der Volkspoesie der polnischen Poesie den neuen Weg gebahnt hatte, erstand eine ganze Schar von Dichtern und Dichterlingen, welche die Volkslieder und Märchen für ihre Dichtungen, namentlich waren es Balladen, ausbeuteten. Das gereichte zwar der polnischen Dichtkunst nicht immer zum besonderen Nutzen, wohl aber dem Studium des polnischen Volkslebens. Denn durch die Poesie wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit der Volkserforschung gelenkt.

Zwar begeisterte man sich schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts für die Überreste der alten, womöglich heidnischen Zeiten, für Sitten, Bräuche, Lieder, Märchen und Aberglauben, aber die Anregungen jener Männer

wie Kollataj und Woronicz blieben vorerst ohne Erfolg. Der Gedanke an die Zusammengehörigkeit und Verwandtschaft der slawischen Völker, der zu jener Zeit auch die polnischen Forscher beherrschte, ließ den ersten polnischen Sammler von Altertümern und Volksliedern, Chodakowski, nicht Sammlungen polnischen Volksgutes vornehmen. Seine Wanderungen, die er seit 1817 zu diesem Zwecke unternahm, erstreckten sich nur über russische Gebiete und das russische Volksleben interessierte die polnischen Ethnographen eine Zeitlang mehr als das ihres eigenen Volkes.

Insofern brachten Chodakowskis Sammlungen der polnischen Volkskunde keinen unmittelbaren Nutzen. Mehr anregend dagegen war sein Aufsatz vom Jahre 1818 „O słowiańszczyźnie przedchrześcijańskiej“ (Über das vorchristliche Slawentum). Die jüngere polnische Generation folgte seinem Beispiel und begeisterte sich für die Erforschung des eigenen Volkstums. Besonders war es K. W. Wojcicki, der auf seinen Wanderungen durch Polen Lieder, Märchen, Sprichwörter u. a. sammelte. Schon im Jahre 1828, als die Warschauer „Gelehrte Gesellschaft“ die Schilderung der Sitten, Gebräuche, Sagen, Vorurteile und Lieder des Volkes als Preisaufgabe aufstellte, konnte er seine Sammlungen einreichen. Er ist der wirkliche Begründer der polnischen ethnographischen Forschung. Von ihm stammt auch die erste polnische Märchensammlung, die im Jahre 1838 in zwei Bändchen erschien.

Unterdessen bekam die polnische Volksforschung von einer anderen Seite einen fördernden Anstoß. Der mit der Romantik zusammenhängende Gedanke, daß der Glaube, die Sitten, Lieder und Erzählungen des Volkes die nationale Literatur und den Volksgeist zu verjüngen und zu befruchten im stande wären, war seit dem Auftreten des Mickiewicz auch in Polen herrschend geworden. Brodziński, der als Dichter, Kritiker und Ethnograph sich den Ideen der Romantik sehr näherte, lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit besonders auf die Wichtigkeit des polnischen Volksliedes.

Seit den dreißiger Jahren wurden nun mit dem größten Eifer die polnischen Volkslieder gesammelt, etwas später erschienen erst auch Werke und Abhandlungen, die einen allgemeineren Charakter trugen. So sammelte Kozłowski die Lieder, Sagen, Märchen und den Aberglauben des Volkes von Czersk in Mazowien, und Malinowski durchwanderte das ganze polnische Schlesien, um unter dem Volke selbst dessen Leben und Denken zu studieren.

Während sich der beiden Forscher Arbeiten nur auf einzelne Teile Polens beschränkten, unternahm ungefähr um dieselbe Zeit der größte polnische Ethnograph, Oskar Kolberg, Sammlungen, die aus fast allen Teilen Polens geschöpft sind. Sein Werk „Lud“ (Das Volk) umfaßt über 30 Bände, in denen Lieder, Sitten, Glaube, Sage und Märchen des Volkes aus ganz Polen außer Schlesien und Preußen enthalten sind.

Durch seine unermüdliche Arbeit begann das Interesse für das Volkstum in Polen die schönsten Früchte zu tragen. Es bildeten sich ethno-

graphische Gesellschaften, es entstanden ethnographische Zeitschriften, im Jahre 1887 die „Wisła“ (Weichsel) in Warschau und der „Zbiór wiadomości do antropologii krajowej“ (Sammlung der Kenntnisse für die Anthropologie des Landes) in Krakau und dessen Fortsetzung unter dem Titel „Materiały antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne“ (Anthropologisch-archeologische und ethnographische Materialien), im Jahre 1895 die Zeitschrift „Lud“ (das Volk) in Lemberg.

Zusammen mit der Entwicklung der polnischen Volkskunde gehen auch die Sammlungen der Volksmärchen. Wie schon erwähnt, geht die erste polnische Märchensammlung bis auf *Wojcicki* zurück, die unter dem Titel: „Klechy, podania ludowe usw.“ in zwei Bändchen im Jahre 1838 erschien. Schon im nächsten Jahre wurde davon eine deutsche Übersetzung von *Lewestam* besorgt, herausgegeben in Berlin unter dem Titel: „Polnische Volkssagen und Märchen“. Diese Sammlung ist klein und enthält nicht nur Märchen, sondern auch Volkssagen. Beachtenswerter ist die Sammlung von *R. Berwiński*: „Powieści wielkopolskie“ (Großpolnische Volkserzählungen, Breslau 1840). Die beste und reichhaltigste Märchensammlung stammt von *Gliński*, betitelt: „Bajarz polski. Baśni, powieści i gawędy ludowe“, Wilna 1862 in vier Bändchen.

Neben diesen Erscheinungen, in denen in erster Linie nur Märchen enthalten sind, gibt es noch Werke, in welchen unter anderem verschiedenen ethnographischen Material sich auch sehr viele Märchen befinden. In dieser Hinsicht sind besonders wichtig die schon erwähnten Sammlungen von *Kozłowski*: „Lud. Pieśni, podania, baśni i przesady ludu Czerskiego na Mazowszu“, Warschau 1867—1872, ferner die Sammlungen von *Malinowski*, die in „Na dziś“ 1872 und im „Zbiór wiadomości do antropologii krajowej“ erschienen sind, und vor allem das Gesamtwerk von *Oskar Kolberg*: „Lud“. Außerdem enthalten die angeführten ethnographischen Zeitschriften eine Fülle von Märchenaufzeichnungen, von denen ich nur die von *Kosiński* unter den polnischen Bergbewohnern der Beskiden gesammelten erwähnen will. Sie sind im V. Band des „Zbiór wiadomości do antropologii krajowej“ veröffentlicht.

Zu nennen wäre auch noch ein älteres, deutsch geschriebenes Buch von *Dr. Toepen*, das den Aberglauben der Mazuren und die Mazurischen Sagen und Märchen enthält und im Jahre 1867 in Danzig erschienen ist, ferner ein neueres polnisches Buch von einem der besten polnischen Ethnologen, *Ciszewski*, betitelt „*Krakowiacy*“, in dem sich auch sehr viele Märchen aus der Krakauer Gegend befinden<sup>1)</sup>.

Aus der angeführten polnischen Märchenliteratur ist zu ersehen, daß es außer *Gliński*'s Märchensammlung keine andere gibt, welche die Märchen von ganz Polen berücksichtigt. Ich habe mich deshalb bemüht, in der vorliegenden Übersetzung Volksmärchen aus allen Teilen Polens

<sup>1)</sup> *S. W. Nehring*: Die ethnographischen Arbeiten der Slawen, vornehmlich *Kolberg*'s in „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde“ Bd. I, S. 431 ff. u. *A. Brückner*: „Geschichte der poln. Literatur“. S. 290/91 und 539.

beizubringen. In den Anmerkungen, die ebenso wie die Märchen selbst den angeführten polnischen ethnographischen Zeitschriften und dem Werke Oskar Kolbergs entnommen sind, ist auf die Varianten und das Vorkommen ähnlicher Motive in anderen Teilen Polens Rücksicht genommen, ohne daß jedoch das ganze Material vollständig erschöpft werden konnte. Auf die Heranziehung der Märchenstoffe anderer slawischer oder nichtslawischer Völker habe ich verzichtet, da es mir nur darauf ankam, ein Gesamtbild des polnischen Märchenschatzes zu geben und der Wissenschaft zugänglicher zu machen. Übrigens sind die Parallelen zwischen den einzelnen slawischen Märchenstoffen bereits von Prof. Polivka, dem besten Kenner slawischer Volkskunde, in erschöpfender Weise zusammengestellt worden, und zwar einerseits in den Anmerkungen zu den Märchen der Brüder Grimm, die von ihm und Bolte<sup>1)</sup> herausgegeben werden, andererseits in seinen zahlreichen Besprechungen slawischer folkloristischer Arbeiten, die seit mehreren Jahren im „Archiv für slawische Philologie“ erscheinen<sup>2)</sup>.

Wegen der Bedeutung, welche die Wunder- und Zaubermärchen in der vergleichenden Märchenforschung einnehmen, sind sie in der Übersetzung besonders bevorzugt worden und nehmen deshalb an Zahl den ersten Platz ein. Für das Studium der Übergänge des mitteleuropäischen Märchenkreises zum osteuropäischen und umgekehrt sind die polnischen Volksmärchen von großer Wichtigkeit, da sie zwischen den deutschen und russischen eingelagert sind. Dadurch, daß ich einige wichtige Märchenstoffe, die sich über ganz Polen erstrecken, mit ihren Variationen in die Sammlung aufgenommen habe, glaube ich der vergleichenden Märchenforschung zu nützen. Die Übergänge hier genauer festzustellen, liegt nicht in meiner Absicht. Daß es eine ganze Reihe solcher Übergänge in dem polnischen Märchenschatz gibt, wird den Forschern leicht in die Augen fallen. Besonders unter den Wunder- und Zaubermärchen befinden sich einesteils solche, die uns aus den deutschen Märchensammlungen von Grimm bekannt sind, anderenteils aber stehen auch viele dem russischen, insbesondere dem kleinrussischen Märchenschatz viel näher als dem deutschen. Eine nähere Untersuchung müßte die beiden Kulturströmungen, die abendländische und die orientalische, die sich auf polnischem Boden begegneten oder über denselben hinaus einander beeinflussten, auch in bezug auf die Märchen fixieren können. Zu diesem Zwecke wäre eine genaue Vergleichung der deutschen und russischen Märchen aus jenen Gegenden, die dem polnischen Gebiet unmittelbar benachbart sind oder früher einmal polnisch oder slawisch waren, mit den polnischen nötig. Von Märchen z. B., die in den ostdeutschen Gebieten häufiger auftreten

<sup>1)</sup> Bolte und Polivka: Anmerkungen zu den Märchen der Brüder Grimm. Bis jetzt erschienen 2 Bände. Leipzig 1913 und 1915.

<sup>2)</sup> Vgl. z. B. „Arch. f. slaw. Phil.“ Bd. 17, S. 572 ff.; Bd. 19, S. 240 ff., Bd. 21, S. 263 ff., 273 ff. und 285 ff.; Bd. 22, S. 300 ff.; Bd. 26, S. 457 ff.; Bd. 27, S. 611 ff.; Bd. 29, S. 445 ff.; Bd. 33, S. 603 ff.; Bd. 35, S. 514 ff. Vgl. auch Zeitsch. f. öst. Volksk. I. 252 ff. und 354 ff., II, 369 ff., III, 295 ff., IV, 212, XI, 158 ff.

als in den westdeutschen und sich auch über ganz Polen erstrecken und bis nach Rußland hinüberreichen, könnte man mit Bestimmtheit ihre Herkunft als orientalisches bezeichnen. Im allgemeinen läßt sich von den polnischen Märchen sagen, daß sie nach Charakter und Form mehr nach Westeuropa hinzielen entsprechend dem Charakter der polnischen Kultur überhaupt.

Ohne mich auf den Stand der heutigen wissenschaftlichen Märchenforschung einlassen oder Kritik daran üben zu wollen, möchte ich nur bemerken, daß dieser Zweig der Wissenschaft noch sehr jung ist und bei der Fülle des Materials, das sich über die ganze Menschheit erstreckt, keineswegs so leicht, wie es scheint, zu einem befriedigenden Resultat führt. Die vergleichende Märchenforschung, wie sie hauptsächlich von dem finnischen Gelehrten A a r n e vertreten wird, hat die alten unsicheren mythologischen und symbolischen Hypothesen vom Märchen abgestreift, sie erklärt das Märchen auf natürliche Weise, sucht durch Scheidung der zusammengesetzten Stoffe die Urform zu rekonstruieren und die Heimat, die Wanderwege und die Entstehungszeit festzustellen. Weniger beachtet werden von ihr die Märchenmotive und die künstlerische Gestaltung des Märchens, deren Erforschung ein Teil der deutschen Gelehrten, u. a. von d e r L e y e n und Fr. R a n k e, für die Erkenntnis des Märchens fordert. Indem sich die vergleichende Märchenforschung vor allem auf die mündlich verbreiteten Märchen stützt, vernachlässigt sie die historisch fixierten Märchenstoffe und ihre literarischen Zusammenhänge<sup>1)</sup>.

Angabe der Quellen, denen die Übersetzungen und die Anmerkungen entnommen sind.

1. Oskar Kolberg: Lud, jego zwyczaj, sposób życia, mowa, podania, przysłowia, obrzędy, gusła, zabawy, pieśni, muzyka i tańce. Serya III. Kujawy, część pierwsza, Warszawa 1867. Serya VIII. Krakowskie, część czwarta, Kraków 1875. Serya XIV. W. K. Poznańskie, część szósta. Kraków, 1881.
2. „Zbiór wiadomości do antropologii krajowej“, wydawany staraniem komisji antropologicznej Akademii Umiejętności w Krakowie. Kraków, 1887—1895.
3. „Materiały antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne“, wydawane staraniem komisji antropologicznej Akademii Umiejętności w Krakowie. Kraków, 1896 ff.
4. „Lud“, organ Towarzystwa ludoznawczego we Lwowie pod redakcją Dr. Antoniego Kaliny. Lwów. 1895 ff.
5. „Wisła“, ethnographische Vierteljahrschrift. Warszawa. 1887 ff.

<sup>1)</sup> Vgl. darüber Löwis of Menar: Kritisches zur vergleichenden Märchenforschung in „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ Bd. 25, S. 154—166, s. auch Bolte's Anzeige von Aarne's „Leitfaden der Märchenforschung“ in derselben Zeitschrift Bd. 24, S. 330. Die wichtigsten Werke der neueren Märchenliteratur sind von Bolte in „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ von Bd. 16 bis Bd. 20 angezeigt. Eine ziemlich vollständige Zusammenstellung der Märchenliteratur findet sich auch bei Thimme: Das Märchen. Handbücher zur Volkskunde. Bd. II, Leipzig, 1909. S. 166 bis 201. Seit 1902 erscheinen von Brückner in der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde“ Berichte für slawische Volkskunde.

## Die einäugige Not.<sup>1)</sup>

Es lebten einst drei Brüder: einer war Kürschner, einer Schneider, einer Schmied. Im Dorfe herrschte Not, man hatte nichts zu essen. Doch die drei Brüder hatten immer genug zu essen und sich zu kleiden. — „Eil die Leute reden, daß hier Not herrscht. Hm! Wie sieht die Not eigentlich aus? Wir wissen nicht, was das ist — Not.“ — So sprachen die drei Brüder und machten sich auf, die Not zu suchen. Sie gingen, gingen und kamen in einen Wald. Dort sahen sie eine kleine Hütte. Sie treten ein, eine alte Frau mit einem Auge sitzt am Ofen und brät Kartoffeln. Das Zimmer und die Werkstatt ist voll von Widdern. — „Wozu seid ihr hiehergekommen?“ — „O, wir gehen die Not suchen!“ — „Dann habt ihr sie schon gefunden, denn ich bin die Not.“ — Die Brüder erschrecken. Der Kürschner sagt zu der Frau:

„Liebe, liebe Not,  
Bring mir nicht den Tod,  
Ich mach dir einen Pelz.“

„Was soll ich mit einem Pelz?“ entgegnet die Frau, packt ihn an der Kehle und erwürgt ihn. Der Schneider fleht sie ebenfalls um Schonung und verspricht ihr einen Leinenkittel. Aber auch ihn erwürgt die Not. Der Schmied bleibt allein übrig. Er singt sich ein Liedchen:

„Liebe, liebe Not,  
Bring mir nicht den Tod,  
Bestatten mußst mich dann,  
Wenn mich der Tod gewann.“

Die Not lachte nur dazu und sagte: „Nun, singe noch etwas.“ — Aber dem Schmied war die Lust zum Singen vergangen. Obwohl er sehr stark war, fürchtete er sich dennoch, da er sah, wie sie seine beiden Brüder erwürgte. Darum versuchte er es mit Versprechungen. „Ei, liebe Not! ich würde dir gern ein zweites Auge machen, denn wenn du so mit einem Auge auf der Stirn herumläufst, siehst du gar nicht hübsch aus. Du wirst dann zwei Augen haben so wie ich.“ — „Willst du es wirklich machen?“ — „O, warum denn nicht?“ — „Nun, so mach es!“ — Der Schmied nahm den Schürhaken, mit dem sie die Kartoffeln aus dem Feuer holte, machte ihn glühend und brannte Frau Not das Auge aus. Nun sieht sie gar nichts mehr. Daher kommt es auch, daß heute auch solche Leute Not leiden müssen, die wie die Pferde arbeiten, während es Faulenzern oft gut geht. Die Not weiß nämlich nicht, zu wem sie sich begeben soll, denn sie ist

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Dukli und Iwonicz, zwei Dörfern im Kreise Krosno, und ist erzählt im „L u d“, Bd. VII, S. 253.

blind. — Die Not geriet in Wut, sie will sich auf den Schmied stürzen, dieser entkommt, läuft in die Werkstatt, die Not seufzt, wandelt zwischen den Widdern und sucht, aber der Schmied entwischt ihr immer. Jetzt setzt sie sich auf die Türschwelle, ruft die Widder zu sich, betastet jeden und läßt sie nacheinander hinaus. Der Schmied sieht das, ergreift schnell ein Widderfell, das er liegen sieht, wirft es sich um und zieht seinen Leinenkittel einem Widder an. Dann kriecht er auf allen vieren heran, blökt, die Not befühlt ihn und läßt ihn hinaus. Als Letzter kommt der Widder in dem Leinenkittel. Die Not betastet ihn<sup>1)</sup>: „Oho, das ist der Schmied!“ — schlägt ihn gegen die Erde, daß er sofort tot ist — und der Schmied lacht auf dem Hofe: „Chal chal chal!“ — Frau Not ist fast toll vor Wut, aber was soll sie tun? „Schmied!“ — ruft sie. „Nun?“ — „Weißt du was? ich kann dir nichts mehr anhaben. Aber es hängt ein goldener Schlüssel im Walde, gehe diesen Weg, so findest du ihn; nimm dir ihn, denn er wird dir nützen, weil du ein Schmied bist; gern gebe ich ihn dir, denn du bist furchtlos!“ — Der Schmied geht und geht, schaut hinauf und sieht den Schlüssel hängen. „Aha!“ — er klettert auf den Baum, will den Schlüssel nehmen, — oho! die Hand wächst ihm an. Er blickt hinunter, — Frau Not kommt gelaufen. Was soll er nun tun? Er hat ein starkes Messer bei sich, zieht es heraus und schneidet sich mit einem Hieb den Arm bis zum Ellenbogen ab. Die Not kommt herbei und nimmt den Schlüssel, an welchem der Arm hängt. — „Siehst du nun, Schmied? Du suchtest die Not, jetzt hast du sie, denn ohne den Arm kannst du dir nichts verdienen.“ — So fanden alle drei die Not.

### Von einem Grafen, der die Not nicht kannte<sup>2)</sup>.

Es lebte einmal ein Graf; der wußte nicht, was Not ist. Wenn ein Armer zu ihm kam oder ein Wanderer, so fragte er ihn, was es in der Welt zu hören gibt. Jeder antwortete ihm, man höre von nichts anderem als nur von Not.

Eines Tages spricht der Graf zu seinen Dienern: „Ich muß einmal in die Welt hinausgehen und sehen, wie eigentlich die Not aussieht.“ — Wie gesagt, so getan. Er nahm sich einen Beutel mit Geld und ein Pferd mit und ritt in die Welt hinaus. Weit fuhr er in ein fremdes Land. Kaum betrat er das erste Städtchen, so sah er einen Toten vor der Kirche in der Sonne liegen. Der Graf fragte die Leute, was das zu bedeuten habe, daß der Tote so daliegt und sich in der Sonne brät. Man antwortete ihm, es sei hier so Brauch. Wenn jemand stirbt und Schulden hinterläßt, so

<sup>1)</sup> Wem würde nicht die Ähnlichkeit dieses Märchens mit Homers Erzählung von Polyphem und Odysseus auffallen?

<sup>2)</sup> Das Märchen stammt aus Krzeszowice, einem Dorf im Kreise Chrzanów in Galizien, und ist erzählt von Zaleski im „Lud“, Bd. VIII, 1902, S. 191.

muß er solange in der Sonne liegen, bis sich seiner jemand erbarmt und ihm die Schulden bezahlt.

Da spricht der Graf zu den Leuten: „Saget mir wieviel er schuldig ist, ich will für ihn bezahlen.“ Sie sagten ihm die Summe, die so groß war, daß er sie nur mit Mühe mit dem mitgenommenen Gelde bezahlen konnte. Der Tote wurde begraben, und der Graf ritt weiter.

Er gelangte in eine zweite Stadt. Der Hunger quälte ihn. Was sollte er tun? Es gab keinen anderen Rat, als das Pferd zu verkaufen. — Dann ging er weiter, immer weiter, solange, bis er alles Geld wieder ausgegeben hatte. Hungrig war er, konnte aber niemanden um etwas bitten. Da kam er in einen Wald. Hier strömt ihm der Duft von Äpfeln entgegen. Der Graf geht weiter und sucht. Bald erblickt er einen runden, ebenen Platz; in der Mitte steht ein Apfelbaum, und auf dem Apfelbaum hängen wunderschöne Äpfel. Der Graf wollte sich einige abpflücken, — da spricht plötzlich etwas zu ihm: „Rühr sie nicht an, denn du hast sie nicht gepflanzt!“ — Der Graf erschrickt, fängt an zu beten, steht dann auf und will wieder die Hand nach den Äpfeln ausstrecken. Von neuem vernimmt er die Worte: „Rühr sie nicht an, denn du hast sie nicht gepflanzt!“ — Der Graf wollte nun weitergehen; doch sein Hunger war riesengroß und er dachte bei sich: „Ich will's noch einmal probieren!“ Er kniete nieder, betete lange, erhob sich dann und griff wieder nach den Äpfeln. Jetzt hörte er keine Stimme mehr. Er pflückte sich so viel Äpfel ab wie er wollte, aß sich satt und ging dann weiter. Hinter dem Walde begegnet er einem alten Manne, der auf dem Wege kniet. Der Alte spricht zum Grafen: „Was tust du hier, was suchst du, Graf?“ Der Graf antwortet: „Ich wußte nicht, was Not ist und bin deshalb in die Welt gegangen, um sie zu suchen; und wirklich hab ich sie gefunden! O, wahr ist es, die Not ist furchtbar! Ich weiß mir keinen Rat mit ihr!“ Darauf sagt der Alte: „Ich könnte dir einen guten Rat geben, doch weiß ich nicht, ob du mit ihm einverstanden sein wirst.“ — „In alles willige ich ein, denn in meine Heimat kann ich doch nicht zurückkehren, und die Not setzt mir schon fürchterlich zu.“ — Da sagt zu ihm der Alte: „In dieser Stadt wohnt ein König; der hat drei verzauberte Töchter. Er würde, ich weiß nicht was dafür geben, wenn sich ein kühner Mensch fände, der seine Töchter befreien könnte. Alle drei verlassen um Mitternacht den Palast, nehmen eine Menge Schuhe mit und kehren erst mit der Morgenröte zurück. Könnte sie jemand behüten und beobachten, was sie in der Nacht tun, dann würde er ihr Erlöser sein. Gehe zu dem König, einige dich mit ihm und komm dann zu mir; ich will dir raten, was du tun sollst.“ —

Der Graf begab sich zum König und erklärte ihm, er sei bereit, seine Töchter zu behüten und zu beobachten. Der König sprach darauf: „Gut! wenn du sie erhütest, dann sollst du diejenige Königstochter erhalten, die dir am meisten gefällt, und mit ihr die Hälfte des Königreiches; kannst du es aber nicht, dann verlierst du den Kopf. Jetzt geh und richte dich für die Nacht.“ Der Graf ging zu dem alten Manne. Dieser belehrte ihn, was er tun soll. Er gab dem Grafen auch Schuhe und

einen Mantel mit und sagte ihm, es würde ihm das in der Nacht von Nutzen sein<sup>1)</sup>.

Am Abend führte man den Grafen in die Gemächer der Königstöchter und ließ ihn dort allein. Er legte sich auf ein Bett nieder und begann bald zu schnarchen. Die Königstöchter erschienen vor ihm mit guten Speisen und mit Wein, begannen ihn zu bewirten, dann forderten sie ihn zum Tanz auf und gaben sich alle mögliche Mühe, ihn zum Aufstehen zu verlocken. Doch er stellte sich so, als ob er ganz fest schlief und drehte sich nicht einmal auf die andere Seite. Es wurde 11 Uhr, die Königstöchter begannen sich vorzubereiten. Der Graf schielte ein wenig durch die Augenlider hindurch und hätte sich beinahe verraten. Alle drei Königstöchter waren so schön wie Hirschkühe, die schönste von ihnen war aber die jüngste. Es schlägt zwölf. Die Königstöchter schleichen tup, tup an dem Bett vorüber, jede mit einem Bündel Schuhe auf dem Rücken. Sobald sie draußen waren, zog der Graf seine Schuhe an, mit denen man bei jedem Schritt eine Meile zurücklegt, warf sich den Mantel um, der ihn jedem Menschen unsichtbar machte, und setzte ihnen nach. Die Königstöchter fahren so schnell, was nur die Pferde laufen können und der Graf folgt ihnen Schritt für Schritt. Fahren sie schneller, so schreitet auch er schneller aus.

Sie gelangten zu einem gläsernen Palast. Aus den Fenstern strahlt Licht, Musik spielt, Rufe und Gesänge erschallen. Eigentümlich zugestutzte Kavaliers führen die Königstöchter am Arm in den Palast hinauf. Der Graf folgt ihnen Schritt für Schritt nach. Er blickt sich in dem Saale um und sieht an Stelle von Lampen ringsherum Totenköpfe stehen mit funkelnden Augen. Der Fußboden ist ganz mit scharfen Rasiermessern gepflastert. Der Graf erschrickt zuerst furchtbar, beruhigt sich aber

<sup>1)</sup> Ähnliche Märchen sind sehr verbreitet. In einem Märchen aus Tomaszowice in Galizien bewacht ein Soldat die Königstochter, die nach ihrem Tode verzaubert in der Kirche spukt und tanzt. Auch hier ist es ein Alter, der dem Soldaten Ratschläge gibt. Mit Hilfe einer geweihten Kreide und eines geweihten Gewehres gelingt es ihm in der dritten Nacht, die Königstochter von dem Zauber zu lösen. S. Kolberg: Lud. Serya VIII, S. 138.

In einem anderen Märchen bewacht ein Bursche die Königstochter, die jede Nacht zwölf Paar goldene Schuhe zum Tanze gebraucht. Um 12 Uhr nachts wird sie von einem Herrn mit einem goldenen Wagen abgeholt. Der Bursche hängt sich an den Wagen an. Auf der Fahrt bekommt die Königstochter Durst. Der Herr schlägt mit einem Stock gegen die Erde, eine Quelle springt hervor und ein goldener Becher. Sie trinkt und wirft den Becher fort. Der Bursche nimmt sich ihn. Sie kommen über ein Feld, wo goldene Ähren wachsen, dann durch einen Wald, wo die Bäume goldene Blätter tragen. Der Bursche reißt sich ebenso wie die Königstochter eine goldene Ähre und ein goldenes Blatt ab. Sie gelangen in den Palast, wo sie tanzt. Am nächsten Tage, als die Prinzessin die von dem Burschen mitgebrachten Gegenstände sieht, stirbt sie und spukt neun Tage lang in der Kirche und tötet jede Wache des Nachts. Schließlich erlöst sie derselbe Bursche ebenfalls mit Hilfe eines alten Mannes. Kolberg: *ibid.* S. 141.

In einem Märchen aus der Gegend von Rawitsch in Posen wird die Königstochter schwarz geboren. Nach ihrem Tode tötet sie jede Nacht einen Soldaten, der sie bewachen soll. Sie wird hier von einem alten Soldaten, der ein großer Trinker ist, gleichfalls mit Hilfe des Alten erlöst. S. Kolberg: Lud. Serya XIV, S. 72 und 75.

und wartet ab, was weiter geschieht. Da fangen die Königstöchter auf den Rasiermessern zu tanzen und mit den Füßen zu stampfen an, so daß es einem in den Augen schwirrt. Jedesmal, wenn sie um den Saal herumgetanzt hatten, zogen sie ihre Schuhe aus und warfen sie zum Fenster hinaus. Dem Grafen gelang es, unsichtbar gemacht durch den Mantel, wieder hinauszukommen, denn er hatte von dem Anblicke genug. Draußen hob er sich ein Paar von den Schuhen der Königstöchter auf und ging in den Garten. Dort hingen an jedem Baume goldene Äpfel, Birnen und Pflaumen. Der Graf pflückte sich von jeder Sorte eine Frucht ab. Als das Vergnügen in dem Palaste sich seinem Ende näherte, kehrte er schnell in das Königsschloß zurück und legte sich wieder in sein Bett. Die Königstöchter erscheinen auch bald und sehen ihn auf dem Bette liegen. Sie beginnen ihn auszulachen und freuen sich, daß sie ihn angeführt haben. Der Graf jedoch lachte sie im stillen noch mehr aus.

In der Frühe ließ der König den Grafen zu sich führen und fragte ihn, ob er die Töchter erhütet hätte. — „Ja, ich habe sie erhütet!“ — „Nun, dann gib mir irgend welche Zeichen!“ — Der Graf zog einen goldenen Apfel, eine goldene Birne und Pflaume und ein Paar zerschnittene Schuhe hervor. Die Königstöchter erbleichten und die erste von ihnen sagt: „Ich will bis zu den Knien zu Stein werden, wenn das wahr ist.“ Und sie wurde bis zu den Knien zu Stein. — Darauf sagt die zweite: „Ich will bis zum Gürtel zu Stein werden, wenn das wahr ist!“ Und sie wurde bis zum Gürtel zu Stein. — Die dritte sagt: „Ich will ganz zu Stein werden, wenn das wahr ist!“ Und sie wurde ganz zu Stein<sup>1)</sup>. — Man brachte drei Särge und legte die Königstöchter hinein. Der König spricht darauf zum Grafen: „Da du sie zu ihren Lebzeiten bewachen konntest, so muß du sie auch jetzt nach dem Tode drei Tage lang in der Kirche bewachen. Gelingt es dir, so erhältst du die Hälfte meines Königreiches, gelingt es dir aber nicht, so ist dein Kopf verloren.“

Kummervoll begab sich der Graf zu dem Alten und erzählte ihm alles. Der Alte sagt zu ihm: „Fürchte nichts! Laß um den Sarg der ältesten Königstochter zwei Reifen schmieden, die ungefähr zwei Zoll stark sind. Gegen Abend geh dann auf das Kirchenchor, laß dich dort zuschließen und nimm dir einen Stock mit.“ — Der Graf ging in die Kirche und tat wie ihm der Alte befohlen. Gegen Abend stieg er aufs Chor und ließ sich

<sup>1)</sup> Der Versteinerung der drei Königstöchter bis zu den Knien, bis zum Gürtel und schließlich des ganzen Körpers entspricht in dem Märchen aus der Gegend von Rawitsch die schwarze Körperfarbe der Königstochter, die im Laufe der Erlösung durch den Soldaten zuerst bis zu den Knien wieder weiß wird, dann bis zum Gürtel, dann bis zu den Schultern und zuletzt ist sie ganz weiß. S. Kolberg: Serya XIV, S. 74, 76. Vgl. auch Kolberg: Serya III, S. 68, wo die allmähliche Verwandlung in einen Salzfelsen vor sich geht. Die Verwandlung in einen Stein ist auch sonst in den Märchen anzutreffen. Vgl. Kolberg: Serya VIII, S. 65, wo ein Wassergeist den Gefährten eines jungen Herrn in einen Stein verwandelt. Durch das Blut der Kinder des jungen Herrn wird der Gefährte wieder entzaubert. S. auch Kolberg: *ibid.* S. 66. — Das Märchen entspricht dem Stoffkreise von Andersens „Reisekameraden“ (vgl. „Der dankbare Tote“).

zuschließen. Es schlägt 11 Uhr, die Reifen platzen, der Sargdeckel springt auf, es erhebt sich die älteste Königstochter und sucht jemanden in der Kirche. Nach langem Suchen schaut sie zum Chor empor und ruft: „Aha! dort bist du, mein Vögelchen!“ Sie ergreift eine Bank nach der anderen, schichtet sie übereinander und erreicht das Chor. Als sie schon fast oben war, stößt der Graf mit dem Stocke die Bänke um und sie fällt hinunter. In demselben Augenblick schlägt es zwölf. Die Königstochter muß in ihren Sarg zurück.

Am folgenden Morgen begab sich der Graf wiederum zu dem Alten, um ihn zu fragen, was er weiter tun soll. Der Alte spricht zu ihm: „Laß um den Sarg der mittleren Königstochter drei Reifen schmieden und versteck dich in der Sakristei. Dort ist eine Vertiefung, die mit Knochen gefüllt ist. Laß die Knochen herausnehmen, krieche dann in die Vertiefung mit dem Kopf nach unten und laß dich mit den Knochen zudecken.“

Der Graf tat, wie ihm der Alte befohlen. Er kroch in die Vertiefung hinein und wurde mit den Knochen zugedeckt. Es schlägt elf, die Reifen platzen, der Sargdeckel springt auf, die mittlere Königstochter erhebt sich, sucht ihn in der ganzen Kirche, kann ihn aber nirgends finden. Dann kommt sie in die Sakristei, beginnt die Knochen auseinander zu werfen und findet seine Füße. Sie will ihn herausziehen, beißt ihn aber nur in die Ferse, denn sie hat keine Zeit mehr. Die Uhr schlägt zwölf, sie muß in ihren Sarg zurück.

Am folgenden Morgen ging der Graf wiederum zu dem Alten. Der sprach zu ihm: „Laß dir ein Sieb machen, das sofort zu brennen anfängt, wenn du es fortwirfst. Den Sarg der jüngsten Königstochter laß auf einen hohen Katafalk aufstellen, nimm das Sieb in die Hände, geh vor den Altar und bete. Sobald sie aufsteht, wird sie sich auf dich stürzen. Wirf dann schnell das Sieb gegen sie, und wenn es auf ihr verbrennt, so nimm sie bei der Hand und bete bis zum Morgen. Dann erhältst du die Königstochter und die Hälfte des Reiches.“ Der Graf wußte nicht, auf welche Weise er sich dem guten Alten für die Hilfe dankbar erzeigen könnte. Doch der Alte sagte zu ihm: „Du hast für mich die Schuld bezahlt, als ich mich in der Sonne briet, ich mußte es dir vergelten. Jetzt sind wir quitt.“ Mit diesen Worten verschwand er.

Der Graf verwunderte sich sehr darüber, ging dann in die Kirche, nahm sich das Sieb und wartete kniend vor dem Altar. Es schlägt elf, der Sarg knarrt, der Deckel springt auf, die jüngste Königstochter erhebt sich und stürzt sich auf den Grafen. Er wirft das Sieb gegen sie, es verbrennt vollständig auf ihr, dann nimmt er sie bei der Hand und führt sie zum Altar. Früh morgens will der Organist die Kirche aufschließen; es gelingt ihm nicht. Da holt er den König. Dieser kommt, macht die Tür zur Hälfte auf — siehe, da verlassen viele Menschen die Kirche, die, sobald sie draußen ankommen, verlöschen. Zuletzt kommt der Graf mit der jüngsten Königstochter, gefolgt von den beiden älteren. Der König war darüber sehr erfreut und führte sie in den Palast. Dort veranstaltete er

eine große Hochzeitsfeier, verheiratete den Grafen mit der jüngsten Tochter und schenkte ihm die Hälfte seines Reiches. Der Graf lebte glücklich mit der erlösten Königstochter und wurde nie mehr von Not heimgesucht.

### Das Märchen vom Schlangenkönig<sup>1)</sup>.

Es lebte einmal eine alte Frau. Sie hatte einen einzigen Sohn, der hieß Jaś (Hans). Beide waren sehr arm und wohnten in einer sehr alten Hütte, die mitten in Wäldern lag, weit gegen Norden, fern von menschlichen Wohnstätten. Sie lebten von Pilzen und Waldbeeren. Manchmal gelang es Jaś, ein wildes Tier zu fangen oder eine Ente und so konnten sie sich ziemlich ernähren. Sie besaßen auch genügend Acker, aber die Mutter war schon zu alt und zu schwach und Jaś seinerseits zu jung, um den Acker genügend zu bearbeiten. Deshalb hatten sie von dem Acker nicht viel Ertrag. Trotzdem waren sie sehr gastfreundlich. Jeden Wanderer sahen sie in ihrem Hause gern und teilten mit ihm alles, was sie hatten, auch wenn sie sich selbst etwas entziehen sollten.

Einmal ging Jaś auf die Straße hinaus. Da vernahm er ein merkwürdiges Gewinsel. Es kam immer näher, und Jaś erblickte einen kleinen Hund, den ein unbarmherziger Mensch aus dem Hause trieb. Jaś gab ihm ein Stück Brot. Der Hund fraß es mit großem Appetit. Dann nahm ihn Jaś auf die Arme, trug ihn nach Hause und sprach zur Mutter: „Mutter, ich habe auf dem Wege diesen Hund gefunden; erlaube mir, daß ich ihn behalte!“ Die Mutter aber, welche arm war und selbst nichts zu essen hatte, sagte: „Ich hätte nichts dagegen, aber womit sollen wir ihn füttern?“ „Ich werde ihm von meinem Teil etwas geben, es wird schon gehen!“ Und so blieb das Hündchen. Es bewachte seinen Herrn und war ihm in allem gehorsam. Als es groß geworden war, half es Jaś bei der Jagd auf Enten und Hasen, und es ging ihnen gut.

Eines Tages geht Jaś über eine Wiese und erblickt dabei eine Schlange, die auf dem Wege liegt und kaum noch lebendig ist. Jaś erbarmt sich der Schlange, versteckt sie unter dem Arm und bringt sie nach Hause. Hier gibt er ihr Milch von seinem Frühstück und die Schlange kommt wieder zum Leben. Sie legt sich aufs Fenster und beschaut sich alles sorgfältig. Aber die Mutter sagt: „Das ist doch schon zu viel, den Hund füttern, den Kater füttern, die Schlange füttern und noch dazu mit Milch, woher soll ich das alles nehmen?“ Doch Jaś entgegnet: „Ich werde schon immer mit ihr mein Frühstück teilen, sie ist so schön, so lieb, daß ich sie um nichts aus dem Hause geben würde.“

Es blieb also die Schlange beim Jaś, und es ging ihr gut. Da sie dankbar war, behütete sie die Hütte vor Dieben. Es kam oft vor, daß alle das Haus verließen. Da legte sich die Schlange vor die Tür, rollte sich in einen

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Ostrów in der Gegend von Sokal und ist erzählt von Siewinski im „Lud“, Bd. II, S. 56.

Kreis zusammen und wärmte sich in der Sonne. Sobald sich ein Dieb näherte, begann sie so sehr zu lärmern, zu schreien und zu zischen, daß der Hund und der Kater aus der Hütte herausstürzten und der erschrockene Dieb weglaufen mußte. Dafür liebte auch Jaś die Schlange sehr und nahm sie oft mit sich ins Bett.

Die Schlange jedoch war immer über irgend etwas sehr traurig. Da fragte sie einmal Jaś: „Warum bist du traurig, mein Liebchen?“ Und die Schlange antwortete: „Mein lieber Jaś, ich weiß, daß du mir nur Gutes wünschst; deshalb will ich dir sagen; wer ich bin. — Ich bin der Sohn eines Königs. Ich war der einzige Sohn und es ging mir bei meinem Vater gut. Alle Schlangen von Polen und Rußland müssen meinem Vater gehorchen. Er trägt auf dem Haupte eine kostbare Krone von lauter Brillanten; sie scheint heller wie die Sonne, daher man ihn von weitem erkennen kann. Wer diese Krone besitzt, kann alles erhalten, was er sich wünscht. Mein Vater wohnt in den großen Wäldern und Sümpfen von Pińczuk, und es ist schwer, zu ihm zu gelangen. Zwar kenne ich den Weg nach Hause, habe aber nicht die Kraft so weit zu gehen.“ „Auf welche Weise bist du hieher gekommen?“ fragt sie Jaś. „Einmal bin ich hinausgeschlichen, um mit meinen Kameraden auf der Wiese zu spielen; da kam ein Storch herbeigeflogen, alle meine Kameraden stoben in großer Furcht auseinander, der Storch ergriff mich und brachte mich hieher weit nach Süden. Ich glitt ihm aus und fiel in Schilf. Vergebens suchte mich der Storch bis zum Abend. So saß ich dort einige Tage, ohne etwas zu essen, und wenn du nicht gekommen wärest, wäre ich vor Hunger gestorben. Ich bitte dich, lieber Jaś, — ich sehe, daß du arm bist und möchte dir ein wenig helfen — trage mich zum Vater und fordere von ihm die Krone, die er auf dem Haupte trägt. Mein Vater wird sie dir sicherlich geben und du wirst von nun an glücklich sein.“

Ohne sich lange zu bedenken, machte sich Jaś auf den Weg. Er wanderte einige Tage, immer nach Norden. Da gelangte er in solche Sümpfe und Wälder, daß es ihm schier unmöglich schien, wieder herauszukommen. Aber die Schlange steckte ihr Köpfchen hervor und zeigte ihm den Weg. Auf einmal sah sich Jaś von Tausenden von Schlangen umgeben, die sich grimmig auf ihn stürzen wollten, um ihn zu zerreißen, weil er es wagte, ihren Frieden zu stören und die Grenzen ihres Aufenthaltsortes zu überschreiten. Aber die Schlange des Jaś streckte ihr Köpfchen hervor und zischte ihnen etwas zu. Alle Schlangen schlichen mit Hochachtung auseinander und zeigten Jaś den Weg bis zum Palast des Königs. Der Palast war von Brillanten. Der König lag auf dem Gange und wärmte sich in der Sonne. Leicht war er zu erkennen, denn seine Krone leuchtete wie die Sonne.

Verwundert bei dem Anblick eines Unbekannten, fragte der König: „Was will hier dieser Mensch?“ Jaś antwortete: „Ich bringe dir einen Sohn, den ich vom Tode errettet habe; ich übergebe dir ihn, wenn du mir deine Krone schenkst!“ Der König war sehr erfreut, als er seinen einzigen Sohn unter dem Arme des Jaś erblickte. Er sprach jedoch zu

Jaś: „Fordere, was du willst, Gold, Schätze, nur nicht die Krone!“ „Nein, ich will nur die Krone, oder ich kehre nach Hause zurück und nehme deinen Sohn mit.“ „Hat dir dieser Milchbart mit der Krone schon den Kopf verdreht? — Ich schenke sie dir, aber sie bringt dir keinen Nutzen und kein Glück. Du wirst alles besitzen, was du dir wünschest, alles wird dir gelingen, aber das Glück wirst du nicht finden und über kurz oder lang bringst du mir die Krone zurück.“ Er schüttelte das Köpfchen, die Krone fiel hinunter. Jaś küßte den Königssohn und ließ ihn frei, nahm dann die Krone und steckte sie in die Tasche. Sie war ganz klein, ungefähr so groß wie ein Knopf. Auf dem Rückwege bemerkte Jaś, daß sich der Weg selbst vor ihm bahnte; die Sümpfe und Wälder teilen sich vor ihm, damit er einen trockenen und sicheren Weg gehen kann. So gelangte er wieder nach Hause. Hier fand er großes Elend; die Mutter ganz abgemattet vor Hunger, der Kater und der Hund so mager, daß sie nur Haut und Knochen waren. Jaś nahm die Krone in die Hand und sagte laut: „Ich wünsche etwas gutes zu essen!“ Sofort wurden, man weiß nicht woher, die besten Speisen aufgetragen. Sie hatten nun zu essen, zu trinken, sich zu kleiden, eine schöne Wohnung, so wie ein Herr. Die Mutter kam zu Kräften, der Hund und der Kater erkannten erst jetzt, was es bedeutet, Jaś zu dienen.

Und alle glaubten glücklich zu sein. Nur Jaś fühlte sich nicht glücklich. Alles war ihm zu wenig, mit nichts war er zufrieden. Er war bereits ein Jüngling und es kam ihm in den Sinn, zu heiraten. Aber mit wem? Wohl kannte er nicht nur eine Jungfrau im Dorfe. Er brauchte nur mit dem Finger zu bewegen, nur ein Wörtchen zu sagen und hundert Jungfrauen hätte er zur Auswahl und wäre glücklich; aber das paßte ihm nicht. Er blickte nicht einmal einer Jungfrau vom Hofe nach, vielmehr nahm er sich vor, sich im Königspalast eine Gemahlin zu suchen.

So erschien er denn in prächtiger Kleidung, bestehend aus Gold und Diamanten und auf einem herrlichen Pferde vor dem König. Nicht einmal der König hatte ein solches Pferd. Jaś brachte dem König reiche Geschenke und Kleinodien mit, wie sie der König in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Da der König seinen Untertan in diesem Reichtum sah, führte er ihn in seine Gemächer und zeigte ihm seine Tochter. Jaś gab auch ihr schöne Geschenke; die Königstochter nahm sie an, erkannte aber sofort, daß Jaś ein einfacher Mann sei, denn er hatte seine teuren und schönen Stiefel mit Birkenharz eingeschmiert. Der arme Jaś glaubte, daß das Birkenharz der Königstochter das größte Wohlgefallen bereiten würde; aber was Wunder? Er war ja im Walde aufgewachsen, wußte nicht, daß die Königstochter von Jugend an nur die ausgesuchtesten Speisen aß und darum besser duftete als ein Veilchen?!

Ungefähr nach einem Monate, als sich Jaś in dem königlichen Hofe schon mehr heimisch fühlte, bat er den König um die Hand seiner Tochter. Der König, verwundert über diesen Wunsch, antwortete: „Meine Tochter ist schon mit dem Fürsten der Letten verlobt, ich kann mein Wort nicht mehr zurücknehmen.“ Als aber Jaś dringender bat, sagte zu ihm der

König, indem er sich über ihn lustig machte: „Sieh, drei Meilen von hier steht ein großer Berg, und soweit man mit dem Blick reichen kann, gibt es nur Sümpfe. Trage den Berg zur Hälfte ab, schütte mit der Erde die Sümpfe zu, damit hier Menschen wohnen können, errichte auf dem Berge eine starke Festung und ein so festes Schloß, daß kein Feind es nehmen kann!“ Mit diesen Worten wollte ihm der König zu verstehen geben, daß es ihm ebenso unmöglich sei als einfacher Mann eine Königstochter zu heiraten, wie es ihm unmöglich ist, die Arbeit auszuführen.

Jaś entfernte sich, nahm die Krone aus der Tasche und sagte laut, er wünsche den Berg abzutragen, die Sümpfe zuzuschütten, das Schloß aufzubauen. Kaum hatte er den Wunsch geäußert, siehe, da begann sich der Berg zu schieben, die Erde fiel auf die Sümpfe und schüttete sie zu. Auf dem Berge begannen sich Mauern zu erheben, es entstand ein Schloß und ein prächtiger und fester Königspalast, wie es im ganzen Reiche keinen gab. Und das alles geschah in einer Nacht.

Als der König am folgenden Morgen aufstand, erblickte er das prächtige Schloß. Nicht einmal der Fürst der Letten besaß ein solches. Am meisten aber verwunderte sich der König über die Schnelligkeit, mit der das Schloß aufgebaut wurde. Eine Menge Volkes kam zum König und bat ihn um Land, und der König gab jedem, solange der Vorrat reichte.

Jaś erschien zum zweiten Male vor dem König und bat um die Hand seiner Tochter. Dem Könige war es jetzt unmöglich, die Bitte abzuschlagen. Sogar die Königstochter, bewogen durch die Wunder, willigte in das Verlöbniß mit Jaś ein. Denn sie fürchtete ihn, liebte ihn aber nicht und sang weinend in russischer Sprache:

„Wer mein Geliebter ist, das weiß ich wohl,  
Weiß aber nicht, mit wem ich leben soll.“

Es wurde eine Hochzeit gefeiert, wie sie die Welt weder sah noch kannte. Der Fürst der Letten war Brautwerber. Während der Hochzeitsfeier hatte dieser der Königstochter andauernd etwas ins Ohr zu sagen und umgekehrt die Königstochter ihm. Jaś sah das zwar, dachte aber, daß es so sein muß, daß es so die königliche Sitte fordert. Der arme Jaś freute sich und wußte nicht warum, wahrscheinlich deswegen, weil sich andere freuten. Da er selber sehr ehrbar war, glaubte er, daß es auch alle sind. Der König aber befahl seiner Tochter, mit ihrem Gemahl zu wohnen, und bat den Fürsten abzureisen. Beim Abschied weinte der Fürst und die Königstochter, wogegen man nichts tun konnte. Obwohl Jaś sehr gut und rechtschaffen war (selbst die Königstochter gab das zu), so hatte er doch kein königliches Blut. Er konnte nicht befehlen, sondern nur gut handeln, er konnte nicht fein tanzen und wenn er den Säbel in die Hand nahm, so meinte er, es sei ein Dreschflegel. Mit der Zeit jedoch gewöhnte er sich an alles. Seine Gemahlin begann ihm aus eigenem Interesse zu schmeicheln, ja sogar ihn zu küssen und Jaś verlor dadurch vollends die Besinnung und glaubte, daß er sehr glücklich sei.

Ungefähr nach zwei Monaten fragte ihn seine Gemahlin, auf welche Weise er das prächtige Schloß erbaut habe. Jaś offenbarte ihr alles, er

zählte ihr auch von der Schlangenkronen und zeigte sie ihr sogar. Das gerade wünschte sich die Königstochter. Noch an demselben Abend lud sie Gäste ein, womit Jaś einverstanden war. Alle wurden mit den besten Speisen bewirtet, und der Wein floß nur so allen über das Kinn. Die Königstochter schenkte Jaś in einem fort Wein ein; Jaś berauschte sich zum ersten Male in seinem Leben und lag wie leblos auf seinem Bett. Das „liebe Frauchen“ machte sich — ripps, rapps — an seine Taschen und fand die brillantene Krone. Darauf blickte sie auf den berauschten Jaś und sagte: „Ach! ach! wenn ich doch einmal diesen Jaś los würde und meinen geliebten Fürsten besitzen könnte!“ Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, war Jaś auch schon weg und an seiner Stelle der feine Fürst, ihr alter Geliebter. Die Königstochter war sehr erfreut; sie versteckte die Krone in das geheimste Versteck und wenn sie schlief, nahm sie dieselbe in den Mund und verbarg sie unter der Zunge.

Jaś kam unterdessen allmählich wieder zu sich; er schaut und sieht sich in seiner Hütte, in seinem Heimatsdorfe, der Hund und der Kater schmiegen sich an ihn, — nur die Mutter fehlt — denn sie ist gestorben. Er wußte nicht sofort, was das bedeuten sollte. Als er jedoch seine Taschen durchsuchte und die Krone nicht fand, merkte er sogleich, daß ihn die Königstochter in schändlicher Weise hintergangen hatte. Da vergoß Jaś bittere Tränen. Der Hund und der Kater erbarmten sich seiner und fragten ihn, warum er so weine. Jaś erzählte ihnen sein Unglück. „Ha, so gehen wir die Krone suchen und bringen sie dir,“ sprachen die guten Tiere.

Es begaben sich nun alle auf den Weg. Sie gehen und gehen — doch es geht sich nicht so schnell, wie man spricht — verschiedene Unglücksfälle erlebten sie auf der Reise, bis sie endlich das berühmte Schloß des Jaś erblickten. Jaś blieb im Walde zurück und wartete. Hund und Kater begaben sich zum Schloß. Sie mußten über einen Fluß. Der Kater stieg auf den Hund und sie schwammen hinüber. Als sie bei der Schloßmauer angelangt waren, wollte der Kater hinaufklettern, aber die Mauer war so glatt, daß ihm seine Krallen nichts nützten. Sie überlegten nun, wie sie in das Schloß kommen könnten. Während sie so nachsannen, hörten sie Musik; irgend ein Marsch wurde gespielt. „Was ist das?“ fragte der Hund und verbarg sich hinter einem Strauch. Der Kater duckte sich hinter ihm nieder. Da kriechen aus einem Loch Mäuse hervor, es war ein Mäusehochzeitszug. Voran gehen die Musikanten mit Bässen, Geigen und einer Pauke, dann die Brautwerber und Brautwerberinnen, weiter die Hochzeitsburschen mit ihren Frauen, hinter diesen das Brautpaar, der Bräutigam schön gekleidet, die Braut die schönste von allen Mäusen, hinter dem Brautpaar die Ehrenpersonen und die Gäste. Alles ging zur Trauung. Des Katers Augen funkelten, o, er war hungrig, hungrig! Doch der Hund sagt zu ihm: „Kater, mach keine Dummheiten, ergreif die Braut, erwürge sie aber nicht, im übrigen verlaß dich auf mich.“ — Hops — sprang der Kater und ergriff die Braut. Ihr hättest das Geschrei, die Verwirrung und die Angst der Mäuse hören und sehen sollen, als ihnen dieses schreckliche Unglück zustieß.

Sie stoben nach allen Seiten auseinander. Nur der Bräutigam streckte seinen Kopf aus dem Loch hervor um zu sehen, was mit seiner Braut geschieht. Und der Hund sprach: „Höre, Schwarzer, wir geben dir deine Braut zurück und tun ihr nichts, du mußt aber zu der Königstochter gehen und uns die Schlangenkronen bringen; du kennst ja hier alle Verstecke.“

„Wohl kenne ich sie“, antwortete der Bräutigam, „im Strumpf der Königstochter hat mich meine Mutter aufgezogen, aber zu der Krone kann ich nicht gelangen, denn die Königin trägt sie bei sich und versteckt sie während des Schlafes im Munde.“

„Was geht mich das an“, schrie ihm der Hund zornig an, „bringe die Krone oder leb wohl und verabschiede dich mit deiner Braut für immer!“

Der Bräutigam zog das Schwänzchen ein und eilte davon. Er kriecht in das Schlafzimmer der Königstochter. Siehe, da liegen zwei im Bette: der Fürst und die Königin; sie schlafen und schnarchen, daß einem das Herz lacht. Der Bräutigam sah der Königstochter zwischen die Zähne. Es war nicht möglich, die Krone herauszunehmen. Doch wozu hatte er den Verstand? Er steckte ihr das Schwänzchen in den Mund, begann damit zu wackeln, die Königin wachte auf und weil sie so was Rundes im Munde fühlte, spukte sie aus und die Krone fiel — hopp — auf die Erde. Die Königstochter sprang auf; doch ehe sie die Kerze angezündet hatte, war der Bräutigam mit der Krone davon und hatte sie dem Kater übergeben. Dieser ließ das arme Mäuschen, welches aus Angst mit den Zähnen klapperte, los. Alle Mäuse eilen aus den Löchern. Ei! wie sie den Mazur aufspielen: pi, pi, pi, pi, pi, pi, pi, pi! Das war eine Freude! Sogar dem Hund und dem Kater brachte man Käse, Wurst und Honig, damit sie sich freuten.

Nachdem sich Hund und Kater gesättigt hatten, verweilten sie nicht länger, sondern begaben sich auf den Weg. Als sie wiederum zu dem Flusse kamen, nahm der Kater die Krone zwischen die Zähne, stieg auf den Rücken des Hundes und sie begannen zu schwimmen. Auf einmal erblickte der Kater einen Fisch. Das habsüchtige Katerungetüm wollte ihn fangen — die Krone fiel ihm aus dem Munde. „O — Hilfe, Hilfe!“ schrie er. Der Hund wollte ihn im ersten Augenblick vor Ärger ertränken; bald aber mäßigte er sich und versetzte ihm erst am Ufer einen Rippen-triller. Dann befahl er ihm, den Schwanz ins Wasser zu tauchen und ihn so zu halten. Ein Hecht kam herangeschwommen und da er glaubte, daß es etwas zu essen ist, schnappte er nach dem Schwanze. Der Kater miaute vor Schmerz, aber der Hund faßte den Hecht sofort beim Halse und zog ihn ans Ufer. Hier trennte er ihn sofort auf und fand in seinem Innern die Krone. Er gab sie nicht mehr dem Kater, weil dieser zwar rechtschaffen, aber dumm war. So kamen sie zu Jaś und übergaben ihm die Krone. Jaś dankte ihnen aufs herzlichste für den Dienst und begab sich sofort zum König. Der König wußte von nichts und da beklagt sich Jaś vor ihm über die Königin! „Das kann nicht sein, du verstehst sie nicht zu schonen!“ „Nun gut“, sagte Jaś, nahm die Krone in die Hand

und sprach: „Man soll die Königin mitsamt dem Bette herbringen!“ Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, so öffnet sich die Tür, das Bett kommt herein und in ihm liegen der Fürst und die Königstochter. Ei, wie ergreift da der alte König das Kerbholz, wie beginnt er beide zu prügeln, daß sie vor Schmerz und vor Scham seufzten! Schließlich trat Jaś für sie ein und nahm dem Könige den Stock weg. Doch was war zu tun? Jaś sah, daß die Königin nicht für ihn bestimmt war. Er wollte sie nicht zur Liebe zwingen, obwohl er das Recht dazu hatte. Ein solches Leben mit der Königin wäre ja dem Tode gleich gewesen. Was tat er nun? Er stand auf und sprach folgendermaßen zu ihnen: „Ich könnte euch töten, verbrennen, vernichten, doch was hätte ich davon? Lebt ihr lieber im Glück, ich gehe in die Welt!“ Weg war er und kehrte nie wieder zurück.

Jaś begab sich mit der Krone zum Schlangenkönig und gab sie ihm zurück. Zugleich erzählte er ihm sein Unglück. Die Schlange sprach zu ihm: „Ich sagte dir doch, daß du niemals auf der Welt wahres Glück finden wirst. Gut und Ruhm wirst du besitzen, die Leute aber werden es dir mißgönnen, denn sie wissen nicht, daß der einfache Mann oft hundertmal glücklicher ist als der mächtigste König.“

Es lebte nun Jaś zusammen mit dem Hunde und dem Kater im Palaste des Schlangenkönigs bis an seines Lebens Ende<sup>1)</sup>.

---

### Das Märchen vom Fisch<sup>2)</sup>.

In einem Hause wohnten ein Mann und eine Frau. Sie hatten nichts zu essen und nährten sich nur von Fischfang. Einmal gingen sie auch Fische fangen. Da fingen sie einen wunderschönen Fisch. Der sprach zu dem Manne: „Laß mich frei, so treibe ich dir soviel Fische zusammen, daß du kaum das Netz aus dem Wasser wirst herausziehen können.“ Er ließ den Fisch schwimmen. Dieser trieb ihm soviel Fische zu, daß er sie nur mit Mühe herausziehen konnte. Am nächsten Tage geht der Mann wieder zum Fischfang; wieder fing er denselben Fisch, wiederum sagte ihm dieser: „Laß mich frei, so treibe ich dir soviel Fische zu wie gestern.“ Der Mann ließ den Fisch frei und fing wieder soviel Fische wie gestern. Er begab sich damit in die Stadt und verkaufte sie. Und am dritten Tage fing der Mann denselben Fisch; der sprach zu ihm: „Jetzt reiß mir den

---

<sup>1)</sup> Ein ähnliches Märchen berichtet Kolberg aus Kujawien. Ein Junge kauft aus Mitleid für 1½ Gulden, für die er Brot aus der Stadt für seine arme Mutter kaufen soll, zuerst ein Hündchen, dann eine Katze und zuletzt einen jungen Löwen. Die Mutter vertreibt ihn. Auf dem Wege bittet ihn ein Löwe um den jungen Löwen und gibt dem Jungen einen Ring, der ihm alles schafft, was er will. Er kommt zu einem Palast und läßt sich einen noch schöneren bauen. Der Besitzer des Palastes ergreift ihn, nimmt ihm den Ring und läßt den Jungen in einen Brunnen vermauern. Der Hund und die Katze bringen ihm zu essen und auch den Ring. Vgl. Kolberg: Serya III, S. 143 ff.

<sup>2)</sup> Das Märchen stammt aus Jaémierz, einem Städtchen im Kreise Sanok, und ist erzählt von Magierowski im „Lud“ Bd. V, S. 170 ff.

Kopf ab, wirf ihn in den Brunnen, vom Schwanz gib einen Teil dem Hund, einen Teil deiner Frau und einen Teil iß du selber auf.“ Der Hund bekam sofort zwei Junge, die Frau zwei Kinder, der Mann zwei Pferde und im Brunnen lagen zwei Soldatenuniformen<sup>1)</sup>.

Ein Mann nahm eine Uniform, einen Hund und ein Pferd und begab sich auf die Reise. Er kam in einen Wald, in dem lebte ein Drache und wen sich der Drache auswählte, den mußte man ihm geben. Und es stand in dem Walde die Königstochter, die von dem Drachen verzehrt werden sollte. Der Mann sprach zu ihr: „Nimm du diesen Hund und dieses Pferd, ich gehe für dich in den Tod.“ Hinter einer Kiefer stand aber ein anderer Mann und schaute. Es kam zuerst ein Drache heran, der hatte vier Köpfe; der Mann hieb die vier Köpfe ab und warf sie weg. Ein zweiter Drache kam herankrochen, der hatte acht Köpfe; der Mann hieb die acht Köpfe ab, schnitt die Zungen ab, befestigte sie an einer Schnur und steckte sie in den Beutel. Der Drache war tot. Er nahm sich den Hund und das Pferd wieder und sagte zu der Königstochter, daß er sie heiraten wolle. Der zweite Mann, der hinter der Kiefer stand und zuschaute, sagte, er habe den Drachen getötet. Die Hochzeit wurde gefeiert (mit dem, der hinter der Kiefer stand), der andere fuhr in ein Gasthaus und sagte dem ersten, daß sie nichts von der Hochzeit haben würden. Der erstere fragte: „Warum nicht?“ — Der Drachentöter nahm ein Stück Papier, schrieb darauf etwas nieder, band es dem Hund an den Hals und schickte ihn zu der Königstochter. Der Hund begann zu springen und sich zu freuen. Die Königstochter nahm den Hund auf, band das Kärtchen los und las es durch. Darauf gab sie dem Hund ein großes Stück Fleisch für den Weg, und schickte ihn wieder zurück. Sofort begann die Königstochter zu weinen und weigerte sich, den Mann zu heiraten. Er wurde getötet und derjenige, der den Drachen getötet hatte, heiratete nun die Königstochter.

Einmal gingen sie spazieren und kamen in ein Städtchen, wo alle Leute, die auf dem Jahrmarkt waren und Kühe kauften, einst zu Steinen verwandelt wurden. Sie kehrten aus dem Städtchen nach Hause zurück. Zu Hause wollten sie Karten spielen. Der Mann brachte dazu für sich ein Glas Wasser und für die Königstochter ein Glas Rum. Er fragte seine Frau: „Frau, welches wünschst du, das weiße oder das rote?“ Sie antwortete: „Das rote!“ Sie trank, berauschte sich und schlief ein. Er nahm sein Pferd und seinen Hund und brach in das Städtchen auf. Auf dem Stadttore saß eine alte Frau. Das Pferd und der Hund knurrten sie an. Da sagte zu ihm die Frau: „Nimm diesen Stock und schlage damit das Pferd und den Hund, denn anders kommst du nicht über die Grenze.“ Er nahm den Stock, schlug mit ihm das Pferd und den Hund, und verwandelte sich sofort in einen Stein. — Aus der Uniform, die beim Fischer geblieben war, begann Blut zu fließen und der Mann, der noch zu Hause war, brach auf, um den anderen zu suchen. Er kam in die Stadt, wo der

<sup>1)</sup> Vgl. das Märchen „Von einem Fischer und seinen drei Söhnen“.

andere verheiratet war, und da beide ganz gleich waren, sagte zu ihm die Witwe: „Mann, Mann, wo warst du so lange?“ Sie fuhren wiederum in das Städtchen. Der Mann fragte die Witwe: „Was ist das für ein Städtchen?“ Sie entgegnete: „Habe ich dir nicht gestern gesagt, daß das eine verzauberte Stadt ist?“ Sie kamen wieder nach Hause, begannen Karten zu spielen und der Mann brachte wiederum Wasser und Rum und fragte die Königstochter: „Was willst du, das rote oder das weiße?“ Sie antwortete: „Das rote,“ berauschte sich und ging schlafen. Der Mann nahm das Pferd und den Hund und machte sich auf, den Bruder zu suchen. Er gelangte in das Städtchen, erkannte seinen Bruder, das Pferd und den Hund und dachte nach, wie er ihn erlösen könnte. Er kam an das Tor. Dort saß die Frau und das Pferd und der Hund knurrten sie an. Sie sagte zu ihm: „Nimm diesen Stock und schlage damit das Pferd und den Hund.“ Er nahm ihn, stürzte die Frau vom Tore herunter, schlug sie tot und ritt hinter das Tor.

Er gelangte zum König. Die Königstochter sprachen zu ihm: „Halte es hier eine Nacht aus; es wird ein Pole zu dir kommen; das wird der Teufel sein; wenn er dich auch stößt und schlägt, so sage nichts.“ Am folgenden Tage stand er auf. Die Königstochter wuschen ihn, kämmten ihn und sprachen: „Halte es noch diese Nacht aus; es wird ein Herr zu dir kommen; das wird auch der Teufel sein.“ Der Teufel kommt zu ihm, schüttelt und schlägt ihn, aber er sagt nichts und steht wieder auf. Die Königstochter wuschen und kämmten ihn. Alle waren schon halb lebend, halb noch versteinert. Die Königstochter sprachen zu ihm: „Halte noch diese Nacht aus und du wirst alle Menschen erlösen. Jetzt wird ein Priester zu dir kommen, aber auch das wird der Teufel sein. Sage nichts, wenn er dich auch schüttelt und schlägt.“ Der Teufel schlägt und schüttelt ihn. Er ruft aus: „Jesus, Maria!“ Der Teufel lief davon und alle Menschen waren erlöst.

### Die goldene Ente<sup>1)</sup>.

Es lebte einst ein Müller. Der hatte die Mühle eines Herrn in Pacht. Doch nur sehr wenige Leute brachten ihm Getreide zum Mahlen. Darum konnte der Müller nicht einmal für seinen Lebensunterhalt genügend verdienen und war gar nicht im stande, dem Herrn den jährlichen Pachtzins zu zahlen.

Es herrschte also im Hause des Müllers eine solche Not, daß man sie nicht einmal mit der Axt hätte totschiagen können. Der liebe Gott schenkte dem Müller eine Tochter, welche Marysia (Marie) hieß. Sie war zwölf Jahre alt. Der Vater nahm sie schon öfter zum Fischfang mit und unterrichtete sie, wie sie Fische fangen sollte.

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Przebieczany, einem Dorf im Kreise Wieliczka, und ist entnommen den „Materjaly antropol.-arheol. i etnogr.“, Bd. I, S. 85.

Eines Tages sagt er zu Marysia: „Marysia, nimm ein Netz und eine Kanne und geh Fische fangen; ich gehe unterdessen in den herrschaftlichen Wald um Reifen zu holen; beeile dich, daß du fürs Mittagessen paar Fische fangen kannst.“

Verwundert begab sich Marysia mit dem Netz und der Kanne zum Fischfang. Als sie an den Fluß gekommen war, blieb sie bei dem Wasser stehen und dachte bei sich: „Elend ist mein und meiner Eltern Leben, da wir nichts zu essen und keine Bekleidung haben und dem Herrn den jährlichen Pachtzins nicht bezahlen können. Es sind dies gut 40 Gulden, von wo soll man sie nehmen? Mein Vater hat schon für drei Jahre nachzubezahlen und die Leute bringen kein Getreide zum Mahlen, da es so wenig Wasser gibt, daß sich nicht einmal ein Fisch darin verstecken kann.“

Nach dieser schmerzlichen Überlegung näherte sich Marysia der Flußstelle, an der die Fische gewöhnlich ihre Versammlungen abhielten. Sie setzte sich an das Wasser und schaute den Fischen zu. Da überkam sie Müdigkeit, sie schlief ein und schlief drei Stunden lang.

Als sie erwachte, war es bereits zum Fischfang zu spät, denn die Mittagszeit war vorüber. Trotzdem tauchte die rüstige und gewandte Marysia das Netz ins Wasser. Einen einzigen, aber sehr schönen Fisch, zog sie heraus. Der hatte silberne Kiemen. Marysia nahm ihn in die Hand und sprach zu sich selbst: „Dieses Fischlein reicht für unser aller Mittagbrot.“ Dann wollte sie ihn in die Kanne legen. Da beginnt jedoch das Fischlein zu Marysia zu sprechen: „Meine Liebe, nimm mich nicht mit; sieh doch, wie armselig und mager ich bin, ihr würdet nicht viel an mir haben und kaum merken, daß ihr etwas gegessen habt. Wirf mich ins Wasser zurück; und wenn du nach Hause kommst, so sage deiner Mutter, daß du krank bist. Leg dich ins Bett und schlafe. Wenn du aufwachst, findest du an Stelle des Strohs lauter silberne und goldene Thaler im Bette. Nur mußt du deine Mutter bitten, daß sie dich nicht aufweckt<sup>1)</sup>.“

Marysia jedoch ging ein Stück weiter, warf das Netz ins Wasser und zog einen zweiten Fisch heraus, der dem ersten ähnlich war. Sie freute sich, daß er ein wenig größer war als der erste. Als sie den Fisch aus dem Netz nimmt und in die Kanne werfen will, spricht er zu ihr:

---

<sup>1)</sup> Wunderbare Fische treten auch sonst in den Märchen auf. So wird in einem Märchen aus Modlniczka in Galizien eine Herrin, die viele Jahre keine Kinder hat, durch den Genuß eines Fisches fruchtbar und gebiert einen Sohn. S. Kolberg: Lud. Serya VIII, S. 63. Oder in einem Märchen aus Leszno in Posen geht der faule Sohn einer Witwe Fische fangen, fängt schließlich einen Fisch, der ihn aber bittet, ihn wieder loszulassen, er werde ihn dafür glücklich machen. Mit der Hilfe des Fisches erhält nun der Faulenzer alles, was er sich wünscht. S. Kolberg: Lud. Serya XIV, S. 63. In einem anderen Märchen aus Tomaszowice in Galizien fangen Fischer einen Fisch, der zur Hälfte ein alter Mann mit ehernem Bart und silbernen Augen ist, und bringen ihn dem Königsohn. Der Fisch bittet diesen, er solle ihn loslassen, dadurch würde er erlöst werden. Zum Danke für die Befreiung erhält der Prinz alles, was er liebt, führt alles aus, was er denkt, und besiegt alles, womit er kämpft. S. Kolberg: Lud. Serya VIII, S. 10. Vgl. auch Kolberg: *ibid.* S. 105, wo ein gefangener Fisch dem König dreierlei Warnungen gibt.

„Nimm mich nicht mit; wenn du nach Hause kommst, so lege dich ins Bett; beim Aufwachen wirst du goldenes Haar haben<sup>1)</sup>.“

Hoch erfreut ließ Marysia den Fisch schnell ins Wasser fallen, nahm das Netz auf die Schulter, die Kanne in die Hand und eilte nach Hause. Dort angekommen sagt sie zu ihrer Mutter: „Mütterchen, ich habe großes Kopfweh.“ — „Hast du wenigstens ein Fischlein gefangen?“ fragt sie die Mutter. — „Mütterchen, zu meiner Verzweiflung hab ich nicht ein einziges gefangen,“ antwortet die Tochter.

Marysia legte sich ins Bett und bat die Mutter, sie mit einem Tuch zudecken zu wollen. Wenn sie einschlafe, werden vielleicht die Kopfschmerzen aufhören. „Liebes Töchterlein, leg dich nur hin und schlafe, vielleicht hört das Kopfweh auf,“ sagte zu ihr die Mutter.

Marysia schlummerte ein und schlief. Inzwischen kehrt der Vater aus dem Walde zurück, bringt die Reifen mit und spricht: „Ist sie schon von dem Fischfang heimgekehrt?“ „Ja,“ antwortet die Müllerin, „aber sie ist sehr krank.“ „Wo ist sie?“ — fragt der Müller — „ich werde ihr schon die Krankheit austreiben; sie war bei den Hirten, schlug sich mit ihnen herum, fing keine Fische und kommt jetzt ohne etwas nach Hause. Was sollen wir nun zu Mittag essen?“ Doch die Müllerin sagt: „Mein lieber Mann, laß sie in Ruhe, mag sie sich ausschlafen, du siehst, daß wir nur eine Tochter haben, und sie ist so hübsch und wohlgestaltet; vielleicht reicht sie uns einmal ein Stück Brot.“

Mit Ungeduld erwartete der Müller das Aufwachen seiner Tochter; doch wollte er ihren Schlaf nicht stören. Nach einiger Zeit wachte Marysia auf. Ihr Blick fiel zuerst auf die Schuhe, weil sie sehen wollte, ob sie welche an hat. Da sieht sie, daß sie mit Gold und Silber umkleidet sind. Darauf bemerkt sie, daß auch ihr Haar golden ist. Sie nimmt ein Tuch und bindet es um, damit kein einziges Haar zu sehen ist. Etwas später steckt sie die Hand unter die Bettdecke und fühlt, daß kein einziger Strohalm im Bette liegt, sondern lauter Thaler und Dukaten.

Sie ruft nach der Mutter: „Mutter, kommt mal schnell her, ich habe Euch etwas zu sagen.“ Diese eilt herbei. „Mutter, mein ganzes Bett ist voll Geld; wie hat uns Gott versorgt!“ Die Mutter schaut hin — es ist wahr. Wojtek<sup>2)</sup> kommt schnell herbei, sieht es, freut sich gewaltig und nimmt einige Thaler. Damit eilt er in die Stadt und kauft Brot und andere Speisen. Nachdem sie sich satt gegessen hatten, zählte der Müller soviel Thaler ab als er dem Herrn schuldig war, trug sie ihm hin und bedankte sich, daß er solange gewartet. Der Herr veranstaltete gerade einen Ball, denn der König war bei ihm, der das ganze Königreich beherrschte und ein Kavalier war. Er suchte eine Jungfrau, die goldenes Haar hätte.

<sup>1)</sup> Jungfrauen mit goldenem Haar kommen auch sonst in den Märchen vor. Vgl. Kolberg: Lud. Serya VIII, S. 54. Einer Herrin wird eine Tochter geboren, die goldenes Haar hat, Perlen weint und Rosen lacht. — In einem anderen Märchen aus Tomaszowice gebiert eine Frau nach Genuß eines Apfels einen Sohn mit goldenem Haar. S. Kolberg: bid: S. 52.

<sup>2)</sup> Wotjek = Wojciech ist der polnische Name für Walbert.

Fände er eine solche, so sollte sie seine Gemahlin werden, ganz gleich, aus welchem Stande sie sei.

Der Müller setzte sich auf ein Stühlchen und blieb so sitzen, während ihn die Herren nach verschiedenen Kleinigkeiten fragten. Als er nach langer Zeit immer noch nicht zu sehen war, sagte die Müllerin zu Marysia: „Weist du, Marysia, binde dir ein Tuch um, gehe in den Gutshof und hole den Vater, denn wir brauchen ihn.“ Marysia tat, wie ihr die Mutter befohlen, ging in den Gutshof und eilte dem Korridor zu. Vor dem Korridor stand gerade der König, den sie nicht bemerkte. Sie gelangte unter herabhängende Baumäste, duckte sich nicht und die Zweige erfaßten das Kopftuch. Marysia lief weiter, das Kopftuch blieb in den Zweigen hängen. Der König erblickte ihr goldenes Haar und fand solches Gefallen an ihr, daß er mit ihr sprechen wollte. Aber er konnte nicht. Denn Marysia rief ihren Vater und eilte schnell nach Hause zurück. Da ging der König zu dem Müller und fragte ihn: „Wem gehört diese wunderschöne Jungfrau?“ „Das ist meine Tochter,“ antwortet der Müller und will nach Hause gehen. Doch der König fragt weiter: „Wie alt mag sie sein?“ „Zwölf Jahre,“ entgegnet der Vater. — „Ihr müßt mir Eure Tochter zur Gemahlin geben.“ — „Ich kann sie dir nicht geben,“ antwortet der Müller. — „Versuchst du dich zu weigern, so umzingelt morgen ein Heer dein Haus, tötet dich und deine Frau und nimmt deine Tochter weg.“

Voll Kummer begab sich der Müller nach Hause. Der König setzte sich in seinen Wagen, fuhr in den Palast und gab den Heeresleitern den Befehl, daß morgen um 7 Uhr zu einem Manöver gerüstet werden soll.

Am folgenden Tage erschien der König mit seinem Heere und umzingelte das Haus des Müllers so, daß man nicht einmal einen Finger zwischen die Soldaten stecken konnte. Der König trat in das Haus und sprach: „Willigst du, Müller, in alles ein, was ich dir sage? Gibst du mir deine Tochter nicht zur Gemahlin, so laß ich dich und deine Frau töten und nehme mir die Tochter.“

Der Müller denkt, daß es besser sei sein Leben zu bewahren als eines schweren Todes zu sterben und sagt: „Ja, ich gebe sie dir; nimm sie dir in deinen Königspalast.“

Der König nahm die Jungfrau, setzte sie in seinen Wagen und fuhr mit ihr davon. Freudig gelangte er an seinen Palast und führte Marysia hinein. Dann ging er sofort zum Priester, erzählte ihm, daß er sich eine Jungfrau gebracht habe, die zwar aus armem Stande stamme, aber sehr schön und wohlgestaltet sei. „Sie gefällt mir, ich will sie heiraten.“ Der Priester willigte in die Heirat ein und Marysia wurde bald Königin.

Der König liebte es, auf Jagd auszufahren. Schon zweimal hatte er Marysia verlassen, ohne zu ahnen, daß ihr ein Unglück zustoßen könnte.

Als er wieder einmal zur Jagd ausgefahren war, kam die Tochter seiner Stiefmutter zu Marysia und sprach: „Meine Liebe, würdest du mir nicht Erde von dem süßen Apfelbaum holen?“ Die ehrbare Marysia, die jedem Menschen zu Gefallen sein wollte, sollte sich damit selbst das Fangnetz bereiten, ohne es zu vermuten.

Die Tochter der Zauberin brachte die Erde ihrer Mutter und sprach: „Hier bringe ich dir die Erde.“ Und die Zauberin entgegnete hierauf: „Jetzt wirst du eine Zeit lang Königin sein.“ Marysia verwandelte sich in eine goldene Ente, verschwand im Wasser und war lange Zeit nicht zu sehen<sup>1)</sup>).

Der Königspalast verlor seine Königin. Die Tochter der königlichen Stiefmutter kam in den Palast, wohnte dort und herrschte über alles.

Eines Tages, da der König von der Jagd zurückkehren sollte und nicht mehr sehr weit vom Palaste entfernt war, blickte die Tochter der Zauberin bald durch ein Fenster, bald durch die Tür hinaus, um zu sehen, aus welcher Richtung er kommt. Als er nicht mehr weit entfernt war, lief sie ihm entgegen und sprach: „Lieber Gemahl, da du zur Jagd ausfuhrest, sahst du, daß ich goldenes Haar hatte, jetzt aber ist mein Haar schwarz.“ Der König antwortete: „Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen, ich bin darum nicht besorgt; da ich dich einmal genommen habe, mußt du auch dein Leben bei mir beenden.“ So verging eine geraume Zeit. Aber der König fühlte zu der Tochter der Zauberin keine Liebe, später konnte er sie gar nicht mehr sehen, konnte sie nicht leiden, sie gefiel ihm nicht, denn sie war nicht so, wie früher.

Einmal ging der König in den Garten zu den Blumen und roch an ihnen. Die Leute auf dem Lande sind nämlich schon seit lange daran gewöhnt, die Blumen, welche sie finden, abzureißen und sie an den Hut zu stecken. Und der Adel erst, der zieht, sobald er eine Blume erblickt, dieselbe an sich, um daran wenigstens zu riechen.

Eines Tages tauchen aus dem Gartenteiche zwei schöne Knaben empor, beide ganz gleich an Wuchs und Aussehen. Der König sieht, wie sie in die Schule gehen. Sie hatten Lederriemen, Bücher und Tafeln und schritten durch den Garten, als ob sie von jemand geführt würden. Da sie dem König gefielen, dachte er daran, sie in den Palast zu nehmen, doch wagte er noch nicht, ihren Weg zu stören. Bei ihrer Rückkehr aus der Schule fragte er sie: „Knaben, habt ihr es weit nach Hause?“ Und sie antworteten: „Unsere Mutter wohnt in dem Teiche!“

Darauf gingen die beiden Knaben in ihre Wohnung, den Teich. So vergingen drei Tage. Der König wollte sie wiederum in seinen Palast führen, wartete aber, bis sie aus der Schule zurückgingen. Am folgenden Tage trat er in den Garten. Die Knaben gingen in die Schule, näherten sich dem König, küßten ihm die Hände, verneigten sich und schritten weiter. Auf ihrem Rückwege sagte er zu ihnen: „Knaben, ich nehme euch in meinen Palast, ihr könnt bei mir wohnen.“ Die Knaben antworten: „Wir wollen zuerst unser Mütterchen fragen, vielleicht kommen wir dann von selbst.“ Sie gingen in den Teich, erzählten alles ihrer Mutter, worauf sie sagte: „Gut. Wenn ihr am dritten Tage wieder in die Schule geht und der König im Garten ist und euch ausfragt, dann verneigt euch

<sup>1)</sup> Über Verwandlung von verzauberten Jungfrauen in Enten vgl. Kolberg: Lud-Serya XIV, S. 38.

vor ihm und sagt: „Lieber Vater, wir kommen mit großer Freude zu dir.“ — So geschah es.

Freudig nahm sie der König mit, gab ihnen zu essen und zu trinken und sie wohnten eine Zeit lang bei ihm. Sie besuchten weiter die Schule. Eines Tages sprachen sie zum König: „Lieber Vater, alle Knaben haben Federmesser zum Beschneiden der Federn, nur wir haben kein Messer.“ Der König schickte einen Lakai in den Kaufladen und ließ zwei der besten Federmesser für die Knaben kaufen, über die sie sich sehr freuten.

Einmal fuhr der König spazieren und kehrte vor 10 Uhr nachts nicht zurück. Die Knaben warteten auf ihren Vater, konnten ihn aber nicht erwarten und gingen schlafen. Da paßte die Tochter der Zauberin auf, bis sie eingeschlafen waren, dann nahm sie ein langes Messer, durchschnitt ihnen die Kehle und legte jedem sein Federmesser in die Hand. So schliefen beide bis zum hellen Tage und atmeten nicht, denn sie waren tot.

Der König, der in der Nacht heimkehrte, sah nicht mehr nach den Knaben, weil er dachte, daß sie früh, wenn sie ausgeschlafen haben, selbst zu ihm kommen. Doch er schlief eher aus als die Knaben. Er stand auf und eilte zu ihnen, um zu sehen, warum sie nicht zu ihm kommen, ob sie zu tief schlafen. Er kommt herzu und sieht, daß ihre Kehlen durchschnitten sind und sie ihre Federmesser in den Händen halten. Betrübten Herzens weinte er über sie, weil sie sich selbst getötet haben. Sogleich ließ er in dem Garten eine Kapelle bauen und die beiden Knaben darin bestatten. Jeden Tag suchte er sie auf, aber sie blieben so wie sie waren.

Eines Abends ging der König im Garten spazieren. Da sah er eine goldene Ente vom Teiche kommen, welche sprach: „So, so!“ Sie ging in die Kapelle hinein, setzte sich auf das Grab und sprach: „Kinder, meine lieben Kinder, umsonst seid ihr hinaufgegangen.“ Der König schlich leise an die Kapelle, lauschte und vernahm diese Worte. Als die elfte Stunde nahte, erhob sich die goldene Ente und ging in den Teich zurück. Am folgenden Tage ließ der König die Kapelle von Soldaten umzingeln, welche die Ente fangen sollten. Sie kommt auch in der zweiten Nacht und spricht: „So, so!“ — tritt in die Kapelle und betet für ihre Kinder. Die Soldaten wollen sie fangen, doch sie fliegt über sie hinweg und eilt in den Teich.

Am dritten Tage ging der König selbst in die Kapelle, stellte sich hinter die Tür und wartete, bis die goldene Ente kommt. Sie erschien abermals, setzte sich auf das Grab und sprach: „Kinder, meine lieben Kinder, umsonst seid ihr hinaufgegangen.“ Der König machte die Tür zu, ergriff die Ente und steckte sie unter den Mantel. Sie kratzte ihn und schrie, konnte ihm aber nicht entlaufen. So hielt er sie bis 12 Uhr. Da verwandelte sich die goldene Ente wieder in die Marysia und war ebenso schön wie früher. Nachdem sie ihm alles erzählt hatte, begann der König über sie zu weinen und nahm sie mit sich. Sie umarmte ihn so fest, daß er kaum atmen konnte. Beide gingen zusammen in ein Gemach und schliefen miteinander bis zum hellen Morgen. Die Tochter der Zauberin schlief allein, ohne etwas von ihrer Entlarvung zu ahnen.

Sobald der König in der Frühe aufgestanden war, nahm er ein Schwert

und hieb der Zauberintochter das Haupt ab. Ihren Leib ließ er von den Soldaten ins Wasser für die Fische werfen. Darauf wurde das Haus der Zauberin von Soldaten umzingelt. Sie sollte im Schlafe ergriffen werden.

Nach der Gefangennahme sagte der König zu seiner Stiefmutter: „Komm und erwecke mir meine Söhne.“ „Ich besitze nicht die Salbe, mit der ich sie erwecken könnte“, antwortete die Zauberin. Da sie jedoch sah, daß ihr der Tod drohe, schrieb sie einen Brief an eine andere Zauberin, die weit hinter dem Wasser wohnte. Sie sollte ihr die Salbe schicken.

Nach Empfang der Salbe ging die Zauberin in die Kapelle und bestrich mit ihr die beiden Söhne unterm Kinn. Sogleich erhoben sich diese, erkannten ihre Mutter und gingen in den Palast.

Der König ließ die Zauberin auf eine Brücke führen, wo sie von Pferden zerstampft wurde. Er selbst begab sich zum Priester und bat ihn, das Aufgebot zu verkünden. Zwei Wochen später wurde eine große, fröhliche Hochzeit gefeiert; sie lebten nun glücklich weiter.

---

### Von einem königlichen Schwager, der in ein Pferd verzaubert war<sup>1)</sup>.

Einst ging ein Knabe des Weges mit einem Manne, der ein furchtbarer Zauberer war und die meiste Bekanntschaft mit den Versuchern hatte. Er besaß ein Haus im Walde, wo er allein wohnte. In der Nähe seines Hauses überfiel er den Knaben und fragte ihn: „Wohin gehst du, Knabe?“ — „Ich gehe in die Welt Dienst suchen“, antwortete der Knabe. „Hör mich mal an, Knabe!“ Der Knabe blieb stehen um zu hören, was ihm der Mann sagen wollte. „Würdest du bei mir Dienst annehmen?“ Der Knabe wußte nicht, was das für ein Mann war, womit er sich beschäftigte, ob er eine Wirtschaft hatte. Der Mann fragt ihn weiter: „Für wieviel Lohn möchtest du bei mir bleiben?“ Der Knabe antwortet: „Der Herr weiß doch, wieviel er seinen anderen Dienern zahlt; dasselbe will auch ich haben.“ Darauf der Zauberer: „Nun, wir werden schon nicht darüber in Streit geraten.“ Mit diesen Worten nahm er ihn in sein Haus.

Er gab ihm zu essen, Wein zu trinken und sprach dann: „Ich fahre jetzt auf Reisen, werde drei Tage nicht hier sein. Unterdessen bleibst du hier in dem Stüblein sitzen, mußt es auskehren und ordentlich halten. Außerdem will ich dir noch sagen: Es sind fünf Zimmer hier, keines ist zugeschlossen. Daß du ja in keines von den Zimmern hineinschaust<sup>2)</sup>; denn wenn du hineinschaust, erkenne ich es sofort bei meiner Rückkehr

---

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Przebiczany, einem Dorf im Kreise Wieliczka in Galizien, und ist entnommen den „Materyaly antropol.-arheol. i etnogr.“, Bd. I, Teil II, S. 78 f.

<sup>2)</sup>Über das Motiv der verbotenen Zimmer vgl. die Anmerkung zu „Der goldene Krug“.

und ich würde dich dafür so durchprügeln, daß du gar nicht wüßtest, in welcher Gegend dein Vater wohnt.“ So sprach der Zauberer zu dem Knaben und fuhr weg.

Der Knabe stand auf, grämte und langweilte sich. Einen Tag hielt er es aus, ohne in die Zimmer hineinzuschauen. Auch am zweiten Tage blieb er standhaft. Als ihn aber am dritten Tage die Lust erfaßte, blickte er in das erste Zimmer hinein. Darinnen befand sich nichts außer einem Fach, auf dem ein kleines Steinchen lag.

Kaum hatte er das Zimmerchen verlassen und sich auf eine Bank gesetzt, so kam auch schon der Zauberer. Sogleich schrie er den Knaben an: „Du warst schon in meinem Zimmer? Das erste Mal will ich's dir noch verzeihen, doch beim zweiten Mal werde ich dich so durchhauen, daß du dein ganzes Leben lang daran denkst; jetzt fahre ich für die ganze Woche weg; merke dir, daß du das zweite Zimmer ja nicht betrittst.“

Der Knabe hielt es den ersten, zweiten und dritten Tag aus. Am vierten Tage jedoch erfaßte ihn die Neugierde und er schaute in das zweite Zimmer. Dort war nur ein Fläschchen mit Wasser. Da dachte der Knabe bei sich: „Der Herr hat doch gar keinen Grund gehabt, mir das Betreten zu verbieten, es ist ja nichts drin.“ Er schaute sich alles an, ging dann in sein Stübchen und blieb dort, bis der Herr nach einer Woche zurückkehrte. Sofort fragt er ihn: „Warst du in dem Zimmer?“ „Nein, ich war nicht dort“, antwortet der Knabe. Doch glaubte ihm der Zauberer nicht, sondern ging in das zweite Zimmer, erkannte, daß es der Knabe betreten hatte, kehrte zurück und sprach: „Du sagtest, du wärest nicht drin gewesen und warst doch drin; jetzt sehenke ich dir nicht mehr die Strafe.“

Er ergriff einen Stock und prügelte den Knaben so durch, daß er drei Tage krank war. Dann sprach er abermals zu dem Knaben: „Jetzt fahre ich für zwei Wochen weg; daß du mir ja nicht in das dritte Zimmer hineinschaust, sonst bekommst du von mir mehr Schläge, als du Brot bei deinem Vater gegessen hast.“ Hierauf fuhr der Zauberer fort.

Der arme Knabe blieb allein. Während der ersten Woche schaute er nicht hinein. In der zweiten Woche erfaßte ihn wiederum die Lust hineinzusehen, hielt sich aber doch noch zurück, weil er wußte, daß er dann tot geschlagen würde. Schließlich betrat er doch das dritte Zimmer. Nur ein Dornenstock war darinnen. Der Knabe spricht bei sich: „O, einen schönen Grund hattest du, mir das Betreten zu verbieten; du fürchtestest, daß ich dir was stehle, dabei gibt es hier nichts zum Stehlen.“

Es nahte der Tag, an dem der Zauberer zurückkehren sollte. Bei seiner Ankunft fragt dieser den Knaben: „Warst du darinnen?“ Zitternd antwortet der Knabe: „Nein, ich war nicht darin.“ Der Zauberer ging selbst in das Zimmer, erkannte sofort, daß er dort war und redete den Knaben an: „Hab ich dir nicht gesagt, du solltest nicht hineingehen und daß ich dich totschlage, wenn du es tust?“ Und er ergriff einen Strick und prügelte den Knaben so durch, daß er eine ganze Woche krank war. Von neuem redet ihn eines Tages der Zauberer an: „Jetzt fahre ich auf ganze drei Wochen fort; hüte dich, in das vierte Zimmer hineinzuschauen.“

Der Knabe behielt das Verbot gut im Gedächtnisse und hielt sich zwei Wochen zurück. In der dritten Woche aber schaute er doch in das vierte Zimmer hinein. Siehe, dort steht ein schönes Pferd; unter seinem Maule befinden sich glühende Kohlen, unter dem Schwanz ein Korb mit Heu. Der Knabe nimmt das Heu, legt es ihm unter das Maul, bindet die Kohlen ab und befestigt sie unter den Schwanz. Da redet ihn das Pferd an: „Geh sofort auf den Boden, nimm einen Sattel und zieh ihn auf die Erde hinunter, auch wenn er sehr schmutzig, verrostet und schwer ist. Dann komm mit ihm zu mir.“ Der Knabe begab sich sogleich auf den Dachboden. Dort waren verschiedene Sättel, neue und alte. Aber er suchte sich denjenigen aus, der am meisten verrostet war. Da er ihn nicht heben konnte, zog er ihn hinunter bis auf die Erde. Jetzt vermochte er den Sattel zu heben und trug ihn auf der Schulter zu dem Pferde. Dieses spricht zu dem Knaben: „Lege mir den Sattel an, geh das Fläschchen mit dem Wasser, den Stein und den Dornenstock holen, setze dich auf mich und eile davon, denn er kehrt noch heut zurück und tötet dich aus Furcht, ich möchte dir etwas erzählen. Beeile dich also und reite auf mir davon, denn er ist nicht mehr weit.“

Der Knabe stieg so schnell wie möglich auf das Pferd, nahm alles mit und ritt davon. Als sie bereits ein Stück Weges zurückgelegt hatten, sprach das Pferd zu dem Knaben: „Schau einmal hinter dich, es ist mir, als ob er uns nachsetzte.“ Da antwortet der Knabe: „Er ist schon in unserer Nähe, er fährt auf einem Drachen.“ „Wirf den Stein hinter dich“, sagt zu ihm das Pferd. Der Knabe tat es.

Der Zauberer kam bald an den Stein. Da erhob sich ein riesiger steinerner Berg an der Stelle, wo der Stein lag<sup>1)</sup>. Der Zauberer mußte in sein Haus zurück. Dort nahm er eine Hacke und eine Schaufel und begann mit der Hacke den Berg abzubrechen und mit der Schaufel wegzuräumen. Und von neuem jagt er ihnen nach. Wiederum spricht das Pferd: „Sieh einmal hinter dich, ob er noch weit entfernt ist.“ Der Knabe sieht sich um und sagt: „Er ist nicht mehr weit.“ „Wirf den Dornenstock hinter dich.“ Der Knabe tat es. Sofort entstand ein riesiger, dichter Dornenwald, in den einzudringen unmöglich war.

Abermals kehrte der Zauberer zurück, brachte eine Axt und schlug

<sup>1)</sup> In einem Märchen aus Raciborowice in Galizien flieht vor einer Menschenfresserin und Zauberin eine Königstochter mit der Jungfer, die in der Gewalt der Menschenfresserin sich befindet. Auf der Flucht wirft die Königstochter ein Stück Seife hinter sich und es entsteht ein Berg zwischen ihnen und der Zauberin. Diese holt sie aber bald wieder ein. Die Königstochter wirft ein Handtuch hinter sich — und es entsteht ein Fluß. Zum dritten Mal wirft sie einen Kamm hinter sich — und es wachsen Dornensträucher. S. Kolberg: Serya VIII, S. 23 f. Vgl. auch Kolberg: Serya III, S. 143 f., wo ein Schwarzkünstler der Hexe die Kinder raubt und zugleich auch ihren Kamm, die Schere und den Löffel. Die Hexe verfolgt ihn, er wirft den Kamm zur Erde. Ein dichter Wald entsteht, die Hexe haut ihn nieder und verfolgt weiter. Er wirft die Schere hinter sich, riesiges Gras wächst empor. Sie mäht es ab und verfolgt weiter. Er wirft den Löffel hinter sich, ein großes Wasser entsteht. Die Hexe will es austrinken, platzt aber dabei. Dieses Märchen stammt aus Kujawien.

sich einen Pfad durch das Dornengestrüpp. Obwohl die Beiden schon weit entfernt waren, holte er sie doch wieder bald ein. Das Pferd spricht wiederum zum Knaben: „Schau dich nur einmal um, ob er noch weit entfernt ist.“ Der Knabe schaute hinter sich, sah, daß der Zauberer schon sehr nahe war und sprach: „Bald erreicht er uns.“ — „Gieße dreimal etwas Wasser aus der Flasche auf die Erde, paß aber auf, daß du mich dabei nicht bespritzt.“

Der Knabe nahm schnell die Flasche, machte sie auf und goß dreimal Wasser auf die Erde. Dabei fiel dem Pferde ein Tropfen auf den Schwanz. Es entstand ein unübersehbares, tiefes Wasser. Das Pferd blieb mit den Hinterbeinen in dem Wasser stecken und konnte sich auf keine Weise herausarbeiten. Der Zauberer wollte das Pferd mit dem Knaben ergreifen. Das Pferd jedoch war ziemlich geschickt und sprang schließlich aus dem Wasser, ohne dabei naß zu werden. So entkamen sie beide. Der Zauberer konnte sich anfangs aus dem Wasser nicht herausarbeiten. Nur mit Mühe gelangte er ans Ufer und schaute, wie weit sie schon wären. Da es ihm leid tat, sie entkommen zu lassen, legte er sich an das Ufer und begann das Wasser zu trinken; denn er glaubte, das ganze Wasser austrinken zu können, um ihnen dann wieder nachzusetzen und sie zu fangen. Er schlürfte aber das Wasser so hastig ein, daß ihm der Bauch platzte. Sofort ergriffen ihn böse Geister und schleppten ihn geradewegs in die Hölle. Inzwischen gelangten der Knabe und das Pferd in einen weit entlegenen Wald und ruhten sich aus.

Nach kurzer Rast sprach das Pferd zu dem Knaben: „Nimm mir den Zaum ab und hänge ihn an eine starke Kiefer. Den Sattel laß mir auf dem Rücken und treibe mich ins Gras. Du selbst aber geh in den Königspalast und bitte um Dienst, ganz gleich, um welchen. Und wenn du mich einmal brauchen solltest, so komm in den Wald, nimm den Zaum von der Kiefer, wirf ihn kräftig auf die Erde und ich komme sofort zu dir. Nun hab ich dir genug erzählt, geh jetzt, wohin ich dir befohlen.“

Dem Knaben fiel es sehr schwer, das Pferd zu verlassen — doch er mußte gehen. Er gelangt in den Königspalast und bittet um Dienst. Der König spricht: „Du kannst den Dünger aus den Pferdeställen hinauswerfen und die Ställe ausfegen.“ Der Knabe freute sich, daß er einen Dienst bekommen hatte. Der König sollte am folgenden Tage einen Krieg erklären und mit all' seinen Hofleuten hinausmarschieren.

Der Knabe bittet den König, er möchte ihn mit in den Krieg nehmen, worauf ihm dieser sagt: „Du kannst ja doch nichts ausrichten, auch wenn du mitkämeest, es sind genug andere da.“ Doch er hört nicht auf, den König zu bitten und zu flehen. Dieser denkt bei sich: „Wenn er mitkommt, kehrt er doch nicht mehr zurück, weil er entweder eine Kugel ins Gesicht bekommt oder von Pferden zertreten wird. Da er es aber will, so mag er mitkommen.“ Nach diesen Gedanken sagt er laut zum Knaben: „Im Pferdestall ist eine Stute, die nicht mehr sehr jung ist; sattle sie dir und reite mit, da du es so sehr wünschst.“ Der Knabe lief

in den Stall, sattelte die Stute, bestieg sie und ritt noch eher davon als die Hofleute und der König.

Er reitet geradenwegs zum Schlachtfeld. Da gerät er in einen Sumpf, das Pferd bleibt stecken, fällt um und bleibt liegen. Der arme Knabe sitzt auf der Stute und ruft: „Wio! wio! sonst schlag ich dich.“ Und er schlägt sie mit den Füßen, Händen und Zügeln und schreit immer weiter: „Wio! wio!“ Unterdessen kommen die Hofleute mit dem König herangeritten.

Der König schaute ihn nicht einmal an, die Hofleute aber verlachten ihn und riefen ihm zu: „Siehst du, so rüstig bist du davongeritten, bist gesprungen, hast dich nach dem Krieg gerissen und nun führst du im Sumpfe Krieg. Du wirst unseren König schön erretten.“ Kurz, sie ritten alle an ihm vorüber und verspotteten ihn. Als sie jedoch hinter einem Hügel verschwunden waren, sprang unser Knabe von der Stute und lief im Schweinsgalopp in den Wald.

Bald gelangte er zu der Kiefer, an der der Zaum hing. Schnell riß er ihn hinunter, schüttelte stark mit den Zügeln, so daß sie im ganzen Walde erklangen.

Sogleich läuft ihm das Pferd, auf dem er von dem Zauberer entflohen war, entgegen und spricht zu ihm: „Setz dich schnell auf mich, wir wollen ein Stück weiter eilen, dort hängt ein gutes Schwert, nimm es, denn es wird dir sehr von Nutzen sein.“ Der Knabe will auf das Pferd springen, kann aber nicht. Da kniet es auf die Vorderbeine, der Knabe setzt sich darauf und reitet davon. Er gelangt zu dem Ahorn, an dem das Schwert hängt. Der Knabe ergreift es und eilt in Windeseile seinem König zu Hilfe. Als er auf dem Schlachtfeld ankommt, sieht er nur noch wenige Hofleute, denn sie sind von den Feinden getötet; und der König befindet sich in großer Gefahr.

Sofort reitet er geradenwegs zum König, das Schwert hoch haltend wie ein Ritter, der an Kämpfe gewöhnt ist. Der König ist erstaunt, denn er weiß nicht, was das für ein Ritter ist, der ihm entgegenreitet und bekommt sogar Angst. Bald werden wir sehen, was geschieht.

Der Knabe kommt in die Nähe des Königs. Dieser streckt ihm die Hand entgegen, um ihn gleichsam wissen zu lassen, daß er mit ihm Frieden halten wolle. Der Ritter begrüßte den König und fragte ihn, wo und wie er dreinschlagen solle. Er fuhr mit seinem Schwerte durch die Luft und streckte zehn Feinde auf einmal nieder. Er übernahm die Führung der am Leben gebliebenen Hofleute und richtete fast alle Feinde zugrunde, obwohl sie dreimal so zahlreich waren. Zuletzt machte er kehrt, gab dem Pferd die Sporen und ritt davon. Der König rief ihn, aber er hörte nicht darauf, sondern jagte mit seinem Pferde in den Wald. Dort ließ er es zurück, hing den Zaum an die Kiefer, das Schwert auf den Ahorn und lief schnell zu der Stute zurück, die in dem Sumpf steckte. Er setzte sich auf ihren Rücken und schrie: „Wio! wio! sonst schlage ich dich.“ Und die Hofleute kamen von der Schlacht zurück und riefen ihm zu: „Du hast aber ordentlich im Sumpfe Krieg geführt.“ Der Knabe machte

sich nichts daraus. Als sie im Königshof angelangt waren, stieg er von der Stute hinunter, zog sie, so gut er es konnte, aus dem Sumpfe und bestieg sie wieder. Im Stalle angekommen, verspotteten ihn die Höflinge abermals: „Du hast aber ordentlich im Sumpfe Krieg geführt.“ Doch er machte sich nichts daraus. Da er wußte, daß nicht er die Feinde besiegt hatte, sondern daß der liebe Gott in allem herrschte, antwortete er den Höflingen kein Wörtlein.

Eines Tages erhielt der König den Befehl, er sollte sich am dritten Tage auf dem Schlachtfeld stellen. Er hatte wenig Soldaten, das ist wahr — aber trotzdem widersprach er nicht, sondern wollte auf das Schlachtfeld reiten.

Am dritten Tage rüsten sich die Höflinge für den Krieg. Auch der Knabe sattelt wieder seine Stute und reitet voraus, gerade in den Sumpf hinein. Das Pferd überstürzt sich, er schlägt es, stößt es und schreit: „Wio! wio! vorwärts! vorwärts!“ Aber das Pferd wälzt sich nur in dem Sumpfe herum. Wieder reitet der König vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, denn der Knabe gilt in seinen Augen nichts. Er glaubt, daß er nur hinreite, um zuzuschauen, weiß nicht, daß er so tüchtig ist. Und die Höflinge riefen ihm zu: „So wie du gestern den Feinden zugesetzt hast, wirst du auch heute zusetzen.“ Sobald sie aber hinter dem Hügel verschwunden waren, sprang der Knabe vom Pferde, lief in den Wald, kam zu der Kiefer, riß den Zaum hinunter und rüttelte ihn fest. Das Pferd kam herbeigeeilt und rief ihm zu: „Besteige mich schnell und eile deinem König zu Hilfe, denn er ist in großer Not.“ Der Knabe führte das Pferd an einen ziemlich hohen Maulwurfshügel, sprang hinauf, ritt zuerst zu dem Schwert und jagte dann auf das Schlachtfeld.

Sehr wenig Höflinge sind noch am Leben, die meisten sind tot. Schnurstracks reitet der Knabe zum König. Dieser reicht ihm die Hand, er will ihn begrüßen und mit ihm bekannt werden. Nach der Begrüßung erteilt der Ritter an Stelle des Königs dem Heere Befehle. Mit einigen Soldaten umzingelt er die Feinde und vernichtet fast alle.

Als bald will er den König verlassen. Dieser aber reitet schnell in seine Nähe, verneigt sich vor ihm und spricht: „Ich habe drei Töchter, eine will ich dem Ritter schenken.“ Der Ritter achtet nicht auf des Königs Worte, verneigt sich vor ihm und reitet davon.

Im Walde angelangt, ließ er das Pferd frei, hängte den Zaum auf die Kiefer und das Schwert auf den Ahorn und lief wieder zurück. Er sprang nur so dahin aus Freude, daß er den Feind bezwungen. Die Stute besteigend, ruft und schreit er: „Wio! wio! sonst schlag ich dich tot!“ Die Höflinge reiten vom Kampfe zurück, verspotteten ihn und sagen: „Wenn jeder soviel erkämpfen würde wie du, dann wäre der König schon längst tot.“ Er machte sich nichts aus ihren Worten, hörte sich alles ruhig an und als sie schon im Königspalast waren, faßte er die Stute am Zügel, zog sie aufs Trockene und ritt zurück.

Der König freute sich, daß die Schlacht gewonnen war. Er wußte nicht, wer der Ritter war und dachte sich, daß ein anderer König ihm

denselben zu Hilfe schickte und daß er schon in mehr als einer Schlacht mitgekämpft haben mußte.

Am vierten Tage bekam der König den Befehl, er sollte sich auf dem Kampfplatz stellen; nun würde der Krieg beendet; wer gewinnt, der bleibt Sieger, wer verliert, der bleibt der Besiegte. Den König befahl Kummer; er glaubte, daß ihm der liebe Gott nicht mehr den Sieg verleihen werde. Schließlich legte er sich schlafen, obwohl er noch unruhig war. Doch dachte er bei sich: „Was sich ereignet, das werden wir überlegen, heut aber muß man sich ausruhen“ — und er schlief ein.

Frühzeitig stand er auf, weckte alle seine Hofleute und sprach zu ihnen: „Steht auf! Betet inbrünstig zu Gott, damit wir den Feind besiegen; gelingt es uns, so feiern wir ein königliches Fest.“

Sie ritten nun aus zum Kampf. Der Knabe fuhr diesmal nicht voraus, sondern als letzter, ganz langsam. Die Hofleute verspotteten ihn: „Du erhältst ein Geschenk von unserem König, denn du hast ihn am meisten beschützt.“ Da man ihn zu sehr verlachte, konnte er nicht mit ihnen zusammen reiten, sondern mußte sie überholen. Wiederum reitet er in den Sumpf hinein, die Stute fällt um und wälzt sich im Schmutz und er ruft: „Wio! wio! sonst schlag ich dich tot.“ Die Hofleute verschwinden hinter dem Hügel, der Knabe springt vom Pferde und eilt in den Wald, ergreift dort den Zaum und schlägt ihn zusammen. Das Pferd kommt herbeigerannt und ruft ihm zu: „Besteige mich schnell und reite auf den Kampfplatz, denn dein König befindet sich schon in Gefahr.“ Der Knabe reitet zu dem Ahorn, nimmt das Schwert und jagt zum Schlachtfeld. Der König ist bereits von den Feinden umzingelt; sie wollen ihn gerade ergreifen und töten. Der Knabe reitet heran, zückt das Schwert und 15 Feinde fallen tot zu Boden. Er erteilt den Überlebenden Befehle und zwingt den Feind zur Übergabe.

Der König nahm den Ritter zusammen mit dem Pferde in seinen Palast. Unterwegs sprach er zu ihm: „Ich schenke dir, Ritter, diejenige meiner Töchter, welche du wünschst und mit ihr die Hälfte meines Königreiches.“ Er führte ihn in den Palast. Die Stute blieb in dem Sumpfe liegen. Etwas später forderte der Ritter den König auf, einige Hofleute in den Sumpf zu schicken und die Stute herausziehen zu lassen.

Bald wußten auch die Höflinge, daß er den Feind zur Übergabe und Flucht gezwungen hatte. Sie dachten, er müsse ein mächtiger König sein. Beschmutzt brachte man die Stute in den Stall. Von der Zeit an behandelte der König den Knaben wie einen großen Ritter, aß zusammen mit ihm und zog ihn sogar zu Rate. Und als der Hochzeitstag nahte, lud der König viele Herren, Fürsten und die Könige ein, die er im Kampfe bezwungen hatte. Und er gestand ihnen, daß nicht er den Kampf begonnen und beendet habe, sondern dieser Ritter, dem er seine Tochter zur Gemahlin schenke. „Ihn müßt ihr fürchten und ihm gehorchen, denn er hat euch für ewig bezwungen.“

Nach der Hochzeit betrat der Ritter den Pferdestall, um sein Pferd aufzusuchen. Da sprach dieses zu ihm: „Schlage mir jetzt den Kopf

ab, aber nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben.“ Der Ritter aber entgegnete: „Mein liebes Pferd, du hast mich von dort zum Reichtum geführt und ich sollte dir den Kopf abhauen?“ — „Schlägst du nicht meinen Kopf ab, so muß ich den deinen abschlagen“, sagte das Pferd. Wohl oder übel nahm der Ritter sein Schwert und hieb dem Pferde von unten den Kopf ab.

Und wißt ihr auch, meine lieben Leute, wer dieses Pferd war? — Es war der Schwager des Königs, der die Königsherrschaft übernehmen sollte. Er war einmal spazieren gegangen; da fuhr gerade der Zauberer vorüber und sah, daß er ein ordentlicher und ehrbarer Prinz sei. Deshalb verzauberte er ihn in ein Pferd und quälte ihn auf alle mögliche Weise. Nun aber ist er wieder ein Prinz. In demselben Jahre vermählte er sich noch und der Ritter nahm an seiner Hochzeit teil.

### Die sieben Rabenbrüder<sup>1)</sup>.

Eine Witwe hatte sieben Söhne und eine Tochter. Sie backte Brot und ihre Kinder, die Söhne, liefen ihr nach und riefen: „Mutter, backt uns einen Kuchen.“ Und die Mutter drehte sich um, schimpfte sie aus und sagte: „Ihr lauft, Taugenichtse, hinter mir so wie Raben.“ Sofort wuchsen den Söhnen Rabenflügel und sie verwandelten sich zu Raben<sup>2)</sup>. Sie flogen in die Welt und die Tochter, ihre Schwester, wußte nicht, wohin sie verschwunden waren. Sie flogen aber in einen Wald. Dort war ein verfallener, sehr reicher Palast; in diesen flogen sie hinein. In dem Zimmer, in dem sie schliefen, gab es sieben Betten und auf den Betten lagen sieben sehr saubere Bettzeuge.

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Morownica in Posen und ist entnommen Kolberg: Serya XIV, S. 18 ff.

<sup>2)</sup> Das Märchen ist in Polen ziemlich verbreitet. In einem Märchen aus Subien in Kujawien kommt die Schwester zu einer Räuberfrau, die sie auffordert, die Knochen einer gebratenen Henne aufzubewahren. Mit Hilfe der Knochen kann sie den Berg ersteigen, auf dem ihre Brüder wohnen. Sie muß aber noch sieben Jahre büßen und darf kein Wort sprechen, weil sie in den Büchern, die sie bei den Brüdern gefunden, gelesen hat. Das Weitere ist gleich dem in unserem Märchen. Vgl. Kolberg: Serya III, S. 123 ff. In einem anderen Märchen aus Modlnica in Galizien verwandeln sich die Brüder in sieben Störche. Die Schwester sucht sie und kommt zu drei Einsiedlern. Der erste gibt ihr ein Huhn zu essen und fordert sie auf, die Knochen aufzubewahren. Beim zweiten und dritten Einsiedler erhält sie eine Taube und eine Wachtel zu essen mit derselben Aufforderung. Mit Hilfe der Knochen gelangt sie auf den Berg, auf dem sich das Nest der sieben Störche befindet. Der älteste sagt zu ihr, sie solle zu einer Zauberin gehen, von der sie erfahren werde, was sie noch tun müsse, um sie zu erlösen. Von der Zauberin erfährt sie nun, sie müsse sieben Jahre stumm sein. Bevor sie wegeht, gibt ihr die Zauberin ein Wasser, durch das ihr Haar golden wird, einen goldenen Kamm und einen goldenen Teller, auf den sie ihr Haar kämmen sollte. Das Weitere ist wieder so wie in unserem Märchen, außer daß der Schwester sieben Söhne geboren werden. Vgl. Kolberg: Serya VIII, S. 38 ff.

Ihre Schwester ging nun die Brüder suchen, um sie zu finden. Sie kam in einen Wald und traf auf ein Häuschen. Sie trat ins Zimmer und bat um Nachtlager. Dort war nur eine ganz alte Frau. Diese sagt zu ihr: „Mein Kind, ich kann dich nicht übernachten, denn mein Sohn ist der Mond und sehr böse, er würde dich zerreißen.“ Das Mädchen bat aber, sie dennoch zu übernachten, wenn auch nur in der Küche. Die Alte übernachtete sie also. Da kommt ihr Sohn an, wittert sofort das Mädchen und spricht: „Mutter, hier sind Menschen.“ Und die Alte antwortet: „Mein Kind, hier ist ein so schönes, artiges Mädchen, das bat um Nachtlager, denn es sucht die Brüder.“ Da sagt der Sohn: „Sie soll zu mir kommen.“ Die Mutter ging, ließ sie heraus und führte sie ins Zimmer. Das Mädchen sagt: „Da du der Mond bist — der Mond scheint doch an jedem Ort — müßtest du eigentlich wissen, wo meine Brüder sind.“ Er aber antwortet, er könne nicht an jedem Ort scheinen, denn wenn man Türen, Fenster und Fensterladen zumacht, dann könne er dort nicht mehr scheinen. Er gab ihr also eine Spindel, ließ sie auf der Spindel Fäden spinnen und dann weitergehen. Sie werde in noch einen Wald kommen, die Fäden aber solle sie hinter sich aufwickeln, damit sie den Rückweg weiß.

Sie geht, kommt in einen zweiten Wald, trifft dort auf eine Hütte, in der der Frost wohnte. Sie betritt das Zimmer, in dem wiederum nur eine alte Frau war, und bittet die Alte, sie zu übernachten. Die Alte sagt: „Liebes Kind, ich kann dich nicht übernachten, denn mein Sohn ist der Frost und sehr böse, wenn er käme, würde er dich erfrieren machen.“ Doch sie bittet weiter, man möchte sie wenigstens in die Kammer einschließen. Gut. Und er, der Sohn, kommt, wittert sie sofort und sagt: „Mutter, hier sind Menschen.“ Und sie entgegnet: „Mein Sohn, ein artiges Mädchen ist hier, sie sucht ihre Brüder.“ Der Sohn erwidert: „Sie soll vor mich treten.“ Die Mutter ließ sie aus der Kammer ins Zimmer. Das Mädchen spricht: „Da du der Frost bist, der Frost aber in jedes Loch kriecht, weißt du dann nicht, wo meine Brüder sind?“ — Und er antwortet: „Obgleich ich der Frost bin, kann ich doch nicht dort hineinkriechen, wo es gute Wohnungen gibt und man in ihnen gut heizt. Aber noch ungefähr eine Meile und du wirst noch einen Wald finden. Die Fäden aber wickele hinter dir auf, damit du zurück triffst.“

So ging denn das Mädchen weiter und traf in dem Walde wiederum auf eine Hütte. Sie tritt ins Zimmer, dort wohnt nur eine alte Frau. Sie bittet wiederum um Nachtlager und die Alte sagt zu ihr: „Liebes Kind, ich kann dich nicht übernachten, denn mein Sohn ist der Wind und sehr böse. Wenn er käme, würde er dich zerreißen.“ Als der Sohn kam und ins Zimmer trat, witterte er sie sofort und sagte: „Mutter, hier sind Menschen.“ Darauf die Alte: „Mein Sohn, eine artige Jungfrau ist hier, sie sucht ihre Brüder.“ Und er erwidert: „Sie soll zu mir kommen.“ Die Alte ging, ließ sie heraus und führte sie ins Zimmer. Und die Jungfrau sagt: „Da du der Wind bist, der Wind aber in jedes Loch hineinweht, müßtest du eigentlich wissen, wo meine Brüder sind.“ — „Ich weiß, wo

sie sind,“ antwortet der Wind, „aber ich sage es dir nicht. Geh nur auf demselben Wege zurück, auf dem du gekommen bist.“

Sie ging also zurück, traf auf eine andere Hütte und trat ein. Und dort war ein großes Gemach, ein Palast, sieben bereit gemachte Betten, ein mit einem reinen Tuch gedeckter Tisch, sieben Teller mit Speisen und sieben Gläser mit Wein. Sie aß von jedem Teller etwas ab und trank von jedem Glase etwas Wein ab. Sie hatte einen Ring am Finger, auf dem ihr Vor- und Zuname stand. Diesen Ring legte sie in ein Glas, sie selbst aber kroch unter ein Bett und versteckte sich. Und sie traf gerade auf das Bett, wo die Brüder ihre Flügel hinlegten. Als diese nun in das Gemach kamen, wo sie die Speisen hatten, schüttelten sie sich, daß ihnen die Flügel abfielen und warfen sie unter das Bett. Sie setzten sich sodann an den Tisch, um zu essen, aber jeder sagt: „Bei mir ist etwas weggegessen, bei mir ist etwas weggegessen.“ Nachdem sie gegessen hatten, tranken sie den Wein. Da sagt der eine: „Bei mir ist etwas abgetrunken,“ und ein anderer sagt: „Bei mir ist auch etwas abgetrunken.“ Und der älteste Bruder nimmt das Glas, trinkt, trifft auf den Ring und schaut: Der Vor- und Zuname ihrer Schwester steht drauf. Da sagt er: „Meine Brüder, jeder soll suchen, dann wird er sie finden. Suchen wir, denn hier ist unsere vielgeliebte Schwester.“ Sie suchten und fanden sie und führten sie sofort zum Essen. Nach dem Essen sprachen sie zu ihr: „Geh, Schwester, jetzt in den Wald, du findest dort eine ausgefaulte Eiche, krieche in sie hinein, bleibe dort drei Jahre in der Eiche und sprich kein Wort, auch wenn dich wer weiß, wer fragen sollte.“

Es kommt der Förster und fragt sie, wer sie sei, woher sie komme und was sie hier tue. — Sie aber antwortete ihm kein Wort. Ein Herr ist auf der Jagd und sieht, daß sein Hund dort an der Eiche bellt. Er geht hin um zu schauen — eine schöne Jungfrau saß in der Eiche. Er sprach zu ihr, sie antwortete ihm aber kein Wort. Sie gefiel ihm aber so sehr, daß er sie auf seinen Wagen setzte und mit nach Hause nahm. Er wollte sie heiraten, doch sie redete kein Wort, denn ihre Zeit zum Sprechen war noch nicht gekommen. Die Mutter des Herrn zürnte ihr nun sehr, daß sie nicht reden wollte. So lebten sie schon ein Jahr zusammen und sie sprach mit ihm nicht — aber die Jungfrau war bereits schwanger.

Nun fuhr der Herr in die Welt. Bevor er noch zurückkehrte, hatte seine Frau geboren. Die Mutter des Herrn wußte nun nicht, was sie ihr Schlimmes tun sollte, nahm ihr das Kind, ertränkte es und schob ihr einen jungen Hund unter. Der Herr kommt zurück nach Hause und fragt: „Mutter, was macht meine Frau?“ — „Was soll sie tun? Nichts Gutes. Sie sollte ein Kind gebären und gebar einen Hund.“ — Nun, mag es sein, was es will, ich werde sie doch als meine Frau ansehen.“ So blieb er denn wieder ein halbes Jahr mit ihr und sie wurde zum zweiten Male schwanger.

Der Herr fuhr abermals in die Welt und ehe er zurückkehrte hatte die Frau schon geboren. Die Mutter des Herrn nahm ihr das Kind, er-

tränkte es und legte ihr ein Ferkel ins Bett. Der Herr kommt zurück und sagt: „Mutter, was macht meine Frau?“ — Und sie antwortet: „Du wirst keine Freude an deiner Frau haben, denn anstatt eines Kindes gebiert sie dir Tiere.“ Der Herr wurde sehr zornig und sprach: „Was soll ich mit ihr tun?“ Und die Mutter erwiderte: „Sie ist nichts anderes wert, als daß man sie aufs Feld führt und mit eisernen Eggen zerreißen läßt, da sie ja weder spricht noch Kinder gebiert, sondern nur Hunde und Schweine.“

Der Herr ließ sofort vier Pferde an den Wagen spannen, ließ seine Frau reine Kleidung anziehen, sie aufs Feld fahren und zerreißen. Nachdem sie die vier Pferde angespannt und der Frau reine Kleider angezogen hatten, setzten sie sie in den Wagen und fuhren zum Tor. Sie fahren in das Tor, siehe, da kommen sieben Herren ebenfalls an das Tor gefahren. Sie grüßen und rufen: „Sei gegrüßt, junger Schwager!“ Bringen die zwei Kinder, welche seine Mutter ertränkt hatte, und sprechen: „Hier hast du, Schwager, die Engelchen, die deine Frau und unsere Schwester gebar. Die Frau hat sie geboren, deine Mutter aber hat sie ertränkt und an Stelle der Kinder Hunde und Schweine ins Bett gelegt.“ Sogleich nahm er an Stelle seiner Frau seine Mutter und ließ sie mit eisernen Eggen zerreißen.

### Der goldene Krug<sup>1)</sup>.

Eine arme Frau hatte drei Töchter, die alle sehr hübsch waren. Eines Tages kam zu der Mutter ein armer Bettler und bat sie, sie möchte eine ihrer Töchter zu einem reichen Manne in Dienst geben. Dieser arme Mann war aber ein Räuber, der sich nur als Bettler verkleidet hatte. Die Mutter entschuldigt sich und sagt, sie hätte selbst alle drei Töchter nötig. Doch der Räuber hört nicht auf, sie zu bitten und ihr darzustellen, wie schön es ihre Tochter dort haben werde. Sie kann sich schließlich seiner Bitten nicht mehr erwehren und gibt ihm die älteste Tochter.

Der Räuber nahm das Mädchen und ging mit ihr fort. Sie gehen, gehen und sprechen kein Wort miteinander. Am dritten Tage fragt den Räuber das Mädchen: „Ist es denn noch weit?“ „Was geht das dich an, komm!“

Am vierten Tage kamen sie zu einem schönen Palast, der aber weder Fenster noch Türen hatte. Der Räuber drückte auf eine verborgene Feder, eine Tür sprang auf und sie traten in den Palast. Es befanden sich darin sieben Gemächer, eines schöner wie das andere. In den Kellern waren Gold- und Silberbergwerke. Der Räuber übergab dem Mädchen die Schlüssel von allen Gemächern und Kellern und sagte ihr, sie könnte überall hineingehen, nur in das siebente Gemach nicht. Außerdem gab

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Krzeszowice, einem Dorf im Kreise Chrzanow in Galizien. S. Lud. VIII, S. 195.

er ihr noch einen goldenen Apfel und befahl ihr, ihn immer bei sich zu tragen. Dann warf er die Bettlerkleidung ab und ging hinunter zu den Goldarbeitern<sup>1)</sup>.

Als er einmal zur Jagd ausgefahren war, schloß sich das Mädchen das siebente Gemach auf und betrat es mit dem Apfel. Darinnen sah sie ein Loch, das mit Menschenknochen gefüllt war, und an den Wänden hingen Mordgeräte. Das Mädchen erschrak sehr und wollte fliehen. Ihr Blick fällt auf den Apfel, — er ist ganz bleich geworden.

Der Räuber kehrte zurück, und fragte das Mädchen ob es in dem letzten Gemach gewesen sei. Sie sagte: nein. „Zeige mir den Apfel!“ — Sie zeigte ihm den Apfel und er erkannte sofort, daß sie darinnen war, denn der Apfel war blaß geworden. Er führte sie sogleich in das siebente Gemach und schlug ihr auf einem Klotz den Kopf ab.

Einige Tage später ging der Räuber wiederum als Bettler verkleidet zu der Mutter. Er erzählte ihr, daß es ihrer Tochter sehr gut ginge und forderte sie auf, noch eine Tochter hinzugeben. Die Mutter gab ihm auch noch die zweite Tochter.

Er führte sie in seinen Palast, übergab ihr die Schlüssel und den roten Apfel und verbot ihr, in das siebente Gemach hineinzuschauen. Als einmal der Räuber weggefahren war, schaute sie in das siebente Gemach hinein und erblickte dasselbe wie ihre Schwestern. Der Räuber kehrt zurück und fragt sie, ob sie in dem Gemach war. Sie antwortet: „Nein, ich war nicht drin!“ — „Nun, so zeige mir den Apfel!“ — Sie zeigte ihm den Apfel, er erkannte sofort, daß sie darinnen war und schlug ihr den Kopf ab.

Hierauf ging er die dritte Tochter holen. Er sagte der Mutter, daß die beiden anderen nach ihr verlangen. Die Mutter übergab sie ihm wohl oder übel und verlor auf diese Weise auch die dritte Tochter. Der Räuber gelangte mit ihr in den Palast, gab ihr die Schlüssel von den Gemächern und den Apfel und sagte ihr, sie könne überall hineingehen, nur in das siebente Gemach nicht.

Als er einmal fortgefahren war, legte das Mädchen den Apfel in eines von den Gemächern und betrat ohne ihn das siebente Gemach. Sie erblickte das Loch mit den Menschenknochen und sah oben ihre beiden

<sup>1)</sup> Das Motiv des verbotenen Zimmers oder einer verbotenen Tür, deren Öffnen zunächst Unglück, schließlich aber doch Glück bringt, kehrt in verschiedenen Variationen wieder. In einem Märchen aus Tomaszowice in Galizien ist es das sechste Zimmer, welches das Mädchen in dem Schloß ihrer Taufpatin, die eine verzauberte Königstochter ist, nicht öffnen soll. Das Mädchen öffnet jedoch das Zimmer, sieht darin sechs brennende Kerzen und Knochen von Toten in einem Sarg. Sie verliert dadurch die Sprache, wird aus dem Schloß vertrieben, von einem Königssohn gefunden, der sie heiratet. Sie gebiert zwei Töchter und einen Sohn, die ihr von der verzauberten Königstochter zerrissen werden, weil sie nicht eingestehen will, daß sie in dem sechsten Zimmer war. Durch ihr beharrliches Verschweigen erhält sie schließlich ihre Kinder wieder und die Königstochter wird von dem Zauber befreit. S. Kolberg: Lud. Serya VIII, S. 17. Vgl. auch Kolberg: *ibid.* S. 20 und Alex. Petrów: *Zbiór wiadomości do antropol. krajowej.* Bd. II, S. 159. Vgl. auch Kolberg: Serya III, S. 131, 132.

toten Schwestern liegen. Von Schmerz ergriffen, weinte sie sehr und ging dann wieder an ihre Arbeit. Der Räuber kehrte zurück und fragte sie, ob sie in dem siebenten Gemache gewesen. Sie antwortete: „Nein!“ — „Zeig mir den Apfel!“ Sie zeigte ihm den Apfel; er war rot wie zuvor. Der Räuber dachte, sie habe das Gemach nicht betreten und begann sie wegen ihrer Treue sehr zu lieben.

Einmal fuhr der Räuber auf drei Monate in ein weit entferntes Reich. Das Mädchen befahl den Bergarbeitern, ihr aus Gold einen Krug zu gießen, der so groß sein sollte, daß sie drin Platz hätte. Sie versprach ihnen dafür die Freiheit und eine Menge Gold und Silber. Die Goldarbeiter gehorchten und machten ihr den gewünschten Krug. Sie füllte ihn mit Ringen und verschiedenen anderen Goldsachen. Dann ließ sie die Bergarbeiter frei, schloß alle Gemächer zu, stieg in den Krug hinein und ließ sich in einen tiefen Fluß hineinrollen. Im Flusse rollte der Krug weiter und schwamm bis zu einer Schleuse.

Zu der Schleuse kam ein Pferdeknecht und wollte dort die Pferde tränken. Doch die Pferde wollten das Wasser nicht trinken, sondern rochen nur daran. Der Knecht kehrte nach Hause zurück und erzählte seinem Herrn, was sich zugetragen hatte. Der Herr setzte sich auf ein Pferd und ritt zu der Schleuse. Er ließ alles Wasser abfließen, man fand den goldenen Krug, den der Herr in seinem Zimmer aufstellen ließ. In dem Zimmer stand das Essen für den Herrn. Kein Mensch war drinnen; trotzdem aber war das Essen nach kurzer Zeit irgendwie verschwunden. So geschah es jeden Tag; niemand konnte sich vorstellen, wie das kommt. Das Dienstmädchen wurde verdächtigt, der Knecht, doch ließ sich die Wahrheit nicht herausstellen. Das Mädchen kroch nämlich immer aus dem Krug heraus und aß alles auf, was da war.

Da man auf diese Weise nicht in Erfahrung bringen konnte, wer die Speisen immer aufißt, beschloß man, in dem Zimmer eine Wache aufzustellen. Doch auch dem Wachposten gelang es nicht, hinter das Geheimnis zu kommen, denn er nickte bisweilen ein oder schlief ganz ein. Schließlich begann der Herr selbst zu wachen. „Ich werde schon das Vöglein fangen!“ dachte er bei sich. Und es gelang ihm auch wirklich. In der ersten Zeit steckte ihm das Mädchen jedesmal, wenn er einschlief, einen goldenen Ring an den Finger. Darüber wunderte er sich sehr. Als er sie endlich doch überraschte, erzählte sie ihm alles und nahm alle Goldsachen aus dem Krug heraus. Der Herr nahm sie zur Frau. Sie lebten glücklich und alles gedieh ihnen gut. Aber das Mädchen hatte stets vor irgend etwas Furcht, sicherlich vor dem Räuber.

Unterdessen erfuhr der Räuber, daß das Mädchen in einem Dorfe lebt, wußte aber nicht, in welchem. Er zog deshalb als Bettler von einem Ort zum anderen und fragte überall: „Gibt es bei euch was Neues zu hören?“ Einmal kam er in ein Dorf und man erzählte ihm, daß ein Herr einen goldenen Krug gefunden habe, in dem sich ein Mädchen befand. Der Räuber fragte sofort, wo der Herr wohne. Als man es ihm gesagt hatte, ging er sofort zu dem Herrn und bat ihn um Nachtlager. Der Herr

wollte ihn anfangs nicht übernachten; der Bettler bat ihn aber sehr und er willigte schließlich ein. Als es schon Nacht war und alle schliefen, nahm der Räuber einen großen Kessel vom Hofe, goß Pech hinein, legte Feuer an und ließ den Kessel glühendrot werden. Dann zündete er Menschenadern an, damit niemand aufwachte und ging ins Haus hinauf. Er fand das Bett des Mädchens und wollte es aus dem Bett zerren. Da begann sie zu schreien: „Mann, rette mich!“ Aber niemand wachte auf. Zum Glück lief in demselben Augenblick eine Katze über die brennenden Menschenadern, die alle auslöschten. Jetzt erst vernahm der Herr die Hilferufe und wachte auf. Der Räuber trug bereits das Mädchen zu dem Kessel. Der Herr weckte alle auf und das Mädchen wurde gerettet. Sie ergriffen den Räuber und warfen ihn in den Kessel. Nun lebten sie glücklich im Frieden. Die Bergwerke und der Palast wurden ihr Eigentum<sup>1)</sup>.

### Das verzauberte Schloß<sup>2)</sup>.

Ein König hatte drei Töchter, so schön wie Lilien. Eines Tages fragt der König nach den Töchtern; man geht an ihr Gemach, das ist aber geschlossen, man geht ans Fenster, das ist voll von Rauch. Die Türen werden schnell eingeschlagen, die Prinzessinnen sind aber nicht da. Man sucht sie im ganzen Reiche, nirgends sind sie zu finden. Man findet und findet sie nicht. Ein Jahr und sechs Wochen waren seitdem verflossen. Der König ließ bekannt machen, daß, wer seine Töchter findet, eine von ihnen heiraten kann und den dritten Teil des Reiches bekommt.

Drei Soldaten machten sich zum König auf und sagten ihm, sie wollten die Prinzessinnen suchen gehen. Gut, er gab ihnen Geld und sie gingen.

Sie gehen und gehen und kommen in einen Wald. Es war ein riesiger Wald, dunkel, denn die Nacht war schon angebrochen. Sie legten sich schlafen. Zwei schlafen, einer hält Wache. Von den drei Soldaten war einer Offizier, einer Feldwebel und einer nur ein gewöhnlicher Soldat. Es regnete und wurde kalt. Als erster wachte der Offizier. Er wickelte sich ein, frör aber dennoch und legte sich bald wieder schlafen. Ebenso ging es auch dem zweiten. Als der gemeine Soldat die Wache übernahm, wickelte er sich nicht ein, sondern ging herum und horchte. Er vernahm Glockengeläute und zwar einige Male. Am Morgen erzählte er das den beiden anderen und sie gingen nach der Richtung, wo es geläutet hatte. Sie gehen, — gehen — und kommen in ein Schloß. Das Schloß war groß, prächtig, das Dach mit Goldblech beschlagen, die Wände aus Glas und alles rings herum sehr schön: Gärten gab es da, Äpfel und Gott weiß was noch.

<sup>1)</sup> Die Flucht in einem goldenen Krug kommt auch sonst vor. In einem Märchen aus Modlnica in Galizien flieht die Schwester eines königlichen Prinzen, der sie heiraten will, in einem goldenen Krug, der auf dem Meere von einem jungen König gefunden wird. S. Kolberg: Serya VIII, S. 25.

<sup>2)</sup> Das Märchen stammt aus Dukli, einem Dorf im Kreise Krosno, und ist erzählt von Br. Gustawicz im L u d, Bd. VI, 1900, S. 348.

Sie treten in das Schloß ein, niemand ist darinnen. Sie gehen in die Küche, suchen Holz, Fleisch und Brot und wollen sich etwas zu essen bereiten. Der Offizier sollte als erster die Speisen bereiten, während die beiden anderen inzwischen schliefen. Als der Offizier fast fertig ist, kommt ein alter Mann herein. Er hat einen langen Bart und trägt einen ungeheuren Stock mit einem eisernen Kopf am Ende. Er fragt den Offizier: „Was willst du hier?“ — Der Offizier erschrickt und bleibt stehen. Der Bettler ergreift den Stock, beginnt den Offizier zu hauen, schlägt ihn halb tot, zerschlägt auch den Fleischtopf und geht dann weg<sup>1)</sup>.

Die beiden anderen Soldaten kommen zum Essen. Da sehen sie den Offizier auf dem Boden liegen. Sie brachten ihn wieder zur Besinnung und nun sollte der Feldwebel das Fleisch kochen. Dem erging es ebenso. Der Bettler schlug ihn durch und ging weg.

Nach dem Feldwebel kam der gemeine Soldat an die Reihe. — „Wart, ich werd dir schon geben,“ spricht er bei sich. Der Bettler kommt auch zu ihm. Der Soldat ergreift ein Stück Holz und beginnt damit den Bettler zu bearbeiten. Dieser schreit, reißt sich ihm schließlich los und flieht. Der Soldat ihm nach, der Bettler springt in einen Brunnen und verschwindet.

Seine beiden Gefährten erscheinen und wundern sich sehr, daß dem Soldaten nichts geschehen ist. Sie fragen ihn aus und er erzählt ihnen, was sich zugetragen hat. Nachdem sie sich satt gegessen hatten, gehen sie zu dem Brunnen. Ein Zieheimer war dabei. Sie lassen in dem Eimer den Offizier hinunter. Kaum haben sie ihn ein wenig heruntergelassen, so reißt er an der Kette zum Zeichen, daß sie ihn wieder hinaufziehen sollen, denn er hat Angst. Der Feldwebel wollte gar nicht erst in den Eimer hineinsteigen. Da sagt der Gemeine: „Ich muß erfahren, was dort ist.“ — Sie ließen ihn bis auf den Grund hinunter. Wasser war nicht da. Der Soldat durchsucht den Grund und erblickt ein kleines Türchen. Er macht es auf, — siehe ein herrliches Gemach liegt vor ihm und darin sind die drei Königstöchter. Sie eilen ihm entgegen, wundern sich, wie er hiehergekommen, denn an der Uniform haben sie ihn sofort erkannt. Der Soldat erzählt ihnen, daß sie auf der Suche nach ihnen seien und fragt sie dann, wer der Bettler sei. Die Prinzessinnen antworten, daß er sie geraubt habe und sie hier festhalte, daß ihn aber heute jemand so sehr durchgeprügelt habe, daß er sich gar nicht rühren könne und jetzt wahrscheinlich schlafe. — „Wo ist er, wo ist er, ich will ihn hier zu Tode schlagen!“ — „O, laß ihn lieber in Frieden, er steht nämlich mit den Geistern im Bunde; er hat ein kleines silbernes Glöckchen, wenn er mit diesem läutet, so kommen viele Geister zu ihm und fragen ihn: ‚Was wünschst du?‘ Und sie tun, was er ihnen befiehlt. Geh nicht zu ihm, denn er könnte dich töten lassen.“ — Den Soldaten befällt ein wenig

<sup>1)</sup> Ein ganz ähnliches Märchen berichtet Kolberg aus Giebultów in Galizien. Dort sind es drei Riesen, von denen der eine den alten Mann mit einem langen Bart überwindet und ihm dann aus seinem unterirdischen Palast die drei Königstöchter entreißt. S. Kolberg: Lud. Serya VIII, S. 76.

Furcht, er überlegt. Da sagt die jüngste Königstochter zu ihm, er solle doch dem Bettler das silberne Glöcklein wegnehmen, dann werde er keine Macht besitzen. Und sie ging selbst zu dem Bettler, nahm ihm das Glöcklein aus der Tasche und gab es dem Soldaten. Dieser ergriff nun einen Stock, ging zu dem Bettler und schlug ihn tot.

Hierauf bewegte er die Brunnenkette; die beiden Gefährten sollten den Eimer hinaufziehen. Der Soldat setzte zuerst die älteste Prinzessin in den Eimer, dann die jüngere und zuletzt die jüngste. Alle drei wurden nacheinander hinaufgezogen<sup>1)</sup>.

Nun sollte er selbst in den Eimer steigen. Da flog ihm ein Gedanke durch den Kopf: „Vielleicht lassen sie mich fallen und ich schlage mich tot.“ — Er legte zuerst einen Stein in den Eimer. „Warte,“ dachte er bei sich, „sie werden vielleicht denken, daß es irgend ein wunderbarer Stein ist und werden ihn hinaufziehen.“ — Aber als sie den Eimer bis in die Mitte des Brunnens gezogen hatten, ließen sie ihn los, in der Meinung, der Soldat sei drinnen. Der Stein zerschlug sich in kleine Stücke. — „Siehst du, so wäre es mir ergangen, aber warte, ich will mir schon helfen.“ — Er durchsucht noch alle Gemächer und nimmt alles Gold und alle Perlen, die sich dort befanden. Inzwischen zwangen die beiden Gefährten unter Androhung des Todes die drei Königstöchter zu schwören, daß sie sie errettet haben, nicht der gemeine Soldat. Die Prinzessinnen mußten wohl oder übel den Schwur leisten. Das alles wußte der Soldat. Er klingelte mit dem silbernen Glöcklein, sofort erschienen viele Geister und fragten ihn: „Was willst du von uns?“ — „Ihr sollt mich in demselben Augenblick zu meinem Könige tragen!“ Und sofort befand er sich in dem Gemach des Königs. Er berichtete alles dem König und zeigte ihm den Ring, den ihm die jüngste Prinzessin geschenkt hatte. Denn vor Freuden hatte sie ihm versprochen, ihn zu heiraten.

Der König erkannte den Ring und machte den Soldaten sofort zum General. Dann warten sie auf die zwei, auf den Offizier und den Feldwebel. Sie kommen schließlich an und erzählen, sie hätten die Königstöchter befreit, der Soldat sei ein Taugenichts, er hätte sich betrunken, hätte Händel gesucht, ihnen das Geld gestohlen und wäre schon in der ersten Nacht verschwunden. In diesem Augenblick tritt der Soldat ein. Die beiden erschrecken, wurden blaß und gestanden alles. Der König ließ sie sofort hängen. Den Soldaten aber verheiratete er mit seiner schönsten Tochter und schenkte ihm den dritten Teil seines Reiches. Später wurde er selbst König, lebte glücklich mit seiner Frau und bekam viele Kinder.

<sup>1)</sup> In einem anderen Märchen aus der Gegend von Samocin in Posen sind die drei Königstöchter, die der Riese dem alten Manne mit einem Bart aus Messing entreißt, mit Symbolen versehen. Die älteste hat an der Wand ihres Zimmers die Sonne, die zweite den Mond, die jüngste einen Stern. Diese Symbole bleiben in der Hand des Befreiers, durch die er später als der wirkliche Befreier erkannt wird. Er entkommt aus der unterirdischen Höhle mit Hilfe eines Greifs und heiratet die jüngste der Prinzessinnen. S. Kolberg: Lud. Serya XIV, S. 94.

### Josefek<sup>1, 2)</sup>.

Eine Mutter hatte einen Sohn. Sieben Jahre lang nährte sie ihn an ihrer Mutterbrust<sup>3)</sup>. Eines Tages sagte der Sohn zur Mutter: „Mutter, man muß auch die Welt etwas versuchen.“ „Junge, warum willst du so gern in die Welt gehen?“ fragte ihn die Mutter. „Ich möchte gern in der Welt umherwandern,“ antwortete der Sohn. Er liebte es sehr, mit der Flinte umherzugehen. Sie machten sich nun auf und gingen in die Welt. Bald kamen sie in einen sehr großen Wald, in dem sie von der Nacht überrascht wurden. „Sohn, was werden wir nun machen?“ fragte die Mutter. „Ich klettere auf einen hohen Baum und sehe, ob nicht irgendwo ein Licht brennt,“ antwortete er. In der Ferne sah er ein Licht und sagte: „Mutter, gehen wir weiter, dort brennt ein Licht.“ Sie kamen zu einem kleinen Häuschen. Dort wohnte ein Mann; der war Räuber. Sie baten ihn um ein Nachtlager. Er erlaubte ihnen, bei ihm zu übernachten und fügte noch hinzu: „Wenn es euch gefällt, so könnt ihr noch länger bei mir bleiben.“ „Gut,“ sagte die Mutter, „wir wollen einige Zeit hier verweilen.“ Und so blieben sie denn. Der Sohn konnte sehr gut schießen. Wenn sie nichts zu essen hatten, so nahm er seine Flinte, ging in den Wald, schoß einen Hasen und kehrte zurück. Eines Tages legte sich die Mutter ins Bett, als sie ihren Sohn durch das Fenster zurückkommen sah. Er kam zu ihr und fragte: „Mutter, was fehlt dir, daß du so liegst?“ „Mein Sohn, ich bin sehr krank,“ entgegnete die Mutter. „Was wünschst du dir, Mutter?“ fragte sie der Sohn. „Ich habe großes Verlangen nach Wildbret,“ antwortete sie. Und er begab sich mit seiner Flinte in den Wald. Kaum war der Sohn fortgegangen, als sich die Mutter mit dem Räuber beriet, wie sie

<sup>1)</sup> Josefek ist Koseform zu Josef.

<sup>2)</sup> Das Märchen stammt aus Wisla, einem Dorf im Fürstentum Teschen und ist erzählt in der Zeitschrift „Materyaly antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne“ Bd. IV, Teil II, S. 27.

<sup>3)</sup> Der Glaube, daß langes Saugen der Mutterbrust große Kräfte erzeugt, ist auch sonst in den polnischen Volksmärchen verbreitet. So nährt in einem Märchen aus Giebultów in Galizien eine Frau ihren Sohn 18 Jahre lang an ihrer Brust und er wird so stark, daß er einen Gürtel von zehn Zentner Schwere und eine Krücke von ebenfalls zehn Zentner Schwere trägt. Dann geht er in die Welt und verrichtet große Taten. S. Kolberg: Lud. Serya VIII, S. 76.

In einem anderen Märchen aus Posen nährt sich ein Sohn zunächst sieben Jahre von seiner Mutter Brust und geht dann in die Welt. Er trifft sechs Männer mit sechs Fuhren Eisen. Dieses Eisen nimmt er mit sich, läßt sich beim Schmied eine Krücke davon machen und wirft sie in die Luft. Sie fliegt bis fast zum Himmel und er hat Zeit sich auszuschlafen, ehe die eiserne Krücke wieder zur Erde herunterfällt. Beim Herunterfallen hält er die Handfläche hin, um die eiserne Krücke aufzufangen. Dabei biegt sich die Krücke in der Mitte und seine Hand erhält einen Ruck. Er ist noch nicht stark genug und saugt deshalb noch weitere sieben Jahre die Mutterbrust. Hierauf läßt er sich eine Krücke von zwölf Fuhren Eisen schmieden, wirft sie in die Luft, fängt sie auf und seine Hand rührt sich dabei nicht. S. Kolberg: Lud. Serya XIV, S. 94. Vgl. auch Kolberg: Lud. Serya III, S. 113 und Kopernicki: Gadki ludowe górali Bieski-dowych (Volksmärchen der Bergbewohner in den Beskiden) im „Zbiór wiadomości do antropol. kraj.“ Bd. XV, S. (9).

den Sohn umbringen könnten. „Mache dir einen guten Pfahl zurecht,“ sagte die Mutter dem Räuber, „und wenn mein Sohn zurückkommt, so töte ihn damit.“ — „Ich will deinen Sohn nicht töten,“ antwortete der Räuber, „aber schicken wir ihn in einen Wald, wo es viele wilde Tiere gibt; die werden ihn vielleicht töten.“ Der Sohn kam mit einer wilden Sau zurück. Die Mutter lag wieder im Bett. „Mutter, hier hast du eine wilde Sau,“ sagte er zu ihr. „Mein Sohn, ich bin noch krank,“ sprach die Mutter. Und der Räuber sagte zu ihr: „Schicken wir ihn in einen Garten; dort gibt es viele Löwen, sie werden ihn zerreißen.“ Der Sohn nahm seine Flinte und ging in den Garten. Sofort stürzten sich die Löwen auf ihn. Er war aber sehr stark und kämpfte solange, bis er die Löwen totgeschlagen hatte. Nur zwei junge Löwen behielt er für sich. Mit diesen kehrte er zurück zu seiner Mutter. Da sie den Sohn durchaus umbringen wollte, fragte sie nach einiger Zeit den Räuber: „Was werden wir mit ihm tun?“ — „Ich kenne,“ antwortete dieser, „einen Wald, in dem viele Räuber wohnen; dorthin schicken wir ihn und sie werden ihn töten.“ Und Josefek begab sich in den Wald. Die Mutter jedoch erklärte dem Räuber, sie könnten sich jetzt heiraten. Als der Sohn aus dem Walde zurückkam, lag die Mutter wieder im Bette. „Bist du wieder krank, Mutter, daß du im Bette liegst?“ fragte er sie. „Ja, ja, schon wieder, mein Josefchen,“ antwortete sie. „Und was begehrt du, Mutter?“ fragte er wieder. „Ach, mein Josefchen, ich habe Lust auf alten Wein,“ entgegnete sie. „Mutter, ich weiß nicht, wo es alten Wein gibt,“ sagte der Sohn. „Der Räuber erzählt, daß in einem Walde Räuber wohnen, die alten Wein besitzen. Bringe mir ihn, mein Josefchen.“ So sprach die Mutter und der Sohn begab sich mit seinen beiden Löwen und der Flinte auf den Weg. Kaum hatte er sich dem Walde genähert, als zwei Räuber hervorsprangen und ihn töten wollten. Er aber ergriff den einen und seine beiden Löwen töteten die Räuber. Auf den Lärm hin, der dadurch entstand, erschienen drei andere Räuber und warfen sich auf den Jüngling. Er aber ergriff einen und tötete ihn, während die beiden Löwen die zwei anderen Räuber erwürgten. Hierauf ging Josefek in die Räuberhöhle. Dort befand sich eine Prinzessin, welche die Räuber einem Könige gestohlen hatten, als sie noch ein Kind war. Da sie bereits einige Jahre in der Gefangenschaft der Räuber war, war sie schon erwachsen. Als Josefek in die Höhle trat, sagte sie zu ihm: „Die Räuber werden dich erschlagen.“ „Sie sind schon längst tot,“ antwortete Josefek und nahm sie und den alten Wein mit sich. Nachdem sie die Höhle verlassen hatten, unterhielten sie sich miteinander. Josefek fragte die Prinzessin: „Wie bist hieher gekommen?“ „Mich haben die Räuber dem Vater gestohlen,“ antwortete sie; dann nahm sie den Ring vom Finger, steckte ihn Josefek an und sprach: „Da du mich von hier befreit hast, so will ich deine Gemahlin sein, selbst wenn du lahm oder blind werden solltest.“ So gingen sie denn zusammen in das Häuschen. Die Löwen trugen den Wein. Die Mutter erblickte sie durchs Fenster und sprach zu dem Räuber: „Es ist schlecht um uns bestellt, denn Josefek kommt, sie haben ihn nicht erschlagen.“ Der Sohn trat in das Häuschen; die Mutter

lag im Bette. „Hier hast du den alten Wein,“ sagte Josefek zu ihr. Sie sprang aus dem Bett, trank von dem Weine und wurde alsbald gesund. Hierauf sprach sie zu ihrem Sohne: „Josefek, ich habe dich schon so viele Jahre bei mir und noch niemals habe ich dich gelaust.“ Und Josefek antwortete: „Als ich ein kleiner Knabe war, hast du mich niemals gelaust, jetzi brauchts dessen nicht, Mutter.“ „Ich will dich aber doch lausen,“ sagte die Mutter. „Wenn du es, Mutter, willst, so kannst du's tun,“ entgegnete Josefek. Sie traten aufs Feld hinaus. Die Mutter begann ihn zu lausen und fragte ihn dabei: „Sage mir, mein lieber Josefek, worin liegt deine Kraft?“ „Das geht dich nichts an, Mutter, ich kann sie haben, wo ich will.“ „Sage es mir doch!“ „Nun, Mutter, meine drei Haare am Scheitel des Kopfes, die sind meine Kraft.“ Die Mutter hatte eine kleine Schere bei sich. Als Josefek ein wenig eingeschlummert war, schnitt ihm die Mutter die Haare ab und er war so schwach wie jeder andere Mensch. Darauf stach sie ihm zusammen mit dem Räuber die Augen aus. Und Josefek sprach: „Da ihr mir die Augen ausgestochen habt, so führt mich an die Straße, damit ich dort um Brot betteln kann.“ Die beiden Löwen waren immer bei ihm. Als er so an der Straße bettelte, fuhr ein Fuhrmann vorbei; den bat er, er möchte ihn in die Stadt mitnehmen, er würde ihm einen Löwen dafür geben. Da nahm ihn der Fuhrmann mit und Josefek hatte nur noch einen Löwen. Und in der Stadt bettelte er wieder am Wege um Brot. Ein zweiter Fuhrmann kam vorbeigefahren. Wieder bat er ihn, er möchte ihn in die zweite Stadt mitnehmen, dort, wo die Prinzessin wohnte. Die Prinzessin war sehr mildtätig. Als Josefek als Bettler in die Stadt kam, wurde er ins Bettlerhaus gebracht. Die Prinzessin brachte jeden Morgen den Bettlern Wein und fragte sie, wie ihr Befinden sei. Josefek erkannte die Prinzessin an der Sprache, aber sie erkannte ihn nicht. Sie ging wieder hinaus und die Bettler tranken den Wein aus. Josefek jedoch trank nicht alles aus, sondern nahm den Ring, den ihm die Prinzessin geschenkt hatte, vom Finger und legte ihn in die Flasche. Als die Prinzessin zurückkam, um die leeren Flaschen zu holen, fand sie den Ring und wußte sofort, daß er Josefek gehört. Sie trat an ihn heran und fragte, wo er seine Augen verloren habe. Er erzählte ihr, was geschehen war. Hierauf begab sie sich zu ihrem Vater, dem König, und bat ihn, ihr für eine Angelegenheit seine Erlaubnis zu gewähren. Der König fragte nach ihrem Wunsche. „Der Josefek ist hier, der mich von den Räubern befreit hat, aber er ist blind.“ Der Vater wurde darüber sehr traurig, gestattete aber trotzdem seiner Tochter, ihn zu heiraten. Er veranstaltete eine sehr kleine Hochzeitsfeier, denn er schämte sich wegen der Blindheit des Josefek und schenkte ihnen ein Haus hinter der Stadt. Eines Tages forderte die Frau Josefek zum Spaziergang auf. Zuerst wollte er nicht gehen, aus Furcht, sie könnte ihn ertränken, schließlich aber ging er doch mit. Sie kamen auf eine Wiese. Dort war ein kleiner Brunnen. Drei Vögel stachen einer dem anderen die Augen aus. Hatte einer die Augen ausgestochen, so steckte er den Kopf in den Brunnen und die Augen wuchsen ihm von neuem. Die Prinzessin sagte zu Josefek: „Komm zu dem

Brunnen, Josefek, dort kämpfen Vögel miteinander, einer pickt dem anderen die Augen aus; sie tauchen aber den Kopf in das Brunnenwasser ein und die Augen wachsen von neuem. Komm dahin, Josefek, ich will dir mit dem Wasser die Augen benetzen und sie werden dir wieder wachsen.“ Josefek aber antwortete: „O du dumme Frau, du siehst dort ein großes Wasser und willst mich darin ertränken.“ „Ach nein, mein lieber Josefek, ich will, daß dir die Augen wachsen.“ „Wenn dem so ist, so will ich gehen.“ Sie bestrich ihm die Augen mit dem Wasser und sofort sah Josefek und auch die drei Haare wurden wieder lang. Einige Zeit später lag der König im Kriege. In drei Tagen hatte er alles verloren. Am vierten Tage sah sich Josefek den Krieg an. Er bat um das Kommando für kurze Zeit und der Krieg war bald gewonnen. Der König war darüber sehr erfreut, ging zu seinem Schwiegersohn und sprach: „Da du mir alles wieder gewonnen hast, so will ich dir die Hälfte meines Reiches schenken und eine große Hochzeitsfeier veranstalten.“ Da wurde eine große Hochzeit gefeiert, zu der viele Gäste geladen waren<sup>1)</sup>.

### Das Märchen von den zehn Brüdern<sup>2)</sup>.

Ein Bauer hatte zehn Söhne. Der jüngste von ihnen wurde in der Familie „Böckchen“ (Koziólek) genannt. Alle halfen dem Vater und waren in der Wirtschaft tätig. Eines Tages, es war zur Zeit der Heuernte, schickte der Vater die Söhne auf die Wiese. Sie sollten das Gras mähen und es zu Heu trocknen. Sie mähten die Wiese ab und als das Gras trocken war, häuften sie es zusammen. Jeder Bruder machte einen Schober, so daß es zehn Heuschober waren. Aber der Heuschober des „Böckchens“ war, weil er am schwächsten war, am kleinsten von allen. Die zehn Brüder hatten während der Heuernte eine Stute bei sich. Diese trieben sie zur Nacht auf die abgemähte Wiese zwischen die Heuschober, wie man es gewöhnlich tut, weil die Pferde, wenn sie grünes Gras zu fressen haben, nach Heu nicht verlangen. In diesem Falle aber geschah es unvorhergesehener Weise anders. Die gefräßige Stute fraß während der Nacht alle zehn Heuschober auf. Groß war die Verwunderung und die Reue der Schnitter über den Verlust. Doch was sollten sie tun? Es war einmal geschehen und nicht mehr zu ändern! Der Vater war nicht minder verwundert und wollte es anfänglich gar nicht glauben. Schließlich aber ließ er sich von seinen zehn Söhnen überzeugen und ließ es bei der Reue um den Verlust bewenden.

<sup>1)</sup> Ein ähnliches Märchen wie das unserige erzählt auch Kosinski: *Materyaly do etnografii górali Bieskidowych* (Materialien zur Ethnografie der Bergbewohner in den Beskiden) im „Zbior wiad. do antrop. kraj.“ Bd. VII, S. (17). Dort tritt nur an Stelle der Mutter die Schwester ein.

<sup>2)</sup> Das Märchen ist entnommen der polnischen Zeitschrift „Lud“ (Das Volk) Bd. II, S. 46. Lwów, 1896. Es wurde niedergeschrieben um das Jahr 1830 im Kreise Poniewies im Gouvernement Kowno.

Kurze Zeit darauf sah man, daß die Stute trächtig ist. Und sie gebar nach Verlauf der bestimmten Zeit zehn Füllen. Das zehnte von ihnen war kleiner als die anderen. Alle zehn Füllen waren Hengste. Unter dem achtsamen Auge des Vaters und bei der sorgfältigen Behandlung der Söhne gediehen die Füllen vorzüglich. Als sie groß geworden und ausgewachsen waren, verteilte sie der Vater unter seine zehn Söhne. Den kleinsten Hengst, der aber nicht minder schön und feurig war als die anderen, gab er dem „Böckchen“. Dieser war immer noch kleiner als die Brüder, obwohl er schon heiratsfähig war. Nach dieser Verteilung sagte der Vater zu den Söhnen: „Nun hat, meine lieben Kinder, jeder von euch ein schönes Pferd; reitet in die Welt hinaus und sucht euch Frauen; aber wählt sie nicht aus verschiedenen Familien, sondern aus einer einzigen. Heiratet zehn Schwestern so wie ihr zehn Brüder seid!“

Die folgsamen Söhne gehorchen dem Vater, rüsten sofort zur Reise und reiten zusammen in die Welt hinaus. Lange, lange Zeit reiten sie dahin, suchend und fragend nach den zehn Schwestern. Aber niemand kann ihnen Auskunft erteilen. Da begegnen sie eines Tages einer Spinne, die gerade Junge gebiert und dabei einen Faden hinter sich zieht. Verwundert über diese Seltenheit, machen die Brüder Halt und fragen die Spinne, ob sie nicht eine Familie weiß, in der es zehn Schwestern gibt. Die Spinne antwortet: „Nicht weit von hier lebt eine Witwe; die hat zehn Töchter.“ „Wie können wir zu ihr gelangen,“ fragen die Brüder. „Reitet weiter und gebet auf diesen meinen Faden acht; habt ihr sein Ende erreicht, so seid ihr am Ziel eurer Reise. Ihr werdet ein Dorf vor euch erblicken. In diesem wohnt die weise Frau (Zauberin) mit den zehn Töchtern.“ So sprach die Spinne, während sie die Jungen gebar. Die Brüder ziehen nun weiter und gelangen bald darauf in das Haus der Witwe. Freundlich werden sie von ihr empfangen. Sie tragen ihren Wunsch vor; die Frau zeigt sich willfährig. Alles gedeiht aufs beste. Nach dem Abendessen gelten die zehn Brüder als Verlobte der zehn Schwestern und begeben sich gemeinsam in den Heuschuppen zum Schlaf. Auch unser „Böckchen“ schreitet mit seiner Braut, die ihm nach der Wahl seiner Brüder zufiel, in den Heuschuppen. Da bemerkt er, daß ihm die Handschuhe fehlen. Er macht sich auf, sie zu suchen. Dabei kommt er an die Tür der Witwenstube. Von dort vernimmt er die Stimme der Zauberin und hört, wie sie zu jemandem sagt: „Die Mützen sollen abgehauen werden, die Tücher aber verschont bleiben!“

Das hat nichts Gutes zu bedeuten, dachte das „Böckchen“ bei sich. Er vermutet, daß man ihn und seine Brüder umbringen wolle. Mit diesen Gedanken kehrt er in den Heuschuppen zurück, legt sich nieder und wartet, bis alle eingeschlafen sind. Bald merkt er an dem Schnarchen, daß alle schlafen. Er steht sofort möglichst leise auf, nimmt den Brüdern die Mützen vom Kopfe und legt sie mit der seinigen zu Häupten der zehn Schwestern, während er ihre Tücher sich und den Brüdern um den Kopf bindet. Kurz vor Anbruch des Tages erscheint eine Gestalt mit einer Sense bewaffnet und beginnt die Köpfe, die mit Mützen bedeckt sind,

abzuhauen. Die mit den Tüchern bedeckten Brüder läßt sie unberührt. Unser Böckchen gibt keinen Laut von sich und wartet, bis die Brüder aufwachen.

Bei Tagesanbruch wachen sie auf. Welche Angst befällt sie und welches Erstaunen, als sie ihre Bräute in Blut liegen sehen, alle enthauptet! Da sie nicht wissen, wie diese Greuelthat geschah und denken, daß man sie dafür bestrafen und sich an ihnen rächen werde, satteln sie schnell ihre Pferde und ergreifen die Flucht. Unterwegs erzählt das „Böckchen“ seinen Brüdern die ganze Geschichte und offenbart ihnen, auf welche Weise er seine Brüder und sich selbst errettet hat<sup>1)</sup>.

Aber die Brüder schenken seiner Erzählung keinen Glauben, vielmehr verdächtigen sie ihn des Mordes. Sie glauben nämlich, daß er unwillig darüber war, daß er die Braut nehmen mußte, die sie ihm übrig ließen, und sich deshalb an ihnen rächen wollte. In ihrer Heimat angelangt, klagen sie ihren Bruder beim Könige an. Der König verhört beide Teile. Um sich von der Wahrheit der Aussagen des „Böckchens“ zu überzeugen, befiehlt er ihm, die Sense zu holen, mit der die zehn Schwestern enthauptet worden sind. Es war nicht leicht, der Aufforderung des Königs Genüge zu tun. Das „Böckchen“ beteuert, es sei ihm unmöglich, die Sense zu bringen. Der König aber droht ihm mit dem Tode, wenn er die Sense nicht bringt.

Weinend verläßt das Böckchen den Königspalast. So betritt er den Pferdestall und beklagt sich hier über sein Los. Da fragt ihn auf einmal sein Pferd: „Warum weinst du?“ Das „Böckchen“ erzählt ihm alles, dann weint er von neuem. „Weine nicht und beruhige dich,“ sagt zu ihm das Pferd. „Wir bekommen die Sense der Zauberin!“ Das „Böckchen“ wird fröhlich, es füttert das Pferd, macht sich reisefertig, besteigt das Pferd und reitet zu der Zauberin. Nicht weit vom Ziele sagt zu ihm das Pferd: „Laß uns Halt machen! In Menschengestalt kannst du die Sense nicht erlangen, weil man dich nicht ins Haus lassen wird. Deshalb will ich dich in einen Kater verwandeln. Gehe an die Tür, fange an zu miauen; alsdann wird man dir aufmachen und dich ohne jeden Verdacht hineinlassen. Setze dich dann neben die Sense, die auf einer Bank bei offenem Fenster liegt. Dort sitzt auch die Zauberin. Sie wird dich zuerst streicheln und dann in die Kammer gehen, um dir ein Stück Fleisch zu holen. In diesem Moment ergreife die Sense und fliehe durch das offene Fenster. Unterdessen werde ich hier weiden und auf dich warten.“

Es geschah, wie es das Pferd gesagt hatte. Kaum hatte sich das

<sup>1)</sup> In der Gegend von Krakau ist ein ähnliches Märchen bekannt. Dort sind es zwölf Königssöhne, die auf ihren Pferden zu der Zauberin reiten, welche 24 Töchter besitzt. Das Pferd des Jüngsten sagt zu diesem, er solle seine Brüder davor warnen, in Mützen zu schlafen. An ihrer Stelle werden die Töchter der Zauberin getötet. Der Jüngste muß dann auf Befehl des Königs von der Zauberin eine Geige, die von selbst spielt, und ein Schwert, das von selbst dreinhaut, holen. Er tut es mit Hilfe seines Pferdes, das ihn in eine Schwalbe und eine Taube verwandelt. S. Kolberg: Lud. Serya VIII. Krakowskie, S. 33.

Pferd ein wenig gestärkt, als der Kater schon mit der Sense herbeigeeilt kam. Sofort bekommt er seine Menschengestalt wieder, besteigt seinen guten Renner, reitet im vollen Galopp zurück und ist in kurzer Zeit zu Hause. Er bringt die Sense zum König und erweist damit seine Unschuld. Aber den Zorn der Brüder besänftigt er dadurch nicht. Da sie ihm wegen des Mordes nichts mehr anhaben können, erfindet ihr Unwille und ihr Neid andere Vorwürfe gegen den Bruder. Sie erzählen dem König, daß sich ihr Bruder gerühmt habe, es sei eine Kleinigkeit für ihn die Sense zu erlangen, er könnte aber von der Zauberin zwei Täubchen von wunderbarer Schönheit bekommen. Der König hatte nun gerade solche Tauben nötig. Er ruft deshalb das „Böckchen“ zu sich und befiehlt ihm unter Androhung der Todesstrafe, ihm das Taubenpaar zu verschaffen. Umsonst beteuert das „Böckchen“, daß er so etwas nie gesagt habe und er nicht einmal wisse, ob die Zauberin Tauben besitzt. Doch alles ist vergeblich: Tod! oder die Tauben!

Weinend schreitet er wiederum zu seinem Pferde. Als dieses den Grund seiner Tränen vernimmt, beruhigt es ihn, läßt sich satteln und trägt ihn sofort zu der Hütte der Zauberin. In der Nähe ihres Wohnsitzes bleibt es stehen, verwandelt das „Böckchen“ in einen Habicht und spricht: „In diesem Augenblick sitzt die Zauberin mit ihren Tauben am Brunnen. Sie ist gegen das Tor gewendet. Fliege einmal im Kreise um das Haus, wirf dich dann plötzlich vom Dache auf die Tauben, die in Paaren sitzen, ergreife sie mit den Krallen an den Flügeln und eile zu mir.“ Das Böckchen führt Wort für Wort aus. Er ergreift die Tauben und trägt sie ungeachtet des herzerreißenden Schreies der Zauberin zu seinem Pferde. Dort angekommen, sieht er sich wieder in Menschengestalt, springt auf sein Roß und sprengt davon.

Nach seiner Rückkehr trägt er die Tauben zum König. Erfreut über die schönen Täubchen, dankt der Monarch herzlich dem Böckchen und beschenkt ihn mit Geld. Das Böckchen ist glücklich über das Geschenk. Seine Not hat ein Ende! Springend kehrt er nach Hause zurück, streichelt sein gutes Pferd, gibt ihm Futter, stärkt sich selber und geht schlafen. Unterdessen betrachtet der König die Tauben, streichelt und unterhält sie, denn sie sehnen sich nach dem elterlichen Dach. Da spricht eine Taube zu ihm: „Erlauchter Herr! Was hast du davon, daß du uns zwei Tauben besitzt, die wir verunreinigt sind durch den Rauch des dörfischen Daches; nicht für Könige ist unser Geschlecht geschaffen, sondern für arbeitsame Bauern; mit ihnen verbindet uns Freundschaft und Notwendigkeit. Sie erblicken in uns ihr Glück, bei ihnen sind wir glücklich, denn wir sind satt und unbesorgt! Doch es gibt einen Vogel, o ein Vogel, großer König, würdig deiner und deines Palastes, ein Paradiesvogel, der schönste auf der Welt! Er läßt seine lieblichen Lieder unter dem Himmel erschallen, lebt in einem goldenen Käfig mit Diamanten besetzt, der mitten am himmlischen Gewölbe hängt. Oftmals habe ich ihn wenigstens von weitem gesehen und seine ergreifenden Gesänge vernommen, wenn ich bis über die Wolken geflogen bin.“

Der König, ebensosehr verwundert über die Rede der Taube, wie eingenommen von ihrem Inhalt, sinnt nach und schweigt; da spricht die Taube weiter: „Quäle dich nicht, o König, wie du den Vogel bekommst; der uns dir gebracht, ist auch imstande, dir den Käfig mit dem Vogel zu bringen!“

Kaum vernimmt das der König, so springt er auf, ruft den Kammerdiener und befiehlt ihm sofort das „Böckchen“ vorzuführen. Man reißt ihn aus dem Schlafe und führt ihn vor den König. „Höre“ sagt zu ihm der König, „kurz ist mein Befehl: Du kennst den goldenen Käfig mit dem Paradiesvogel, der mitten unter dem Himmel hängt, geh und bring mir ihn oder stirb!“ Was sollte das Böckchen nach einer solchen Drohung tun? — er geht von neuem weinend zu seinem Pferde.

Er klagt ihm sein Unglück und das Pferd spricht zum Böckchen: „Die Sache ist nicht so leicht und der Weg ist weit. Gehe zum König, sage es ihm und bitt ihn, daß er dir eine beträchtliche Summe Geldes für den Weg auszahlen läßt.“ Es geschah und der König sparte mit dem Gelde nicht. Das Böckchen hebt sich die Hälfte des Geldes auf und macht sich mit der anderen Hälfte auf den Weg, folgend der Führung seines Pferdes. Weit ist der Weg. Sie kommen durch verschiedene Länder. Schließlich gelangen sie in einen großen Wald. Er ist mit ewigen Bäumen verwachsen und so gut und rein erhalten, daß man darin nicht nur nicht gebrochene oder umgestürzte Bäume, sondern auch nicht einmal einen trockenen Zweig zu sehen bekommt. Sie kommen bis in die Mitte dieser Einöde. Das Pferd macht Halt und spricht zum Böckchen: „Hier also ist die Mitte des Himmels. Über diesem Punkt hängt der goldene Käfig, in dem sich der Paradiesvogel befindet. Nimm, liebes Böckchen, die Gestalt eines Adlers an, denn ein anderer Vogel erreicht den Käfig nicht. Erhebe dich gerade in die Höhe und schaue zum Himmel hinauf. Und wenn du bis dicht unter den Käfig gelangst, berühre ihn mit dem Flügel und laß dich sofort wieder hinunter. Er wird hinter dir her schweben. Nimm dich aber ja in acht, daß du beim Hinunterschweben in den Wald keinen Baum berührst; sonst richtest du dich und mich zugrund!“

Glücklicherweise geriet alles aufs beste. Der Käfig befindet sich schon auf Erden in der Hand des Böckchens. Nach kurzer Rast eilen sie zurück nach Hause. Wie lange die Hin- und Herreise dauerte, ist nicht bekannt. Das weiß man nur, daß unser Böckchen ohne jeden Zwischenfall heil im Königspalaste ankam und dem sehnsüchtig wartenden Herrscher den Käfig mit dem Vogel einhändigte. Man braucht nicht zu zweifeln daß der überaus freudige König dem Böckchen alles reichlich vergalt.

1) Gewöhnlich ist es ein goldener Vogel, der von dem jüngsten Königssohn geholt wird zusammen mit einer goldhaarigen Jungfrau und einem goldmähnigen Pferde. Der Käfig, in dem der goldene Vogel sitzt, darf nicht berührt werden. In einem Märchen aus der Gegend von Krakau ist es ebenfalls ein Rabe, der dem Königssohn hilft. Siehe Kolberg: *ibid.* S. 48. Vgl. auch Stefanija Ulanowska: „Zbiór wiadomości do antropologii krajowej“ Bd. VIII, S. (306), und Kosiński: „Zbiór wiadomości“ . . . , Bd. VII, S. (70).

Nach dieser Dienstleistung glaubte das Böckchen, daß es nun vom König in Ruhe gelassen wird. Deshalb dachte er daran, eine eigene Wirtshaft anzufangen. Während er so denkt und sich an seinem zukünftigen Glück, welches er unter dem Dache einer Dorfhütte zu finden glaubt, ergötzt, sagt der Paradiesvogel, der vom König und den Hofleuten mit Gunst und Zärtlichkeit überhäuft wird, zum König: „Erlauchter Herr, alle bewundern mich hier und du selbst läßt dich durch die Farbenpracht meines Gefieders und den Klang meiner Stimme hinreißen und nennst mich dein kostbarstes Kleinod. Was würde da erst geschehen, wenn du jene wunderbare Jungfrau sehen und besitzen würdest, auf deren Schoß ich aufgewachsen bin und singen gelernt habe, ehe man mich in den goldenen Käfig gesetzt hat. Weit inmitten der Gewässer des Ozeans ist ihre Wohnung. Dort auf den Wellen des Meeres verbreitet sie ihre Reize, spielt mit den Fischlein, schafft mit ihrer Stimme Linderung und bezaubert alles, was in ihre Nähe kommt. O König, welch eine Jungfrau, würdig die Gemahlin des ersten der Könige zu sein!“

Erhitzt durch die Beschreibung der Meernymphe, läßt der König sofort das Böckchen rufen. Er hegt keinen Zweifel darüber, daß derjenige, welcher den goldenen Käfig vom Himmel herabholte, auch imstande sein wird, inmitten des Ozeans zu gelangen und die Jungfrau zu gewinnen. Das arme Böckchen wird aus seinen süßesten Träumen von den Hofdienern herausgerissen und muß sich beim König stellen. Nach manchen Bitten und Drohungen muß er sich auch mit dem Gedanken befreunden, die Meerjungfrau zu holen. Sehr verdrießlich, aber nicht verzweifelnd, geht er zu seinem Pferde und unterbreitet ihm die neue Not.

Das Pferd ermuntert ihn, läßt ihn zum König gehen und um viel Geld für das große Unternehmen bitten. Der König bereitet darin keine Schwierigkeiten. Für einen Teil des Geldes kauft das Böckchen nach dem Rate des Pferdes eine Menge weiblichen Flittertands, legt ihn in einen eigens dafür gefertigten Schrank und schließt ihn zu. Darauf nimmt er den Schrank mit sich aufs Pferd und macht sich auf den Weg. So hat das wunderbare Pferd alles geordnet.

Was sie auf der Reise erlebten, davon schweigt die Geschichte; bekannt ist nur, daß sie an das Ufer des Ozeans gelangten und zwar gerade an die Stelle, wo sich die Meerjungfrau am häufigsten zu zeigen pflegte. „Hier“, sagte das Pferd zum Böckchen, „wird die Jungfrau in kurzem erscheinen. Stelle deinen Schrank hin, lege den Flittertand, wie sich's gehört, hinein, schließe aber die Tür nicht, sondern warte, bis die Nymphe erscheint. Neugierig wird sie sich dir nähern und dich fragen, wer du bist und was du in dem Schrank hast. Antworte ihr, du seiest ein Kaufmann und verkaufst weibliche Gegenstände. Hierauf verneige dich vor ihr tief und bitte sie, sie möchte in den Laden eintreten und sich etwas aussuchen. Die Jungfrau wird sofort zu dem glänzenden Tand eilen und in den Schrank treten, um sich etwas auszuwählen. Du schlage in dem Moment die Tür zu und schließe sie ab. Dann ist die Jungfrau unser.“

Die Jungfrau erschien. Das Böckchen war fast erstarrt über ihre

Schönheit und ihren Reiz, über ihre schönen Haare, die der Lufthauch auseinanderwehte und ein goldener Reif zusammenfaßte. Wie es das Pferd vorausgesagt hatte, so geschah's. Die Meeresschönheit faßte sofort Interesse für den kleinen Kaufladen und betrat ihn, höflich dazu aufgefordert. Der geschickte Kaufmann schlug die Tür zu, schloß sie ab und sprang so schnell als möglich mit dem Schrank aufs Pferd. So gelangte er mit der kostbaren Last, schnell oder langsam, schließlich nach Hause. Man sagt, daß sehr ungern und betrübt das Böckchen die Jungfrau dem König übergab. Dieser empfing sie mit der größten Freude und mit Triumph.

Aber umsonst suchte er sie zu unterhalten und die fröhlichste Zerstreuung auszudenken. Die Jungfrau blieb traurig und sang nicht, obgleich ihre Stimme bezaubernd sein sollte. Es fragt sie schließlich der König, warum sie so traurig sei? was ihr fehle? Darauf die Jungfrau: „Niemals wirst du mich, o König, fröhlich sehen und meinen Gesang hören, wenn du mir nicht das heilende und belebende Wasser bringen läßt.“ Und als sie der König fragt, wo man solches Wasser finden könne, antwortet die Jungfrau: „Der Verräter, der mich selbst gewinnen konnte, wird sich auch das Wasser verschaffen!“ „Sofort das Böckchen herbeigerufen!“ schrie der Herrscher, zu seiner Dienerschaft gewandt. Als das Böckchen zur Stelle war, sprach zu ihm der König: „Das heilende und belebende Wasser sollst du mir verschaffen, so schnell wie möglich!“ Und da das Böckchen sich in der Verlegenheit am Kopfe kratzte, fügte der Monarch hinzu: „Keine Ausrede, wer imstande war, die Jungfrau zu gewinnen, wird auch imstande sein, das Wasser zu holen!“

Und nicht weiter unwillig hierüber, ging das Böckchen, auf sein Pferd vertrauend, weg und legte ihm den neuen Befehl des Königs vor. „Weißt du was, Böckchen,“ begann das Pferd, „das kann mir das Leben kosten, wenn es nicht gelingt. Geh trotzdem zum König und bitte ihn um Geld für die Reise. Der Weg ist schwierig und weit!“ Dem König ging's nicht ums Geld, wenn er nur das verlangte Wasser bekam. Sofort wurde die nötige Summe ausgezahlt. Das Böckchen nahm einen Teil des Geldes und machte sich auf den Weg. Durch Wälder, Steppen, Berge, Schluchten und Flüsse arbeiten sie sich nach langen Mühen durch. Schließlich kommen sie ohne einen Unglücksfall in einen großen Wald mitten unter Felsen und Abgründe, wo eine Menge Raben auf Bäumen und Felsen sitzen oder schreiend hier oder dort in der Luft schweben. Es spricht das Pferd zum Böckchen: „Hier, auf einem unzugänglichen Felsen, befindet sich das Wasser; nur die Raben wissen darum und haben dort Zutritt. Nimm und töte mich; nimm meine Eingeweide heraus, heb sie auf, verwahre sie so, daß die Raben nicht dazukommen und sie aufessen. Sodann krieche in meinen Bauch und halt dich drin verborgen. Die Raben werden geflogen kommen und in der Meinung, daß ich tot bin, sich auf mich herunterlassen. Ergreife dann sofort zwei Raben und halte sie fest. Die versammelten Raben werden dich anfangen zu bitten, du möchtest ihre Halbbrüder befreien. Sage ihnen dann, daß du sie nur dann losläßt, wenn

sie dir das heilende und belebende Wasser bringen. In zwei Gefäßen, einem weißen und einem himmelblauen, werden sie dir von dem Wasser bringen, gib dann den Vögeln die Freiheit, hole meine Eingeweide aus dem Versteck, lege sie in den Bauch hinein, begieße mich zuerst mit dem Wasser aus dem weißen Gefäß, so wird alles heilen, und dann mit dem Wasser aus dem himmelblauen Gefäß und ich werde sofort lebendig.“

Nicht ohne Schmerz und Schauer tötete das Böckchen sein Pferd. Es erfüllte alles so, wie es das Pferd angeordnet. Es glückte. Die Raben brachten in den zwei Gefäßen von dem Wasser, mit dessen Hilfe er das Pferd wieder zum Leben brachte. Sogleich machte er sich auf den Heimweg. Gewiß ritt er nicht so schnell wie man erzählt — schließlich gelangt er vor den König und händigt ihm die zwei Gefäße mit dem Wasser ein. Es versteht sich von selbst, daß der König ihm herzlich dafür dankte, worauf er selbst die Gefäße der Jungfrau übergab<sup>1)</sup>.

Nach so vielen Dienstleistungen und nach Überwindung so vieler Schwierigkeiten, denkt man, daß sich das Böckchen friedlich seinem Glück hingeben könnte. Aber seinem Schicksal gefiel es anders. Die schwierigste Probe stand ihm noch bevor. Die grausame Jungfrau beschloß am Böckchen selbst die Wirkung des Wassers zu beweisen. Man führt den Armen zum Fluß. Am Ufer zerhackt ihn die Jungfrau in kleine Stücke; sie wäscht sie im Flusse und setzt sie wieder zusammen. Dann begießt sie dieselben mit dem heilenden Wasser und alles wächst zusammen und heilt; darauf begießt sie den Körper mit dem belebenden Wasser und sofort erhebt sich der Jüngling in viel schönerer Gestalt wie vordem. Der König und sein Hof, die dem Vorgange beiwohnen, sehen die vorteilhafte Verwandlung am Böckchen. Der König, der schon in älteren Jahren ist und eine solche Verwandlung und Verjüngung brauchen kann, bittet und beschwört die Jungfrau, sie möchte doch mit ihm dasselbe tun wie mit dem Böckchen. Gern willigt die Jungfrau ein. Sie zerhackt den König in Stücke, wäscht seine Glieder im Flusse und setzt sie wieder zusammen. Während sie damit beschäftigt ist, stehen die Gefäße mit

<sup>1)</sup> In einem Märchen aus der Gegend von Wieliczka sucht der jüngste Königssohn, der zugleich als dumm gilt, „das junge Wasser“ bei dem Könige der Wölfe, der Bären und der Löwen und findet es bei einer Königstochter, die es ihm gibt. S. Kolberg: Lud. Serya VIII, S. 71. — In einem anderen Märchen aus Morownica in Posen holt der einzige Sohn armer Eltern, dessen Pate Jesus selbst war, „das lebendige und tote Wasser“ auf den Rat seines Pferdes und mit Hilfe eines Greifs aus einem Brunnen, der von Teufeln bewacht wird. Auf Befehl der Königstochter, die dieser dem König vorher geholt hat, läßt der König auch hier den Bringer des Wassers töten; sie ruft ihn aber mit Hilfe des lebendigen Wassers wieder zum Leben zurück. Den König selbst aber, der sich gleichfalls töten ließ, belebt sie nicht wieder, sondern zerschlägt die Flaschen, in denen sich das Wasser befindet. S. Kolberg: Lud. Serya XIV. Poznańskie, S. 56. In der Gegend von Miechow und Kalisch ist gleichfalls ein ähnliches Märchen bekannt. Darin sucht ein Fürst das heilende Wasser für die kranke Königstochter. Er findet es auf den Rat eines Einsiedlers mit Hilfe eines Apfels in dem Palaste von drei Drachen, die eine verzauberte Königstochter gefangen gehalten. Diese bewacht das heilende Wasser. Er tötet die drei Drachen, befreit die Königstochter und bringt das Wasser. S. Kolberg: Lud. Serya VIII, S. 69.

dem wunderbaren Wasser an der Seite. Schon soll sie mit dem Begießen beginnen, um den König zu heilen und zu beleben — Welch ein Unglück geschieht da! Zwei Raben kommen plötzlich angeflogen, ergreifen die beiden Wassergefäße und tragen sie fort. Der Hof und das versammelte Volk war dadurch über die Massen erschüttert. Aber man erblickt darin den Finger Gottes und ruft die Jungfrau zur Königin aus. Diese verlobt sich mit dem Böckchen. Es wird zunächst ein feierliches Begräbnis begangen, sodann eine prunkvolle Hochzeit gefeiert, bei der alles, Essen und Trinken, in Hülle und Fülle vorhanden war, so daß es den Gästen über das Kinn floß, — aber im Munde hatten sie nichts.

### Der Schäfersohn<sup>1)</sup>.

Ein Schäfer hatte nur einen einzigen Sohn. Den ließ er dasselbe Handwerk erlernen, welches er selbst kannte. Der Sohn war mit großem Scharfsinn begabt, so daß er jede Lehre des Vaters gut begriff. Als er 24 Jahre alt wurde, setzte er sich's in den Kopf, auf Wanderschaft zu gehen. Beim Verlassen des Hauses erteilte ihm der Vater verschiedene Lehren. Dabei gab er ihm auch einen Hund, der sehr klug und treu war, ein Schwert und eine Büchse mit einer Salbe mit den Worten: „So höre mich, mein Sohn. In den größten Gefahren und Unglücksfällen, die dich auf der Wanderschaft treffen, werden dir diese drei Dinge zur Errettung und Hilfe dienen: Der Hund zum Dienen, das Schwert zum Schutze und die Salbe, wenn dich mit ihr jemand bestreicht, wirst du wieder lebendig werden, auch wenn du tot sein solltest. Und das wird dein treuer Hund, den ich dir als Führer und Helfer mitgebe, tun können.“ — Der Sohn dankte seinem Vater zum letzten Male und ging fort. Nach mehreren Wochen gelangte er in ein fremdes Reich, kam in die Hauptstadt und wunderte sich sehr, als er den ganzen königlichen Palast mit schwarzem Tuch beschlagen sah. Er fragte, warum das so ist. Man sagte ihm den Grund davon, daß sich nämlich hinter der Stadt ein großer Berg befindet, in welchem ein riesiger Drache wohnt, der alljährlich aus der Stadt eine Jungfrau bekommen muß, auf welche gerade das Los fällt. Denn, wenn er sie nicht bekäme, würde er die Stadt untergraben und sie würde zusammenstürzen. Der Schäfersohn fragte, ob man die Jungfrau nicht erretten und den Drachen töten könnte. Alle lachten ihn aus, weil er, ein so erbärmlicher Mensch, von so großen Dingen spricht. „Große Ritter wollten es schon tun und richteten nichts aus, sie verloren nur ihr Leben. Der König will sogar demjenigen, der seine Prinzessin von dem Drachen errettet, dieselbe zur Gemahlin geben und mit ihr das Königreich.“ Da sagte er: „Führet mich zum König, ich will es wagen.“ Als man ihn vor

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus der Gegend von Oppeln in Oberschlesien und ist erzählt von Malinowski in „Materyaly antrop.-arheol. i etnogr.“, Bd. V, S. 197.

den König geführt hatte und das dem Könige erzählte, war er sehr erfreut und behielt den Schäfersohn über Nacht in seinem Palast<sup>1)</sup>.

Am nächsten Morgen um acht Uhr wurde die Prinzessin von einem großen Volksgetümmel zu dem Berge geführt, in dem der Drache wohnte. Am Fuße des Berges stand eine Kapelle, in welcher die Höhle des Drachen ihren Anfang nahm. Dort hinein mußte jede Jungfrau gebracht werden, so auch die Prinzessin. Der Schäfersohn aber ging mit ihr in die Kapelle, wo beide auf die Knie fielen und Gott um Errettung baten. Da begann die Erde zu zittern, denn das schreckliche Ungetüm rührte sich. Die schreckliche Bestie erschien, kroch leicht voran und gedachte sich zuerst gegen den Schäfersohn zu wenden. Der aber begann stark gegen die Häupter der Bestie zu schlagen — denn sie hatte neun Köpfe, neun Schwänze und zwei Flügel. Eine andere Waffe schadete dem Ungeheuer nicht, denn wenn jemand etwas abhieb, wuchs es wegen des starken Giftes wieder zusammen. Was aber der Schäfersohn mit seinem Schwerte abhieb, das fiel für immer ab. Die Bestie erhob ein so lautes Gebrüll, daß es unten an dem Berge zu hören war. Er hatte den schrecklichen Drachen glücklich getötet und die Jungfrau errettet. Sie dankte ihm sehr dafür und gelobte, sie wolle niemanden außer ihm kennen. Er aber schlug es ihr ab. „Erst nach einem Jahre“, sagte er, „wollen wir das Gelübde durch einen Priester Gottes bestätigen lassen. Denn ich gehe noch weiter in die Welt, um noch größere Dinge zu erfahren. Wenn ich von heute in einem Jahre und sechs Wochen<sup>2)</sup> nicht zurückkehre, kannst du einen anderen heiraten. Dann sei sicher, daß ich nicht lebe. Wenn du mich auch tot sehen solltest, so glaube es nicht, denn ich werde leben. Deswegen warte bis dahin mit der Bestätigung des Gelübdes.“

Unterdessen schickte der König, als alles ruhig geworden war, seinen treuesten Diener zu der Kapelle, um zu sehen, was mit der Prinzessin und dem Schäfer geschehen ist, ob der Drache beide aufgefressen hat. Der Diener trat in die Kapelle ein. Zu seiner größten Verwunderung sah er beide lebend und bemerkte, wie sie miteinander freundlich sprachen. Der falsche und neidische Diener näherte sich ihnen von hinten, zog leise sein Schwert heraus, versenkte es in das Haupt des Schäfers und stieß ihn tiefer in die Höhle des Drachen. Und zu der Prinzessin sagte er: „Wenn du mir jetzt nicht schwörst, mich zu heiraten und dem Könige und allen zu sagen, daß ich den Drachen getötet und dich befreit habe, so geschieht mit dir dasselbe wie mit dem Schäfer. Ich werde dich dann auch in die Höhle werfen.“ Die Prinzessin, die von einer Todesgefahr befreit in eine

<sup>1)</sup> Über den Kampf mit dem Drachen vgl. die Anmerkung zum Märchen „Der Drache und die drei Königstöchter“.

<sup>2)</sup> Die von dem Drachen befreiten Jungfrauen versprechen fast in allen Märchen ihrem Befreier, ein Jahr und sechs Wochen auf ihn zu warten und nicht eher zu heiraten. S. Kolberg: Serya XIV, S. 89, 106. Kopernicki im „Zbiór wiad. do antrop. kraj.“, Bd. XV, S. (12) und S. (24). In einem Märchen aus Ojców in Galizien verspricht ein Jäger dem Teufel, er solle sich in einem Jahre und sechs Wochen seine Seele holen. S. Kolberg: Serya VIII, S. 157.

andere hineingeraten war, versprach, ihn nicht zu verraten. Zugleich aber dachte sie auch an ihr erstes Gelübde, obwohl sie den Schäfer tot sah und sagte, sie wolle ihn erst in einem Jahre und sechs Wochen heiraten. Der erbärmliche Diener war damit einverstanden. Er nahm die Prinzessin an der Hand, führte sie zu ihrem Vater und zu dem Volke, das unten an dem Berge stand, und erzählte wie er den schrecklichen Drachen erschlagen hatte. Daß dieser gerade den Schäfer fraß, als er hinkam und daß er sich mit ganzer Kraft gegen ihn warf und ihm die Köpfe abschlug und die Prinzessin rettete. Mit großer Freude wurde der erbärmliche Diener zusammen mit der Prinzessin in die Stadt geführt. Ein großes Freudenfest wurde im Königspalast veranstaltet. Doch die Prinzessin zeigte während des ganzen Festes keine Freude, sondern weinte mehr als sie lachte. Als man sie fragte, warum sie weint, antwortete sie, sie tue es nur aus großer Freude, daß sie vom Tode errettet wurde. Denn den Schwur wollte sie nicht brechen. Aber auch die Amsel, deren Schnabel sich vordem niemals schloß, sondern immer pfiiff, öffnete von diesem Moment an ihn nicht wieder.

Nachdem der Diener die Prinzessin aus der Kapelle hinausgeführt hatte und nur der treue Hund und der tote Schäfersohn zurückgeblieben waren, nahm der kluge Hund aus der Tasche des Schäfers die Büchse mit der Salbe, leckte ihm das Blut vom Kopfe ab und bestrich die Wunde mit der Salbe. Der Schäfer wurde wieder lebendig, ging zu dem toten Drachen, schnitt ihm die Spitzen der Zungen und die unteren Augenwimpern ab, verwahrte sie in die Tasche und zog in weitere Länder. Er gelangte in ein Land, wo auf den Türmen aller Städte schwarze Fahnen hingen. Als er nach der Ursache davon fragte, sagte man ihm, daß ein geflügelter Drache plötzlich in den Königspalast kam. Die Prinzessin stand gerade am offenen Fenster und schmückte ihr Haar, auf das sie sehr stolz war. In einem Augenblick ergriff sie der Drache und floh mit ihr in die Lüfte. Das ist schon ein Jahr her und niemand weiß, wohin er mit ihr geflogen ist. Deshalb hat der König dieses Landes demjenigen, der die Prinzessin zurückbringt, sie zur Gemahlin versprochen und mit ihr das Königreich. — Der Schäfersohn hörte sich die Erzählung an und ging dann weiter. Er kam in ein anderes Land, wo nur die größten Flüsse etwas Wasser hatten und alle Brunnen und die kleinen Flüsse trocken waren. Daher mußten die Leute an manchen Orten zehn Meilen weit um Wasser fahren. Der König dieses Landes hatte demjenigen, der seinem Lande das Wasser wieder bringt, eine Tochter und die Hälfte seines Reiches versprochen.

Der Schäfersohn hörte es sich an und ging weiter. Er gelangte in ein anderes Land, wo die Leute so große Not an Brot litten, daß sie meist nur von Kräutern lebten; und viele Tausend waren schon Hungers gestorben. Der Schäfersohn fragte nach der Ursache. Aber niemand wußte den Grund, alle sagten nur, daß sie früher genug Brot hatten, vor sieben Jahren aber hat die Not begonnen. Und der König hatte schon demjenigen, der die erste gute Ernte von Gott erlebt oder auf irgend

eine Weise das Brot zurückbringt, die Hälfte seines Reiches und die Tochter zur Gemahlin versprochen.

Der Schäfersohn hörte sich alles an und ging weiter. Er kam in große, wüste Gegenden, wo es nur Sand gab und große, felsige Berge, zwischen welchen dunkle Täler lagen. Kein grünes Gewächs war dort zu sehen. Nachdem er drei Tage lang gegangen war, schien es ihm gegen Abend, als ob er von fern ein Licht leuchten sähe so wie ein Zimmerfenster, aber er konnte diesen Ort nicht erreichen. Am folgenden Tage schritt er wieder dem Orte zu, wo das Licht brannte und erstieg um 9 Uhr morgens mit großer Mühe einen Berg. Es verhielt sich so, wie es ihm geschienen hatte. Eine Hütte aus Marmor stand auf dem Berge. Er klopfte an die Tür, die sich sofort öffnete. Zu seinem größten Erstaunen erblickte er eine Jungfrau, so schön, wie er noch nie gesehen. Sie war in lauter Gold gekleidet. Sie fiel vor ihm auf die Knie, begrüßte ihn liebevoll und sprach: „Lieber Jüngling, wie bist du hiehergekommen? Schon das zweite Jahr bin ich hier, ohne auch nur einen Vogel gesehen zu haben und nun sehe ich plötzlich einen Jüngling. Bist du ein Mensch oder ein Engel, sage es mir schnell.“ „Ich bin ein wandernder Mensch und suche dich.“ „Aber es wird dir schlecht ergehen, denn mein Herr, der mich meinem Vater geraubt hat, ist ein feuriger Drache und er wird dich, wenn er kommt, in kleine Stücke zerreißen.“ „Wann kommt er?“ „Um halb zwölf Vormittag.“ „Und wann geht er wieder fort?“ „Früh um sechs Uhr und Nachmittags um vier und kommt wieder um neun.“ „Und was macht er in der Zeit, wo er zu Hause ist?“ „Er schläft und ich muß mit ihm schlafen.“ „Siehst du, ich will dir einen Rat geben. Da du mit ihm schläfst, springe auf, wenn er schläft und fahre zusammen wie im Traume. Da wird er dich fragen, warum du so erschrickst und du antworte ihm: ‚Ehrwürdiger Herr — denn so mußte sie ihn nennen — ich träumte, in einem Lande haben die Menschen kein Wasser und sterben vor Durst‘ und er wird dir vielleicht den Grund davon sagen. Und nach einer Weile mache es ebenso und sage ihm wieder, daß in einem anderen Lande die Menschen kein Brot haben. Und wenn er dir den Grund davon sagt, so schmeichle ihm möglichst sehr und frage ihn, ob du noch von hier errettet werden kannst und auf welche Weise. Ich komme um fünf Uhr nachmittags wieder, du wirst mir dann sagen, was du erfahren hast und ich werde sehen, wie ich dich erretten kann!<sup>1)</sup>“

So geschah es auch. Als der Herr, der feurige Drache, wie gewöhnlich nach Hause kam und sich mit der Jungfrau zum Schlafe legte, sprang die Jungfrau auf, als wenn sie erschrocken wäre, und stieß ihn dabei in den Rücken. Und er sprach zu ihr: „Ho, ho, warum erschrickst du so?“ „Ehrwürdiger Herr, ich habe einen so schrecklichen Traum gehabt wie noch nie.“ „Und was ist es?“ „Es träumte mir, daß in einem Lande die

<sup>1)</sup> In ähnlicher Weise erfährt auch in einem Märchen der polnischen Bergbewohner in den Beskiden die Jungfrau von dem Drachen, in dessen Macht sie ist, verschiedene Geheimnisse, die sie dann ihrem Befreier mitteilt. S. Kopernicki im „Zbiór wiadomości do antrop. kraj.“, Bd. XV, S. (7.)

Menschen kein Wasser haben; die Leute und die Tiere sterben vor Durst.“  
 „Ha, ha, das ist kein Traum, das ist Wahrheit. Das habe ich ihnen so getan. Denn als ich einst mit dem Sturm durch dieses Land flog, trat der Pope des Königs heraus und besprengte und verbrannte mich mit geweihtem Wasser, so daß ich einen Weg von vielen Meilen unterlassen mußte. Ich zürnte dem Popen und nahm ihnen die Wasserquellen und alle Menschen müssen für den Popen leiden.“ „Was ist das für ein Pope?“ fragte die Prinzessin. „Nun, das ist ein Priester und überdies ein Bischof.“  
 „Und kann man ihnen nicht helfen, damit sie wieder Wasser bekommen?“  
 „Dort in jenem Kasten sind drei Nadeln. Wenn sie diese erlangen und in den Brunnen des Königs werfen würden, hätten sie wieder Wasser so wie früher. Aber wer wird sie ihnen geben?“ „Ich nicht“, sagte die Prinzessin. Und er beruhigte sich wieder und schief ein. Nach einer kurzen Weile sprang die Prinzessin wieder auf und erschrak noch mehr als vordem. „Warum erschrickst du denn wieder so?“ fragte sie der Drache. „Seltsame Dinge habe ich geträumt. Daß man in einem Lande kein Brot hat; ich sah sehr viele Gräber, denn die Menschen starben vor Hunger, und erschrak vor ihnen.“ „Das ist auch wahr. Ich habe das getan, ich habe ihnen die Feldfrüchte weggenommen. Denn der König des Landes hatte ein gemaltes Bild von mir in seiner Toilette und jedesmal, wenn er hineinging, beschmierte er mein Bild unter der Nase. Das hat mich sehr erzürnt. Doch es gibt hier in dem Kasten drei Ähren. Wenn sie diese Ähren erhielten, sie in Staub zerrieben und im Garten des Königs in den Wind streuten, würden die Felder siebenfältige Früchte tragen wie früher.“ Und er schief wieder ein.

Doch die Prinzessin weckte ihn auf und schmeichelte ihm sehr. „Ehrwürdiger Herr,“ sagte sie zu ihm, „könnte ich von diesem Ort noch errettet werden und auf welche Weise? Ich will dich ja nicht verlassen, denn es ist mir lieb, mit dir zusammen zu sein.“ „Es gibt auf der Welt keinen Menschen und wird auch keinen geben, der dich erretten kann. Eine Möglichkeit, dich zu befreien, ist vorhanden, aber kein Mensch wird sie erlangen. In demselben Kasten, in welchem sich die Nadeln und die Ähren befinden, ist auch eine Pfeife. Wenn jemand auf ihr dreimal hintereinander pfeifen würde, könntest du in drei Minuten an dem Ort sein, wo gepfiffen wird, auch wenn du von dort 300 Meilen entfernt wärest. Und niemand könnte dich zurückhalten.“ Hierauf ließ ihn die Prinzessin schlafen. Zu seiner gewöhnlichen Stunde flog er in die Welt hinaus oder auch in die Höhle, denn niemand wußte, wohin er ging.

Um fünf Uhr erschien der Schäfersohn vor der Prinzessin. Sie erzählte ihm alles, was sie von ihrem Herrn erfahren hatte, und gab ihm die Nadeln, die Ähren und die Pfeife. Der Schäfer sprach zu ihr: „In dem und dem Monate, an dem und dem Tage, werde ich Hochzeit feiern mit der Prinzessin des und des Königs. Wir haben uns schon beide verlobt. Du kommst als Brautjungfer hin. Ich kann dich nicht eher erretten, als bis ich dort angekommen bin.“ Hierauf dankte er ihr und ging fort.

Er gelangte zuerst in das Land, in dem es kein Brot gab, meldete

sich bei dem König und sagte, er sei der Mensch, der dem Lande das Brot wieder bringen will. Der König sprach: „Mein lieber Sohn, wenn du das tun kannst, gebe ich dir meine Tochter zur Frau und die Hälfte meines Reiches.“ Der Schäfersohn aber antwortete: „Ich danke dir dafür, durchlauchtigster König. Mir ist schon die Tochter des und des Königs versprochen.“ Um so mehr ehrte ihn der König und unterhielt sich mit ihm freundlich. Der Schäfersohn nahm seine Ähren, ließ sie den König zu Staub reiben und in seinem Garten in den Wind streuen. Der König tat es mit Freuden. Große Wunder geschahen, denn das Getreide wuchs vor den Augen der Menschen, als wenn es aus der Erde hervorscreiten möchte, und in paar Tagen war die Ernte so gut wie niemals vorher. Der König fragte den Schäfer, was er dafür verlangt. „Was mich anbetrifft, verlange ich nichts. Laß mich nur in das und das Land fahren, damit ich nicht zu Fuß hinzugehen brauche. Denn die Leute haben dort kein Wasser und es fehlt mir an Zeit, ich würde nicht zur rechten Zeit an meine erste Stelle gelangen.“ Der König ließ sofort einen Wagen und Pferde bereitstellen, gab ihm Diener und Dienerinnen, sehr viel Gold und Silber und begleitete ihn viele Meilen weit.

Der Schäfersohn kam glücklich in dem Lande an, wo es an Wasser mangelte. Er ließ sich sofort beim Könige melden. Sein Aussehen war nicht mehr das eines armen Schäfers, sondern eines schönen Prinzen. Der König sprach zu ihm: „Wenn du meinem Lande das Wasser wieder schaffst, gebe ich dir meine Tochter zur Frau und die Hälfte meines Reiches.“ „Mir ist schon eine Frau bestimmt und ich danke dir dafür, König. Doch das Wasser will ich deinem Lande wiedergeben.“ Mit diesen Worten nahm er die Nadeln und ließ sie den König in seinen Brunnen werfen. Sobald die Nadeln hinuntergefallen waren, sprang das Wasser einige Ellen in die Höhe. Boten liefen zu Pferde nach allen Richtungen und verkündeten, daß sich das Wasser gefunden hat. Es herrschte große Freude im Lande. Der König fragte ihn jetzt, was er sich für die große Tat wünsche. „Nichts, mein König. Was du mir geben willst, nehme ich an, aber selbst etwas verlangen will ich nicht.“ Der König schenkte ihm viel Gold und Silber und da er selbst König werden sollte, gab er ihm auch ein Regiment Reiter und begleitete ihn weit.

Der Schäfersohn beeilte sich jetzt, an seine erste Stelle zu gelangen. Das Regiment und seine anderen Reichtümer folgten ihm langsamer nach; er selbst mußte aber eilen, um nicht den Tag, an dem das Jahr und die sechs Wochen um waren, zu versäumen. Als er in die Stadt gelangte, stieg er in einem Gasthaus ab, nicht mehr als Schäfer, sondern als reicher Prinz. Die ganze Stadt war mit roten Fahnen und grünen Kränzen geschmückt. Da fragte er, was die Ursache davon sei. Und die Leute antworteten: „Heute vor einem Jahre und sechs Wochen wurde die Prinzessin durch einen königlichen Diener von dem Drachen errettet. An diesem Tage erschien ein fremder Schäfer in der Stadt und meldete dem König, daß er ihm die Tochter errette. Aber der Drache fraß ihn auf und auch die Prinzessin würde er aufgefressen haben, wenn sich nicht der königliche

Diener auf ihn geworfen und ihn erschlagen hätte. Und heute soll die Hochzeit stattfinden. Doch es gibt hier drei wichtige Dinge, die niemand begreifen kann: Erstens, als man den Drachen aufgetrennt hatte, fand man keine Spur von einem Menschen in ihm. — Er ist nämlich zum Andenken ausgestopft. Zweitens, die Prinzessin war noch an keinem einzigen Tage fröhlich. Sie weint mehr, als daß sie sich freut. Drittens, sie hat eine kluge Amsel, an deren Gesang früher der ganze Hof des Königs sich entzückte. Seit jenem Tage aber hat sie noch nicht den Schnabel geöffnet.“

Der Schäfersohn hörte sich die Erzählung an und sagte zu dem Besitzer des Wirtshauses: „Was gebet Ihr mir zum Besten, wenn wir in einer halben Stunde von der Tafel des Königs dieselbe Speise, die die Prinzessin ißt, hieher bekommen?“ Der Gastwirt blickte ihn an und dachte bei sich: „Das kann leicht möglich sein, ich sehe ja, daß du ein Prinz bist.“ Dann sagte er laut: „Du bist vielleicht ein Verwandter, dann ist alles möglich“, und fügte noch hinzu: „Wir wissen nicht, was das ist. Sie sollte schon um neun Uhr früh zur Trauung gehen, verlegte sie aber auf elf und dann auf drei Uhr nachmittags.“ Der Schäfersohn antwortete: „Ihr werdet alles erfahren“, setzte sich hin und schrieb eine Karte, die er mit dem Siegel des Ringes versiegelte, welchen ihm die Prinzessin geschenkt hatte. Denn bei dem Gelöbnis gab sie ihm einen goldenen Ring. Die Karte übergab er seinem treuen Hunde und ließ sie in den Königspalast zur Prinzessin tragen. Der Hund lief mit dem Brief in den Palast. Als die königlichen Diener sahen, daß der Hund einen Brief trägt, hinderten sie ihn nicht am Eintritt in den Palast. Der Hund sprang schnell unter die Tafel, an der die Prinzessin saß und legte ihr den Brief auf den Schoß. Die Prinzessin erkannte den Hund sofort, als sie ihn sah, erkannte auch das Siegel und das Zeichen ihres Ringes. Sie öffnete den Brief, las ihn und wurde vor Freude ohnmächtig. Die Amsel begann ihr gewöhnliches Lied zu singen. Der König erweckte die Prinzessin, hob sie von der Erde auf und fragte sie nach der Ursache davon. Die Prinzessin stand mutig auf und sprach: „Mein lieber Vater, die Zeit meines Schwures ist vorüber. Ich versprach ihn nicht zu verraten. Mich hat der Schäfersohn errettet und dein Diener tötete ihn und auch mich wollte er töten, wenn ich ihm nicht geschworen hätte, daß ich ihn innerhalb eines Jahres und sechs Wochen nicht verrate. Denn bis zu dieser Zeit hatte ich dem Schäfersohn gelobt, auf ihn zu warten, auch wenn ich ihn tot sehen sollte. Er war tot und jetzt lebt er. Siehst du das Siegel, das mit dem Ringe gezeichnet ist, den er von mir erhielt? Du hast mir den Ring verfertigen lassen. Er befindet sich in dem und dem Gasthaus und verlangt nach seinem langen Wege etwas vom Mittagessen.“

Der Bräutigam, jener Diener des Königs, wurde ganz blaß und halb ohnmächtig und konnte kein Wort sagen. Und der König sprach zu ihm: „Du böser Mensch, wie hast du es gewagt, solche Dinge zu vollführen? Du wirst eines bösen Todes sterben.“ Der aber entgegnete: „Das ist der Dank und die Bezahlung für meine Ehrlichkeit. Ich warf mich auf den

Drachen, mein Leben schonte ich nicht und jetzt soll ich dafür sterben. Ich will den sehen, der solche Dinge erfinden kann.“ Er dachte nämlich, daß der Schäfersohn schon längst in der Drachenhöhle verfault war. Der König aber ließ ihn sofort ergreifen und festhalten, worauf er sich mit der Prinzessin in das Gasthaus begab. Die Prinzessin glaubte, sie werde ihn wie früher als armen Wanderer wiedersehen — und nun erblickte sie einen schönen Prinzen, den sie kaum wieder erkennen konnte. Doch als er ihr einige Worte von dem sagte, was zwischen ihnen vorgefallen war, erkannte sie ihn sofort. Der Vater fiel ihm um den Hals, küßte ihn, hieß ihn willkommen und führte ihn in den Palast. Jener Diener des Königs erkannte ihn nicht wieder. Freude erfaßte ihn, als er einen solchen Prinzen sah und nicht den Schäfersohn und sprach zu ihm: „Wie wagst du es zu sagen, daß du die Prinzessin von dem Drachen errettet hast, da du ihn nicht einmal gesehen hast?“ Der Schäfersohn entgegnete: „Da du den Drachen erschlagen hast, so sage mir, was an ihm fehlt.“ „Nichts“, antwortete der Diener, „er ist ganz, denn man hat ihn zusammengenäht und nichts fehlt an ihm.“ „Ich will dir jetzt zeigen, was an ihm fehlt,“ mit diesen Worten zeigte er die neun Zungenspitzen und die unteren Augenwimpern. Alle gingen zu dem ausgestopften Drachen und sahen, daß er Recht hatte. Der Diener wurde in Fesseln gelegt und ins Gefängnis geworfen.

Nun begann erst ein Freudenfest. Die Prinzessin war fröhlich, die Amsel sang und der ganze königliche Hof war voller Freude. Der Schäfersohn erzählte, wie es ihm in der Welt ergangen war. Als es Zeit war, zur Trauung zu gehen, stellte er sich an ein Fenster, nahm die Pfeife und piff auf ihr dreimal, nachdem er zuerst ihren Namen genannt hatte. Nach kurzer Zeit hören alle ein Brausen oben in der Luft und eine schöne Prinzessin erschien im Fenster. Er nannte auch den Namen ihres Vaters und piff nach ihm. In einigen Augenblicken war auch der Vater herbeigetragen. Groß war die Freude, als beide Könige nebeneinander standen und einer dem anderen seine Erlebnisse erzählte. Hierauf begaben sie sich in die Kirche, um vom Priester die Trauung zu empfangen. Sodann feierte man einige Wochen lang die Hochzeit, nach deren Beendigung der Vater seinem Schwiegersohn das Reich übertrug. Der Schäfersohn wurde König und wenn er noch lebt, dann regiert er glücklich, wenn nicht, dann zerfällt er wie die anderen Menschen in der Erde.

### Von einem Fischer und seinen drei Söhnen<sup>1, 2)</sup>.

Es war einmal ein Fischer. Einst ging er Fische fangen, warf die Netze aus und fing einen Fisch, der einen silbernen Schwanz und silberne Kiemen hatte. Der Fisch spricht zu ihm: „Laß mich los und du wirst

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus der Gegend von Rabka in den Beskiden und ist erzählt von Kopernicki im „Zbiór wiad. do antrop. kraj.“, Bd. XV, S. 10 f.

<sup>2)</sup> Vgl. die Anmerkung zu dem Märchen „Der Drache und die drei Königstöchter“ und zum Märchen „Der Schäfersohn“.

einen noch schöneren Fisch fangen.“ Er warf die Netze zum zweitenmal aus und fing einen Fisch, der einen goldenen Schwanz und goldene Kiemen hatte. Der Fisch bittet ihn wiederum: „Laß mich los und du wirst einen noch schöneren fangen.“ Er warf die Netze zum drittenmal aus. Lange Zeit wartete er aber vergebens und bereute schon sehr, daß er den goldenen Fisch losgelassen hatte — bis er später das Netz bewegt und einen Fisch herauszieht, der einen diamantenen Schwanz und diamantene Kiemen hatte.

Der Fisch fragt ihn, ob er eine Frau, eine Stute und eine Hündin habe. Und er antwortet auf jedes Wort: „Ja, ich habe.“ Da sagte zu ihm der Fisch, er solle ihn in drei Teile zerschneiden und einen Teil seiner Frau, einen seiner Stute und einen der Hündin zu essen zu geben — er selbst aber solle nichts von ihm essen. Und weiter sagte der Fisch, er möchte aus jedem Teil die Rippen herausnehmen und im Garten anpflanzen, von jeder Rippe werde eine Eiche erwachsen. „Und ich gebe dir“, fährt der Fisch fort, „folgende Zeichen: deine Frau wird drei Söhne bekommen, die Stute drei Füllen und die Hündin drei junge Hündchen. Wenn dir ein Sohn zugrunde geht, wird auch die Eiche vertrocknen.“

Es kam die Zeit, die Frau gebar drei Söhne, die Stute drei Füllen und die Hündin drei Hündchen und alle waren ganz gleich, daß man sie voneinander nicht unterscheiden konnte, die Söhne waren ganz gleich, die Füllen und die Hunde eines wie das andere. Als die Mutter nicht unterscheiden konnte, welcher Sohn der ältere und welcher der jüngere war, machte sie ihnen aus Bändchen Zeichen an den Armen. — Als sie schön größer geworden waren, wurde es ihnen langweilig, zu Hause zu sitzen. Also nimmt sich der älteste Sohn das älteste Pferd und den ältesten Hund und ein altes Schwert von der Wand, nimmt von seinem Vater und seiner Mutter Abschied und begibt sich in die Welt auf Wanderschaft. Obwohl ihn die Eltern nicht lassen wollten, denn er tat ihnen als ihr Sohn leid, bestand er doch unbedingt darauf und ging auf Wanderschaft.

Er fährt und fährt und gelangt in eine Stadt. Er schaut — und die ganze Stadt ist mit schwarzem Tuch beschlagen. Er versank in tiefes Nachdenken und fragte sich, was daraus werden soll, daß die ganze Stadt mit schwarzem Tuch beschlagen ist. Er geht in ein Wirtshaus und fragt den Wirt, was das bedeutet, daß die ganze Stadt mit schwarzem Tuch beschlagen ist. Und der Wirt antwortet ihm so: „Mein schöner Herr, wir haben hier in unserer Stadt einen solchen Drachen, dem wir jeden Tag einen Menschen zum Essen geben müssen — und morgen ist der Termin für die Tochter unseres Königs gekommen, morgen wird man sie nun zu dem Drachen fahren; deshalb hat man die Stadt mit schwarzem Tuch beschlagen.“

Auf diese Worte bittet der Wanderer den Gastwirt sehr freundlich, um welche Zeit man sie wohl hinfahren wird. Und der Wirt antwortet: „Um sieben Uhr früh.“ Und er bittet sehr den Gastwirt, ihn zu wecken, wenn man sie hinfährt. Aber er konnte gar nicht mehr schlafen, sondern wartete nur, bis sie die Königstochter hinfahren werden.

Man fährt sie früh um sieben Uhr hin. Er hatte schon sein Pferdchen gefüttert und gesattelt und ebenso sein Hündchen. Er steht am Fenster und wartet. Als er sah, daß man sie fährt, folgt er hinter ihrem Wagen. Alle Leute waren wieder umgekehrt und er fährt mit ihr bis zum Ende. Sogar der Vater und die Mutter, der König und die Königin, verließen sie, er aber nicht. Sie knieten beide an der Kapelle nieder, unter der der Drache lag, beten und warten, bis er herauskommt und sie aufißt.

Nach einiger Zeit zittert die Erde und die Königstochter sagt zu ihm: „Geh fort von hier, denn wir können beide zugrunde gehen.“ Und er antwortet ihr hierauf: „Wie es Gott gibt, so wird es sein.“ Zum zweitenmal zittert die Erde — sie sagt wieder zu ihm: „Geh fort von hier, sonst gehen wir beide zugrunde.“ Und er antwortet: „Wie es Gott gibt, so wird es sein.“

Dem Pferdchen aber und dem Hündchen sagt er so: „Wenn der Drache aus dem Loch herauskommt, springe du, Pferdchen, auf ihn und du, Hündchen, faß ihn am Schwanz und ich werde die Köpfe abhauen.“ Da kommt der Drache heraus und hebt den Kopf in die Höhe. (Der Königstochter befahl er, zur Seite zu treten, damit sie der Drache mit seinem Atem nicht hineinzieht.) Als der Drache schon ganz herausgekommen war — er hatte zwölf Köpfe — sprang das Pferdchen auf ihn und das Hündchen faßte ihn am Schwanz — und er begann auf die Köpfe so stark und fest einzuhaueu, daß ihm alle abfielen. Nur der mittlere Kopf, der am stärksten war, hielt noch. Aber als er drauf loszuschlagen begann, fiel auch dieser ab. Doch er selbst fiel vor Schwäche in den Geifer des Drachen.

Als das die Königstochter sah, faßte sie ihn am Kopf, zog ihn heraus, brachte ihn zum Wasser und begann ihn zu waschen, bis der Geifer abgewaschen war. Nachdem sie ihn gewaschen und zur Besinnung gebracht hatte, sagte sie ihm, daß er ihr Gemahl sein werde. Sie schwuren einander unter freiem Himmel, daß einer ohne den anderen nicht eher heiraten werde, bis ein Jahr und sechs Wochen vergangen seien; wenn nach einem Jahr und sechs Wochen einer nicht da sei, könne sowohl er als auch sie heiraten.

Dann schnitt er alle Zungen heraus, steckte sie in einen Beutel, vergrub sie zusammen mit dem Beutel unter die Kapelle und ging selbst weiter in die Welt. Und sie machte sich auch auf und begab sich nach Hause. Sie geht durch einen Wald, begegnet einen alten Herrn und dieser Herr war der Förster dieses Waldes. Er folgt ihr nach und fragt sie: „Wohin eilst du?“ Und sie sagt ihm, sie gehe nach Hause. Und er fragt sie: „Wozu?“ Und sie antwortet ihm, daß sich schon so einer fand, der den Drachen tötete und von dieser Welt ausrottete. — Und er sagt, daß es nicht wahr sei, daß es nicht sein könne. Und sie spricht: „Wenn es nicht sein kann und du mir nicht glauben willst, so komme mit mir und überzeuge dich, ob es nicht wahr ist.“ So kehrten sie beide um, gingen zurück zu der Kapelle und schauen — sie sehen, daß es wahr ist. Da sagt er zu ihr also: „Wenn du mir nicht unter freiem Himmel schwörst, daß i c h den Drachen

tötete und aus dieser Welt räumte, so schlage ich dich tot; du mußt mir schwören, daß du mich nicht verläßt bis zum Tode und ich schwöre dir. Nun mußt du meine Frau sein bis zum Tode, komme mit mir, gehen wir zum Vater.“ Doch sie will nicht gehen, sucht sich damit zu entschuldigen, daß sie nicht zum zweitenmal schwören und den Schwur brechen kann (sie denkt bei sich im Geiste), daß sie dem ersten geschworen hatte. Aber sie denkt sich so: „Ein erzwungener Eid kann vor dem lieben Gott nicht echt sein“, sah hinauf zum Himmel und sagte zu ihm, sie werde ihm schwören. Nachdem sie ihm geschworen hatte, bat sie sich die Bedingung aus, daß sie nicht eher als nach einem Jahr und sechs Wochen heiraten werde — da sie dem lieben Gott dafür danken und ein Jahr und sechs Wochen in Trauer leben müsse.

Hierauf machen sie sich auf, gehen beide nach Hause in die kaiserliche Burg, zum Vater, zur Mutter und er bezeugt sofort dem König und der Königin, daß er den Drachen erschlagen und ermordet hat. Und hierauf antwortet ihm der König: „Da du ihn erschlagen und ermordet hast, so nimm sie dir zur Frau.“ Und er, der Förster, wollte, daß sofort das Aufgebot verkündet wird, aber sie erklärte ihrem Vater und ihrer Mutter, daß sie erst nach einem Jahre und sechs Wochen heiraten will. Die Mutter und der Vater fragen sie, warum. Und sie antwortete ihnen: „So habe ich es mir vorgenommen und Gott gelobt.“

Und so war einige Zeit vergangen, bis das Jahr und die sechs Wochen verflossen waren. Aber ihr erster Verlobter war nicht zu sehen, ein Jahr und sieben Wochen waren verflossen. In der achten Woche ließ man das erste Aufgebot verkünden, in der neunten das zweite und in der zehnten das dritte; sie sollten schon zur Trauung gehen. Zu derselben Zeit kam ihr erster Verlobter in dasselbe Wirtshaus, in dem er das erstemal war und erkundigte sich bei dem Juden, was es hier Neues gibt. Und der Jude antwortet, daß es hier jetzt nur Gutes zu hören gibt, „denn früher mußten wir jeden Tag dem Drachen einen Menschen zum Essen geben, aber schließlich wurde doch von Gott auf der ganzen Welt ein Mensch auserwählt, der den Drachen erschlug, er wird nie mehr Menschen essen. Und er nimmt sich jetzt dafür die Tochter des Königs, die Prinzessin, zur Frau und heute ist die Hochzeit.“ Und er antwortet hierauf dem Juden, er möchte bei der Trauung zugegen sein.

Zugleich nimmt er eine Feder und ein Stück Papier und schreibt einen Brief an seine Verlobte, die ihm vor Gott geschworen und gelobt hatte. Er gibt den Brief dem Hündchen, demselben, der den Drachen erschlagen half, in ein Tüchlein und ein Schürzchen, die er von ihr zum Andenken erhalten hatte, bindet es ihm um den Hals und befiehlt ihm, in die kaiserliche Burg zu laufen. Doch dort war die Burg so stark vom Militär besetzt, daß niemand herankommen konnte. Aber das Hündchen achtete nicht darauf, es lief durch das ganze Heer, zwischen den Beinen der Soldaten hindurch, bis es in die Burg gelangte. Es kam in das Gemach, in dasselbe, in dem die Prinzessin zu sitzen pflegte und jede Stunde um ihn weinte. Als sie das Hündchen erblickte, wurde sie sofort, ohnmächtig

und stieß einen schrecklichen Schrei aus. Das hörten der König und die Königin, sie eilen in das Gemach, in dem sie saß, fragen sie: „Töchterchen, was tust du?“ und das Töchterchen liegt auf der Erde und sagt nichts. So schnell wie möglich eilen sie zu ihr und suchen sie zu erfrischen. Als sie sie wiedererweckt hatten, fragen sie sie: „Mein Töchterchen, was ist denn mit dir?“ Und sie sagt zu ihnen: „Lieber Vater und liebe Mutter, das hier ist mein erster Gemahl, dem ich mich angelobt und vor Gott geschworen habe, daß ich einen anderen nicht heiraten werde.“ Die Eltern fragen sie aus, was das für eine Angelegenheit sei. Und sie erzählte ihnen den ganzen Vorfall, wie es ihr ergangen war und wie der Förster sie im Walde töten wollte und ihr zu schwören befahl, daß er den Drachen getötet hat und sie seine Frau sein sollte.

So berieten der Vater und die Mutter miteinander, was sie damit anfangen sollen, ob sie es veröffentlichen sollen oder nicht. Aber der Vater, der ein kluger König war, sagte zu der Königin also: „Veröffentlichen wir es nicht, veranstalten wir zuerst ein Fest. Wir laden viele Gäste ein und gehen nicht eher zur Trauung, als bis die Gäste die Rätsel lösen.“ So veranstalteten sie denn ein Fest, luden sehr viele Gäste ein und es war auch der Förster selbst auf dem Ball. Und so sprechen sie dort miteinander, der eine dieses, der andere jenes, bis einer von den Gästen, der den Rat des Königs schon kannte, den Gästen folgendes Rätsel aufgab: „Gibt es auf der Welt irgend ein Tier, das weder eine Zunge noch einen Stachel hat?“ Und der Förster tritt in die Mitte und sagt, daß es das gibt. Die Gäste fordern ihn alle auf, er solle ihnen doch zeigen, welches Tier das sei. Der nahm einen Sack, holte die Köpfe von dem Drachen, brachte sie und zeigte sie allen. Und derjenige, der die Zungen herausgeschnitten hatte, brachte alle zwölf Zungen, legte sie in die Köpfe hinein und fragte die Gäste, ob das wahr sein könne. Und die Gäste schreien alle „bravo“ und rufen, daß es so sein muß.

Dann geben sie das zweite Rätsel auf: „Was soll man mit so einem Menschen machen, der des Weges geht oder durch einen Wald und den Menschen in den Weg tritt und sie erschlagen will?“ Und sie antworten alle: „Einem solchen kann man nichts anderes tun, als vier Hengste vorführen und ihn in vier Stücke zerreißen.“ „Und wer hat so gerufen?“ „Derselbe, der das getan hat.“

Da rufen alle Gäste: „Vivat! Du hast dich selbst zu diesem Tode verurteilt.“ Man führte vier Hengste vor und zerriß ihn in vier Stücke. Und es wurde das Aufgebot verkündet, eines nach dem anderen, die Trauung in der Kirche genommen und nach der Trauung die Hochzeit gefeiert.

Als schon die Trauung und alles andere vorüber war, gingen sie die erste Nacht zusammen ruhen und der Gemahl legte seinen Säbel dazwischen und sagte zu ihr also: „Sprich nichts mit mir während der ganzen Nacht, denn wenn du etwas redest, wird uns der Säbel sofort zerstückeln.“ Und so lebten sie zusammen die erste und die zweite Nacht, die erste und die zweite Woche, aber später sprachen sie schon

miteinander in der Nacht und am Tage, nur in der ersten Nacht durfte sie nicht reden.

Mehrere Wochen vergingen, da wurde es ihm überdrüssig und er bittet den König, ihm zu erlauben, daß er auf die Jagd geht. Doch der Vater wollte es ihm nicht erlauben, weil er wußte, daß derjenige, der auf die Jagd geht oder fährt, selten wieder zurückkehrt. Aber er bestand hartnäckig darauf und fuhr fort. Der Vater gab ihm drei Soldaten zur Bewachung, damit sie ihn schützen und nach Hause zurückbringen.

Er fährt spazieren, gelangt an einen furchtbaren Wald. Er schaute auf und sah einen Hirsch, der ein goldenes Geweih und ein goldenes Fell hatte. Wie begann da das Hündchen dem Hirsch nachzulaufen und das Pferdchen dem Hündchen! Die Soldaten wußten sich keinen Rat, konnten ihn nicht zurückhalten, bis sie zurückbleiben mußten. Sie kehrten nach Hause zurück und meldeten das dem König. Da ließ sie der König in ein Gefängnis einsperren und sagte zu ihnen, daß sie so lange dort sitzen müssen, bis er zurückkehrt.

Als er dem Hirsch in den Wald gefolgt war, entstand eine solch schreckliche Finsternis, daß einer den anderen nicht sehen konnte. Er brach sich von einer Fichte dürre Zweige ab, legte ein Feuer an und wärmte sich daran. In kurzer Zeit kommt eine Frau zu ihm, rotzig, dicklippig und noch dazu auch bucklig. Sie ist voll Eis, zittert vor Kälte und bittet ihn, ihr zu gestatten, sich an dem Feuer zu wärmen. Und er sagt zu ihr: „Ich verbiete es dir nicht, wärme dich, du siehst, daß ich mich auch wärme.“ Und sie spricht: „Lieber Herr, ich fürchte mich aber vor dem Hündchen.“ „Mein Hündchen hat niemandem etwas getan, so wird es auch dir nichts tun.“ „O mein lieber Herr, prügeln Sie es ein wenig durch, damit es mich nicht beißt.“ Er nahm einen Zweig und schlug damit das Hündchen, — das Hündchen wurde zu Stein, das Pferdchen wurde zu Stein, er wurde zu Stein.

Zu derselben Zeit vertrocknete zu Hause bei seinem Vater der Gipfel der größten Eiche, die dem ältesten Sohn gehörte. Da sagt der Bruder zu seinem Vater und zu seiner Mutter: „Meine liebe Mutter und mein lieber Vater, eine schlechte Nachricht ist zu hören, der Bruder muß irgendwo gestorben sein, da seine Eiche vertrocknet ist.“ Sogleich macht er sich auf den Weg, sagt zu seinem Vater und zu seiner Mutter, daß er ihn suchen geht.

Er sattelte das jüngere Pferd, nahm sich das jüngere Hündchen und einen alten Säbel von der Wand mit, verabschiedete sich von seinen Eltern und ritt von dannen.

Schließlich gelangt er in dasselbe Wirtshaus, wo auch sein Bruder war und fragt, was man hier Neues höre. Und der Gastwirt begrüßt ihn und sagt: „Der Herr war unterwegs, auf der Jagd, so lange, einige Wochen lang, da müssen Sie etwas Neues wissen.“ Er erwidert darauf nichts, sondern denkt nur bei sich: „Was dat das zu bedeuten? Zum erstenmal sieht er mich und spricht so mit mir.“ Er denkt sich also: „Es kann nicht anders sein, als daß mein Bruder hier irgendwo ist.“

Der Jude gab unterdessen, während sie miteinander redeten, in der kaiserlichen Burg zu wissen, daß der Schwiegersohn des Königs bei ihm ist. Der König schickte nach ihm einen Wagen mit vier Pferden, bittet ihn in den Wagen hinein und fragt: „Schwiegersohn, wo warst du so lange?“ Und er antwortet ihm darauf: „Was fragt Ihr danach, Vater? Haben wir einmal Zeit, so werden wir sprechen, jetzt habe ich keine Zeit dazu, denn ich bin sehr müde.“ Er nähert sich dem Hause, die Frau kommt zu ihm gelaufen und fragt ihn: „Mein lieber Mann, wo warst du so lange?“ Und er sagt zu ihr: „Ich werde es dir erzählen, nur etwas später.“ Er antwortete nämlich weder dem Vater noch der Frau, weil er sich überzeugen wollte, wo er ist und was er ist.

In der ersten Nacht legte er wieder den Säbel zwischen sich und die Königstochter und sagt zu ihr: „Daß du mich ja nicht fragst und kein Wort während der ganzen Nacht redest, denn wenn du redest, wird uns der Säbel zerstückeln.“ Und sie sagt zu ihm: „Das sollte doch nur in der ersten Nacht sein.“ „Gut, in der ersten Nacht, aber ich war so lange nicht hier, daß es wiederum die erste Nacht ist.“

So blieb er eine Zeitlang dort, konnte aber von seinem Bruder nirgends etwas erfahren. Schließlich bat er den Vater, er möge ihm erlauben, etwas jagen zu gehen. Und der Vater antwortet ihm darauf so: „Eben erst habe ich die Soldaten aus dem Gefängnis entlassen, die dich nicht nach Hause zurückbrachten.“ Und er entgegnet: „Lieber Vater, ich komme jetzt schon selbst nach Hause zurück.“ „Ich lasse dich nicht so ohne Bewachung, sondern gebe dir sechs Soldaten mit, da wirst du ihnen doch nicht wieder entfliehen so wie das vorige Mal.“

Er machte sich auf zur Jagd, fährt und die sechs Soldaten gehen neben ihm, auf der einen Seite drei, auf der anderen auch drei. Schließlich kamen sie an den Wald, aus dem der Hirsch, der ein goldenes Geweih und ein goldenes Fell hatte, herauskam um zu weiden. Das Hündchen erblickte ihn, begann ihm nachzujagen, das Pferd lief dem Hündchen nach, die Soldaten verfolgten es, wußten sich aber keinen Rat, sondern mußten zurückkehren und dem König melden, daß sie ihn nicht zurückhalten konnten.

Und er, als er in den Wald hineingeritten war, tiefer noch als sein Bruder, entstand eine schreckliche Finsternis in dem Walde, so daß man niemanden sehen konnte. Es wurde fürchterlich kalt, er konnte nicht aushalten, mußte sich Gestrüpp von einer Fichte abbrechen und ein Feuer anmachen. Er wärmt sich an dem Feuer, da kommt eine alte Frau, rotzig, dicklippig und bucklig. Sie ist mit Eis bedeckt, zittert vor Kälte und sagt zu ihm: „Lieber Herr, lasset mich an dem Feuer wärmen, denn es ist mir sehr kalt.“ Und er antwortet ihr: „Siehst du nicht, daß ich mich wärme? Komm auch du und wärme dich.“ Und sie sagt zu ihm: „Ich fürchte mich vor dem Hündchen; wenn doch der Herr einen Zweig nehmen und das Hündchen durchprügeln möchte oder ihm wenigstens drohte, damit es mich nicht beißt.“ „Mein Hündchen hat noch niemanden gebissen, es wird auch dich nicht beißen; fürchte dich nicht, komm, wärme

dich, ich verbiete es dir nicht; du alte Hexe, ich werde doch nicht deinetwegen den Hund schlagen.“ Und sie bittet ihn noch einmal, dem Hündchen wenigstens zu drohen. Er nahm einen Zweig und drohte damit dem Hündchen. Das Hündchen wurde zu Stein, das Pferdchen wurde zu Stein, er wurde zu Stein.

Zu derselben Zeit vertrocknet zu Hause die zweite Eiche. Der jüngste Bruder, der zu Hause geblieben war und für den dümmsten gehalten wurde, sagt zu seinen Eltern: „Eine schlechte Nachricht hört man, lieber Vater und liebe Mutter, der zweite Bruder ist mir zugrunde gegangen, denn seine Eiche wird schon trocken.“ Er beginnt zugleich seinen Vater und seine Mutter zu bitten, daß sie ihm erlauben, die Brüder zu suchen. Und sein Vater und seine Mutter suchen ihm auf alle mögliche Weise abzuraten, daß er nicht in die Welt fährt seine Brüder zu suchen, damit er nicht auch zugrunde geht. Doch er antwortet: „Wenn ihr es mir nicht erlaubt, nehme ich mir das Leben, gehe ich nicht dort zugrunde, dann komme ich hier um; und wenn ihr mir gestattet, wird es vielleicht Gott so schicken, daß ich die Brüder finde und mir nichts Böses geschieht.“ Sofort nimmt er sein Pferd, gibt ihm und dem Hündchen Futter und als sie gegessen hatten, besteigt er das Pferd, nimmt sich das Hündchen mit, verabschiedet sich von seinen Eltern und fährt in die Welt seine Brüder suchen.

Er fährt und fährt, bis er zu dem Wirtshaus gelangt, wo schon die beiden anderen waren. Er fragt den Juden, was man hier Neues höre. Und der Jude antwortet ihm: „Nichts Neues, nur das, was immer.“ Es läßt der Gastwirt den König sofort benachrichtigen, daß sein Schwiegersohn zurückgekehrt ist.

Man holt ihn mit sechs Pferden ab und der Vater, der König, fragt ihn: „Mein lieber Schwiegersohn, wo warst du so lange, da du so lange nicht hier gewesen bist; und deine Frau weint so viel, sie dachte, du wärest schon irgendwo umgekommen.“ Da eilt er zu seinem Schwiegervater und beginnt ihn um Verzeihung zu bitten: „Ich habe mich so dort aufgehalten, hier etwas und dort etwas.“

Sie kommen nach Hause. Die Frau fragt ihn: „Wo warst du und was hast du so lange getan?“ Und er erwidert ihr: „Frau, wenn ich einmal Zeit dazu habe, werde ich dir's sagen.“ Es nähert sich die Nacht, wiederum legt er den Säbel zwischen sich und die Königstochter und spricht zu ihr: „Daß du zu mir die ganze Nacht kein Wort sagst, denn wenn du etwas sagst, wird uns der Säbel zerstückeln.“ Und sie erwidert: „Du hast doch schon während zweier Nächte den Säbel dazwischen gelegt, da brauchst du's in der dritten nicht mehr zu tun.“ „Da ich so lange nicht hier war, muß ich ihn von neuem hinlegen, bis eine Zeit kommt, da es erlaubt sein wird zu sprechen und zu tun, was man will.“

So verging schon einige Zeit und es wurde ihm überdrüssig, so lange zu sitzen und von den Brüdern nichts zu erfahren. Er denkt also bei sich: „Ich muß irgendwo hinausgehen, um etwas von meinen Brüdern zu hören, denn hier zu Hause werde ich nichts erfahren.“ Er geht zum Vater, zu

dem König und bittet ihn, er solle ihn auf die Jagd gehen lassen. Aber der Vater erwidert ihm darauf also: „Mein lieber Schwiegersohn, vor nicht langer Zeit entließ ich die sechs Soldaten, die für dich im Gefängnisse saßen, gehst du wiederum fort, werden sie wiederum im Gefängnis sitzen.“ Und er sagt zum Vater: „Ich werde schon nicht mehr so dumm sein und so lange dort irgendwo bleiben, auf daß die Soldaten meinerwegen im Gefängnis sitzen. Denn wenn ich jetzt zur Jagd fahre, werde ich nicht länger jagen wie 24 Stunden.“ Der Vater gestattete ihm nach langem Bitten auf die Jagd zu gehen, gab ihm aber neun Soldaten zur Bewachung mit.

Als er auf die Jagd ausgefahren war, reitet er wiederum an den Wald heran, wo seine Brüder umgekommen waren. Er blickte auf: der Hirsch mit dem goldenen Geweih und dem goldenen Fell kam aus dem Walde herausgelaufen.

Und er ritt in den furchtbaren Wald hinein. Es entstand eine fürchterliche Dunkelheit, so daß einer den anderen nicht sah. Er begann vor Kälte zu zittern, er denkt sich: „Was ist hier zu tun? Es gibt keinen anderen Ausweg, als sich ein Feuer anzuzünden, denn mir ist sehr kalt.“ Er brach wieder Gestrüpp ab, legte ein Feuer an und wärmt sich. Da kommt abermals die alte Frau, rotzig, dicklippig und bucklig, zittert sehr und ist voll Eis. Sie beginnt zu sprechen: „O kalt ist mir, kalt!“ Und so sagt sie ungefähr dreimal: „Kalt ist mir, kalt!“ Und er spricht zu ihr: „Und siehst du nicht das Feuer, daß ich mich wärme? Wenn dir kalt ist, so komm und wärme dich auch.“ „O mein liebes Herrchen, ich fürchte mich vor dem Hündchen; wenn doch der Herr einen Zweig nehmen und das Hündchen durchprügeln möchte.“ „Dummes, altes Weib, ich sollte das Hündchen wegen dir schlagen? Mein Hündchen bedeutet mehr als du.“ „O mein geliebtes Herrchen, wenn Sie ihm doch wenigstens drohen würden.“ „Ich werde dir geben: ‚drohen‘, wenn ich dir drohen werde, wirst du sofort hier krepieren.“ Aber sie achtet nicht darauf, sondern bittet ihn noch, ihm zu drohen. Und er wurde zornig, sprang von dem Feuer auf, begann das alte Weib zu prügeln und fragt sie: „Wo sind meine Brüder?“ Das alte Weib aber antwortet, sie wisse nichts von seinen Brüdern, sie sei ebenso in den Wald gekommen wie er und wolle sich wärmen. „O du alte Hexe, warum wolltest du mein Hündchen durchaus prügeln lassen? Ich habe den Gedanken, daß du von meinen Brüdern wissen mußt, da du den Hund schlagen liebest. Denn wenn ich den Hund geschlagen oder ihm gedroht hätte, würde wahrscheinlich auch mir etwas Böses zugestoßen sein.“ Und sie entgegnet: „O mein liebes Herrchen, wenn Sie dem Hündchen gedroht hätten, würde es schon hell sein in dem Walde.“ „Warte nur, alte Hexe, da du so klug bist, mußt du mir von meinen Brüdern berichten. Wenn du mir nicht sagst, wo sie sind, schlage ich dich tot.“ Und als er sie anfang zu prügeln, bekannte sie ihm von einem: „Hier, weiter unten“ — sagt sie — „ist einer von deinen Brüdern, aber von dem anderen weiß ich nichts.“ „Nun, komm, zeig es mir, damit ich ihn sehe.“

Sie führte ihn hin und zeigte ihm den einen Bruder. Aber es war nicht der Bruder, sondern ein Stein. „Mach so, daß er lebendig wird; denn wenn du es nicht machst, schlage ich dich tot.“ Und sie nahm ein Kraut und führte es dem Hündchen unter die Nase: Das Hündchen stand auf — das Pferdchen stand auf — und der älteste Bruder stand auf. Zu derselben Zeit schlug auch die größte Eiche wieder aus. Die Eltern freuten sich, daß der jüngste Sohn den Bruder gefunden hat und daß er wieder lebt.

Als der Bruder aufgestanden war, sagte er: „O wie habe ich gut geschlafen!“ Und der jüngste antwortet: „O gut schiefst du, denn du warst ein Stein.“ „Schwatz doch nicht, woher sollt ich ein Stein sein?“ „Wenn du nicht glaubst, so gehen wir zu dem anderen Bruder, da wirst du dich überzeugen.“ Jetzt fragen sie beide die Frau: „Wo ist unser dritter Bruder?“ Sie aber antwortet: „Ich weiß nichts vom dritten Bruder.“ „Wenn du uns nicht sagst, werden wir dich totschiagen und in Stücke hacken.“ Und sie begannen sie zu schlagen, bis sie ihr einen Arm abschlugen, aber sie wollte es immer noch nicht sagen. Doch noch schneller wie sie ihr den Arm abgeschlagen hatten, wuchs er ihr wieder an. Da sagen zu ihr die Brüder: „Siehst du, was du für eine Hexe bist, wir haben dir den Arm abgeschlagen und er wuchs wieder an? Aber wenn du uns nicht von dem dritten Bruder sagst, werden wir auch dafür einen Rat wissen, daß dir die Arme nicht wieder anwachsen.“ Und sie entgegnet: „Wenn ihr mich auch totschiagen solltet, sage ich es euch nicht, denn ich weiß nichts von ihm.“

Als beide anfangen, mit den Säbeln auf sie einzuhaueu, da schrie sie und rief ihnen wie eine Heilige zu: „Fürchtet doch Gott und schenkt mir wenigstens das Leben.“ Sie sagen zu ihr: „Wir schenken dir das Leben, aber nur, wenn du uns sagst, wo der dritte Bruder ist.“ Da entgegnet sie: „Nun, so kommt, ich will euch schon den Bruder zeigen.“ Sie führte sie hin, tiefer als der Bruder lag, der schon aufgestanden war, zeigt ihnen den Stein und sagt: „Hier ist er.“ Sie befehlen ihr, zu tun, daß er aufsteht, wenn nicht, so schlagen sie sie tot. Sie nahm wieder ein Kräutchen von der Erde, führte es dem Hündchen unter die Nase, — das Hündchen stand auf — das Pferdchen stand auf — der Bruder stand auf und sagt: „O wie habe ich gut geschlafen!“ Da sagen sie zu ihm: „Gut schiefst du, denn du warst ein Stein und auch dein Hündchen und dein Pferdchen.“

Zu derselben Zeit schlug seine Eiche zu Hause wieder aus und die Eltern freuten sich noch mehr, weil auch der zweite Sohn wieder lebend war. Und die alte Hexe nahmen jetzt alle drei Brüder in Fesseln und schlugen mit den Säbeln auf sie ein. Aber jedesmal wenn ein Stück von ihr abgefallen war, wuchs es sofort wieder an. Da sagten sie zu ihren Hündchen: Wenn ein Stück abfällt, sollten sie es in den Mund nehmen und in die Erde vergraben. Die Hunde machten es so. Jedesmal, wenn ein Stück abfiel, fingen sie es und vergruben es sofort in die Erde.

Schließlich erblickten sie einen steinernen Tisch und um ihn herum Stühle und alle Werkzeuge und Personen, die um ihn herum saßen, aber

steinern waren. Sie legten die Hexe auf den Tisch, hieben zu dritt mit ihren Säbeln auf sie ein und zerhackten sie in kleine Stücke. Und jedes Stückchen, das abgefallen war, begruben die Hunde in die Erde, so daß keine einzige Spur von ihr übrig blieb. Da vernahmen sie das Schlagen von Trommeln, das Schmettern von Trompeten und sahen anstatt des Waldes eine ganze Stadt. Eine Armee marschierte heran. Das schien ihnen so sonderbar, daß sie beinahe den Verstand verloren.

Nun bestieg der älteste Bruder das Pferd und befehligte die Armee. Sie marschierten bis vor die Burg. Der König sieht vom Fenster diese Menge Soldaten, verliert selbst fast den Verstand, denn er wußte nicht, was geschehen war und woher das Heer kam. Schließlich sieht er jedoch vorn seinen Schwiegersohn, der auf dem Pferde saß und das Heer befehligte.

Jetzt geht der König hinaus aufs Feld, ruft den Schwiegersohn zu sich und fragt ihn, was das bedeutet und woher so viel Militär gekommen ist. Und er antwortet ihm so: „Erhabener Vater und Monarch! Aus dem Walde, der dort lag, ist jetzt eine Stadt entstanden und in der Stadt war so viel Militär verzaubert.“ Dann erzählt er ihm alles, wie es ihm ergangen war und wie er zu Stein geworden ist. Der zweite Bruder sei ihn suchen gegangen und habe dasselbe Schicksal gefunden. Da sei der dritte Bruder, der jüngste und dümmste, auf die Suche gegangen und dieser habe sie erst gefunden, sie wiederbelebt und Menschen von Steinen gemacht. Der König fragt ihn: „Und wo sind deine Brüder?“ „Sie sind hinten hinter dem Heer, Gott hat ihnen diesen Befehl gegeben, damit keiner von den Soldaten fortläuft, sondern alle in die kaiserliche Burg gebracht werden.“ Da läßt sie der König rufen.

Der Schwiegersohn des Königs ritt zu ihnen und ruft ihnen zu: „Reitet her, denn der König braucht euch.“ Sie kommen zum König und dieser fragt den jüngsten Bruder: „Woher hast du das Mittel genommen, daß du ein so großes Heer lebendig machen konntest?“

Jetzt erst veranstaltete der König einen Ball. Zu dem Ball lud er Gäste ein; sie aßen und tranken. Da läßt der König die Tochter holen, die drei Brüder sitzen am Tisch. Der König fordert sie auf, ihren Gemahl wiederzuerkennen mit den Worten: „Erkenne, welcher der deinige ist!“ Und sie geht an sie heran, beobachtet sie und kann um keinen Preis den ihrigen erkennen, denn alle drei sind gleich. Da zeigte ihr schließlich ihr wirklicher Gemahl die Ringe an den Fingern und begann ihr mit dem Finger zu winken. Jetzt erst sah sie, daß das ihr Mann ist; sie eilt zu ihm und spricht: „Der ist mein, der mich vom Tode errettet hat.“

Die Gäste riefen: „Vivat“ und die Kanonen begannen zu schießen.

Und ich war auch auf dem Ball. Und es war dort ein blinder Kanonier, der auf einem Auge nicht sah. Ich war unter der Bank. Dieser Hundekerkel nahm mich und lud mich in die Kanone. Als er mich abgeschossen hatte, flog ich und flog ich, bis ich in die Mühle geflogen kam und auf dasjenige fiel, worin man das Getreide schüttet. Jetzt weiß ich nicht, wie ich enden soll, wenn mir nicht einer sagt, wie das heißt, worin man Getreide schüttet.

## Die drei Söhne und ihre Mutter<sup>1)</sup>.

Es lebten einmal drei Söhne mit ihrer Mutter. Sie machten sich alle auf und gingen in die Welt. Auf dem Wege gelangten sie in einen Wald. Die Nacht überfiel sie in dem Walde. Sie machten sich eine Bude und legten sich schlafen. Einer von den Söhnen hielt Wache. Er wachte eine Stunde, rief dann den zweiten, auch dieser wachte eine Stunde und rief den dritten. Der steht und späht aus. Da kam was gelaufen, er schoß — und es war verschwunden. Er sucht nach, findet aber nichts. Da machte er sich auf und ging weiter, die Mutter und die Brüder dem Schutze Gottes anvertrauend. Er geht und geht, schaut und erblickt ein Licht in einer Hütte. Er kommt bis ans Fenster und hört einen Knaben weinen. Der Vater fragt den Knaben: „Mein Sohn, was willst du? Hast du Hunger? Die Flinte hängt an der Wand; willst du essen, so gibt sie dir Speisen. Willst du dir was schießen, dann öffne nur das Fenster und du wirst was treffen.“ Als das der eine von den drei Brüdern hörte, ging er in die Hütte hinein und bat um ein Nachtlager. Der Hausherr hatte nichts dagegen. Er legte sich auf die Bank, über der die Flinte hing. Bald schlief der Hauswirt ein. Er nahm leise die Flinte von der Wand herunter, hängte seine eigene Flinte an die Wand und ging leise, Schritt für Schritt, hinaus. „Jetzt fürchte ich mich nicht mehr, da ich draußen bin.“ Er ging weiter und spähte. Da sah er viele Räuber an einem Feuer sitzen; ein alter Räuber nahm sich etwas Feuer in die Pfeife und ging auf die andere Seite. „Schieße ich auf ihn und schlage ihm das Feuer aus der Hand, ohne ihn zu verletzen, so ist es wahr.“ Er schoß, das Feuer fiel dem Räuber aus der Hand, ohne daß dieser verletzt wurde. Der Räuber fuhr auf und sagte, daß jemand im Hinterhalt liege. Die Räuber sprangen auseinander, um den Wald zu durchsuchen. Da sie aber nichts fanden, begannen sie die Bäume zu schütteln. Alle Bäume schüttelten sie ab, nur eine sehr dicke Eiche war noch übrig. Alle kamen unter die Eiche und einer von ihnen sagte, daß sie diese Eiche noch nicht geschüttelt hätten. Alle griffen zu und begannen zu schütteln. Sie schüttelten, daß nicht nur die Blätter, sondern sogar die Äste herunterfielen. Der Sohn kann sich nicht länger halten, er fällt und ruft: „Fangt mich auf!“ Einer von den Räufern hielt die Arme hin und er fiel ihm in die Arme. Die Räuber berieten sich, welchen Tod er sterben solle. „Ich wollte euch nicht heimtückisch überfallen; ich besitze nur eine Flinte, von der ich wissen wollte, wie sie wirkt; was ich will, das trifft sie. Und ich schoß, schoß dir das Feuer aus der Hand und traf dich nicht.“ „Wartet,“ sagte einer von den Räufern, „ich nehme einen Gulden zwischen die Finger; wenn du mir ihn herauschießt und mich dabei nicht triffst, so schenken wir dir das Leben.“ Er schoß, der Gulden fiel zur Erde, der Räuber blieb aber unverletzt. „Wahr ist's, wahr ist's. Wir glauben dir schon; jetzt wirst du mit uns leben. Wir haben einen Kaiser, den wollen wir berauben. Aber auf einem

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Jaćmierz, einem Städtchen im Kreise Sanok, und ist erzählt von Leon Magierowski im „Lud“, Bd. V, 1899, S. 174.

Turme sitzt seine Tochter mit einem Hahn und einem Hund. Sobald wir nun in die Nähe kommen, kräht der Hahn und der Hund bellt. Du mußt den Hahn und den Hund erschießen.“ Die Räuber schlugen ein Loch in die Mauer, schickten den Gefangenen voraus und sagten: „Geht heraus und hebt einer den anderen.“ Der Gefangene ergriff jeden am Schopf und schlug ihm den Kopf ab. Es waren 24 Räuber. Von diesen blieb nur einer zurück, weil ihn niemand mehr heben konnte. Der Gefangene ging in das Schloß, nahm der Kaiserin die Hälfte ihres Fadens, dem Kaiser einen Schuh weg und ging wieder zurück. Er kam zu dem Räuber, der übrig geblieben war und sprach zu ihm: „Komm, laß uns gehen, die anderen sind dort geblieben und plündern die Stadt. Wir sollen zu den Waffen gehen, die sie im Walde gelassen haben.“ Sie gingen in den Wald. Hier ergriff er den Räuber und schlug ihm den Kopf ab. So hatte er 24 Räuber getötet.

Hierauf machte er sich auf, die Brüder und die Mutter zu suchen, die er im Walde zurückgelassen hatte. Drei Jahre waren seitdem verflossen. Trotzdem fand er sie so, wie er sie verlassen hatte, schlafend. Er weckte sie. Alle standen auf und wanderten in die weite Welt hinaus. — Die Kaisertochter hatte einen Burschen bei sich, der ihr als Lakai diente. Dieser wollte sie heiraten; die Kaisertochter aber wollte ihn nicht. Eines Morgens stand der Lakai auf und ging in den Garten. Dort lagen viele getötete Männer. Er beschmierte sich mit ihrem Blute, ging dann zum Kaiser, zeigte sich ihm und sprach: „Eine Menge Räuber sind in den Garten eingebrochen, sie wollten uns berauben, aber ich habe alle erschlagen.“ Jetzt sagte der Kaiser zu seiner Tochter: „Wenn du ihn nicht heiratest, so bist du meine Tochter nicht mehr.“ „Du kannst mich töten, Vater, aber ich heirate ihn nicht.“ „Du bist also nicht mehr meine Tochter!“ Er erbaute ihr eine kleine Hütte am Wege und gab ihr viel Branntwein und Bier. Jedem, der vorbeiging, gab die Königstochter zu essen und zu trinken, um zu erfahren, was in der Welt vorgeht. Was ein jeder wußte, das erzählte er ihr. Nun kamen auch die drei Brüder mit ihrer Mutter vorüber. Sie gab ihnen zu essen und zu trinken und fragte sie dann, was in der Welt vorgehe. Der erste erzählte, was er wußte, ebenso auch der zweite. Zuletzt begann der dritte zu erzählen, was sie erlebt hatten: „Wir kamen in einen Wald, machten uns eine Hütte und einer hielt nach dem anderen Wache. Ich wachte als dritter, sah etwas, schoß, es verschwand aber; dann schaute ich aus, sah ein Licht, ging bis zu dem Lichte, dort sah ich eine Flinte an der Wand hängen und einen Knaben weinen. Der Vater fragte den Knaben: „Was willst du? Hast du Hunger? Die Flinte hängt ja an der Wand, sie gibt dir zu essen.“ Ich bat um Nachtlager. Der Hauswirt ließ mich ein, ich legte mich auf die Bank schlafen. Kaum war der Wirt eingeschlafen, nahm ich die Flinte weg, ging und ging und sah auf einmal Räuber. Einer von ihnen hatte Feuer in der Pfeife; ich schoß ihm das Feuer heraus, ohne ihn zu treffen. Die Räuber begannen mich im Walde zu suchen. Sie fanden mich auf einer Eiche, schüttelten sie, schüttelten mich herunter, wobei ich rief: „Fangt mich

auf!“ Einer von den Räubern streckte die Arme aus und fing mich auf. Die Räuber überlegten, welchen Tod ich sterben sollte. „Tötet mich nicht,“ bat ich, „ich wollte euch nicht verderben.“ Wir gingen zum Kaiser auf Raub. Ich erschoss den Hahn, die Räuber schlugen Löcher in die Mauern, ich ging in den Kaiserpalast, durchsuchte das Gemach der Kaiserin, nahm ihr die Hälfte ihres Fadens weg, den ich bei mir habe, dann nahm ich dem Kaiser einen Schuh weg, den ich auch bei mir habe.“ Die Kaisertochter schrieb alles auf und schickte es dem Vater. Der Erzähler legte sich auf eine Bank schlafen. Dabei fiel ihm ein Bein herunter. Da sagte die Kaisertochter zu ihrem Söhnchen: „Geh und hebe dem Vater das Bein auf.“ Nach einer Weile vernahm er das Herannahen eines Heeres. Er wurde zum Kaiser geführt. Sofort feierte man die Hochzeit. Nach der Hochzeit wurde der dritte der Brüder zum Kaiser gekrönt. Seine zwei Brüder und die Mutter nahm er zu sich und wurde später Kaiser<sup>1)</sup>.

### Die verwandelte Ente<sup>2)</sup>.

In einem Dorfe hatte ein Hirt drei Söhne und besaß einen großen Garten. Sie berieten zusammen, was sie in dem Garten säen sollten. Der älteste und der mittlere von den drei Söhnen wollten Gerste säen; der jüngste aber bat seinen Vater sehr, er solle Weizen säen. Als der Weizen aufgegangen war, sah er sehr schön aus und als er Ähren bekam, sah man goldene Ähren. Sobald der Weizen reif, gemäht und eingefahren war, mußten ihn die Söhne in der Nacht bewachen. In der ersten Nacht wachte der älteste, in der zweiten der mittlere und in der dritten der jüngste. Als der jüngste wachte, kam gerade um zwölf Uhr nachts ein großer Vogel in den Garten geflogen, nahm ein Bündel Weizen und flog damit fort. Der Sohn erschrak sehr, weil er fürchtete, sein Vater werde ihn deswegen sehr tadeln und lief dem Vogel nach in der Hoffnung, dieser werde das Bündel fallen lassen. Aber es war umsonst. Er lief dem Vogel sehr weit nach, bis er in dichte Wälder gelangte. Dort irrte er umher und glaubte, daß er niemals mehr aus dem Walde herauskommt. Da erblickte er plötzlich ein Licht, war darüber sehr erfreut, weil er dachte, daß es dort einige Gebäude geben wird. Doch das Licht war nur ein Feuer, das auf dem Rasen brannte. Er kommt an das Feuer und sieht dort einen alten Mann liegen, der unter dem Kopfe das Bündel Weizen hat. Er wunderte sich sehr und sagte zu sich selbst: „Was soll ich jetzt tun? Ziehe ich das Bündel fort, wird er erwachen und was wird dann mit mir geschehen? Doch, mag geschehen, was will — ich nehme das Bündel und wenn er erwacht und mich fragt, wozu ich das tue und was ich hier will, werde

<sup>1)</sup> Ein ähnliches Märchen findet sich bei Kolberg: Serya VIII, S. 177. Es stammt aus Wieliczka in Galizien und ist nur insofern verschieden von dem unseren, daß der dritte Sohn Jäger ist und die Flinte schon von vornherein besitzt.

<sup>2)</sup> Das Märchen stammt aus Petrowice, einem Dorfe im Kreise Leobschütz in Oberschlesien, und ist erzählt von Malinowski in „Mater. antrop.-arch. i etnogr.“, Bd. V, II. Teil, S. 70 f.

ich ihm sagen, daß ich ihn nur aufwecken will, um ihn zu bitten, daß er mich an Kindesstatt annimmt.“ So tat er auch. Als er den Alten bat, er möge ihn an Kindesstatt annehmen, stand dieser auf und man sah, daß ihn der Zorn verließ und er ihn mit Liebe aufnehmen will. Sofort nahm er ihn bei der Hand und führte ihn in seine Wohnung, die sich in demselben Walde befand. Seine Frau war blind. Als der Alte mit dem Jungen zu ihr kam, sagte er: „O meine Frau, wie schade, daß du nicht siehst; denn wenn du sehen könntest, würdest du dich gewiß sehr freuen über das, was ich dir bringe; ich bringe dir nämlich einen überaus schönen und lieben Sohn.“ Die Frau ließ sich den Jungen ganz nahe zu sich führen, streichelte ihn, hieß ihn willkommen, nannte ihn auch sofort Sohn und bat ihn sehr, er solle nur in allem gehorsam sein, was man ihm befiehlt, und er werde der glücklichste Mensch sein. Dann trat der Alte welcher ein großer Zauberer war, an ihn heran, nahm ihn bei der Hand und sprach: „Mein Sohn, da du mein Sohn geworden bist, so sei mir gehorsam in allem; du wirst hier nichts besonderes zu tun haben, nur meine Schafe wirst du hüten, mußt aber aufpassen, daß dir die Schafe nicht auf den trockenen Teich kommen, den ich dir zeigen werde. Denn wenn du die Schafe dorthin liebst, würden wir sie auch sofort verlieren. Es kommt dann nämlich ein Geist, der würde dir alle Schafe, so viel ihrer dort wären, nehmen. Gib acht auf ihn, du wirst ihn an seinen krummen Fingern und langen Nägeln erkennen. Damit du nicht Langeweile hast, gebe ich dir eine Geige, auf ihr kannst du spielen, kannst spielen lernen.“ Hierauf trieb er die Schafe auf die Weide. Aber die Geige interessierte ihn mehr als die Schafe. So klimperte er nur für sich auf ihr und spielte und da waren unterdessen alle Schafe auf den Teich gegangen. Er hörte, wie der Geist mit roher Stimme aufschrie und sah, wie er ihm schon die Schafe forttrieb. Da lief er ihm nach und bat ihn sehr, er möchte ihm doch das nicht antun. Und der Geist sprach: „Wenn du mir die Geige gibst und mich auf ihr spielen lehrst, lasse ich dir die Schafe.“ Sogleich versprach es ihm dieser und übergab ihm die Geige. Der Geist begann auf ihr zu klimpern und zupfte mit seinen langen Nägeln so scharf, daß ihm bald eine Saite platzte. Da sagte zu ihm der Sohn: „Ja, Bruder, so wird es nicht gehen, ich will dich lehren, aber du mußt mir gehorchen.“ Der Geist willigte ein, er solle ihn nur lehren. — „Ja nun, Bruder, da müssen wir zu allererst die Finger mit den Nägeln gerade machen.“ Nun, dann soll er es ihm nur machen. Der Junge sprang nach Hause, wußte, wo dort die Axt sich befand, nahm sie und hieb in einen Baumstumpf, daß er sich ein wenig spaltete. Dann ließ er den Geist seine krummen Finger in den gespaltenen Baumstumpf stecken, indem er ihn noch aufforderte, daß er sie gut hineindrücke. Er selbst riß schnell die Axt heraus und der Geist fing an furchtbar zu schreien und bat ihn, ihn loszulassen, er wolle nicht einmal die Geige mehr haben, es tue sehr weh. Und der Junge sprach: „Wenn du mir niemals mehr die Schafe forttreibst, auch wenn sie den Teich betreten, lasse ich dich los.“ Der Geist versprach es ihm. Der aber bat noch um etwas zweites: Seine Mutter sei blind,

er solle ihm zuerst raten, wie sie wieder sehend werden könnte. Mit großem Geschrei sagte ihm der Geist, daß er unter die Eiche gehen solle, an der sich eine Quelle befindet. Dort gebe es eine Pflanze, die rot blüht, diese solle er nehmen und der Mutter damit die Augen reiben, dann werde sie sehen. Aber er bat ihn sehr, sich damit zu beeilen, weil er es sonst nicht aushalte. Der Junge nahm das Kraut und rieb der Mutter die Augen damit ein und sofort sah sie gut. Sie wußte nicht, wie sie ihm am besten dafür danken könnte und sprach zu ihm: „Du mein über alles guter Sohn, mein Mann ist ein großer Zauberer und Schwarzkünstler und er vermochte mir nicht das zu tun was du. Ich weiß nicht, wie ich mich dafür werde bedanken und es dir vergelten können.“ Darauf ging er den Geist loslassen. Dieser ließ sich nie und nimmer mehr sehen und nahm ihm auch die Schafe nicht fort. Darüber war der Vater sehr froh und beide liebten ihn sehr.

Und als er in die Jahre kam, da sich auch schon verschiedene Gedanken und Sehnsüchte einstellen, sah es ihm der Vater an und sagte: „Mein Sohn, du hast Sehnsucht; aber sei nicht sehnsüchtig; denn, wenn wir auch hier in so einer Einsamkeit leben, werde ich dir doch ein Mädchen beschaffen, mit dem du sicherlich zufrieden sein wirst. Und das geschieht übermorgen.“

Am zweiten Tage also sagte der Vater zu ihm: „Du wirst jetzt mit mir in den Wald gehen; dort wird ein Ziegenbock sein, du setzest dich auf ihn und er wird dich bis ans Meer tragen. Dort steige von ihm ab und warte, bis drei Enten hinkommen. Dann schaue von einem Versteck aus, welche dir am meisten gefallen würde. Denn sie werden mit den Flügeln flattern und sich in drei Jungfrauen verwandeln. Wenn sie dann ins Wasser steigen und ihre Hemden<sup>1)</sup> hinlegen, daß du derjenigen, die

<sup>1)</sup> Das Motiv von den verzauberten Jungfrauen, von denen einer beim Baden ihr Hemd geommen wird, ist auch sonst bekannt. In einem Märchen aus Galizien sind es ebenfalls drei Jungfrauen, die öfter baden gehen und dabei ihre schwarzen Hemden ablegen. Ein Königssohn nimmt der mittleren von ihnen das Hemd, verbirgt es in eine kleine Kiste und versteckt sie unter das Bett. Die Jungfrau kann ohne das Hemd nicht sein, sie muß dem Königssohn folgen. Der Vater der drei Jungfrauen, der ein Zauberer ist, verlangt seine Tochter von dem Königssohn zurück und zur Strafe für den Raub trägt er ihm drei Arbeiten auf: Mit einer gläsernen Schaufel und einer gläsernen Axt soll er alle Baumwurzeln im Walde ausgraben, mit einer gläsernen Schaufel soll er das Wasser eines Sees ausschaufeln und schließlich muß er unter den drei Jungfrauen die seinige erkennen. Mit Hilfe der Jungfrau, der er das schwarze Hemd gestohlen hat, verrichtet er die drei Aufgaben und erhält ihre Hand. S. Kolberg: Serya VIII, S.

Nach einem Märchen aus Modlnica in Galizien leben die drei Jungfrauen auf dem Babylonischen Turm. Zu bestimmten Stunden fliegen sie mit Hilfe von Flügeln an den benachbarten See, um dort zu baden. Dabei legen sie ihre Flügel ab und verstecken sie im Binsengebüsch am Ufer. Ein Königssohn sieht sie eines Tages, verliebt sich in die Jüngste und nimmt ihr die Flügel weg. Sie muß ihm folgen, denn ohne die Flügel kann sie nicht fort. Der Königssohn heiratet sie, sie schenkt ihm zwei Kinder. Als er eines Tages verrät, wo er ihre Flügel versteckt hat, ergreift sie dieselben und fliegt fort. Mit Hilfe von Meilenstiefeln und mit Hilfe eines Mantels, durch den man unsichtbar wird, gelangt er auf den Babylonischen Turm und sieht dort die drei Jungfrauen goldene Fäden spinnen, die auf einer silbernen Haspel aufgewunden sind. Er

dir am meisten gefällt, das Hemd fortnehmst. Das aber schärfe ich dir: sie wird dich um das Hemd sehr bitten, laß dich ja nicht erbitten und gib ihr es nicht; denn sobald du es ihr geben würdest, wäre sie nie mehr zu sehen und es wäre schade um sie, denn das sind drei königliche Prinzessinnen.“ Der Sohn versprach es und gelobte, er werde ihr doch nicht das Hemd zurückgeben, sondern sie bis nach Hause zu seinem Vater führen und ihm übergeben. „Nun, so sollst du es machen, dann wirst du glücklich sein.“

Sie kamen an die Stelle, wo der Ziegenbock stand. Sofort stieg der Sohn auf ihn und fuhr wie im Winde bis zum Meere. Dort versteckte er sich hinter Gesträuch und wartete, bis die Enten kommen. Er glaubte schon betrogen zu sein, weil sie so lange nicht kamen — auf einmal aber sieht er von weitem drei Vögel fliegen; und das waren die schönen Enten. Sie ließen sich ans Ufer des Meeres nieder, drei Schritte von dem Sohne entfernt, flatterten mit den Flügeln und sofort wurden aus ihnen drei Jungfrauen. Er betrachtete sie und es gefiel ihm sehr die jüngste. Sie aber wußten nicht, daß sie jemand beobachtet und zogen ihre Hemden aus. Er gab acht, wohin die jüngste ihr Hemd hinlegte und als sie in das Wasser gestiegen waren und sich am angenehmsten badeten, sprang er hervor, ergriff das Hemd und floh. Auf der Flucht nahm der Weg ebenso schnell ab, wie wenn er auf dem Ziegenbock reiten würde. Die Jungfrauen machten ein großes Geschrei und diejenige, der das Hemd gehörte, lief ihm nach und bat ihn unter Tränen, ihr das Hemd zu geben. Er aber sagte, daß sie es nicht eher als bei seinem Vater bekommt und fügte noch hinzu, daß sie sein werden muß. Sie gelobte es ihm sogleich, sagte aber, daß sie doch nicht so nackt ohne Scham hinkommen könne, er solle ihr doch diese Schande nicht antun, sondern ihr das Hemd geben. Auf diese große Bitte hin wurde er weich, weil er sie bald sehr liebte und gab ihr das Hemd. Und sie gelobte ihm noch beim Anziehen, jetzt mutig zu seinem Vater zu gehen; sobald sie aber das Hemd angezogen hatte, fuhr sie zusammen, wurde sofort zur Ente und flog fort. Hierauf begann er bitterlich zu weinen und beeilte sich sehr nach Hause. Als ihn der Vater so weinend sah, fragte er ihn, warum er weint. Er aber klagte sehr dar-

befreit die jüngste der Jungfrauen, seine Gemahlin, aus der Verzauberung. S. Kolberg: Serya VIII, S. 13 f.

Ein ganz ähnliches Märchen findet sich auch in der Gegend von Obornik in Posen. Drei Jungfrauen kommen als Schwäne an einen See, legen ihre Federn ab, werden zu Jungfrauen und baden. Der Sohn einer armen Frau stiehlt der jüngsten von ihnen die Federn und zwingt sie dadurch, ihm zu folgen und ihn zu heiraten. Durch die Schwiegermutter erfährt sie eines Tages, wo ihre Federn verborgen sind, sie fliegt fort. Ihr Mann sucht sie. Auf dem Wege schlichtet er den Streit zwischen einem Löwen, einem Habicht, einem Hund und einer Ameise, die sich nicht einigen können, wie sie einen Hasen unter sich verteilen sollen. Zum Danke für die gerechte Verteilung erhält er die Eigenschaften der vier Tiere. Er gelangt auf einen hohen Berg, in dem sich eine Tür befindet. Er verwandelt sich in eine Ameise, kriecht durch das Schlüsselloch und findet dort in einem Zimmer seine Frau in Gesellschaft eines siebenköpfigen Drachen. Durch Überwindung des Drachen befreit er sie aus dem Zauber. S. Kolberg: Serya XIV, S. 12 f.

über, daß er seinem Vater nicht gehorchte und ihr das Hemd zurückgab. Da sagte zu ihm der Vater: „O Sohn, o Sohn, wozu bist du auch so dumm gewesen und ließest dich von ihrer Schönheit verführen? Jetzt ist alles umsonst, du wirst sie nie mehr sehen.“ Da begann er erst recht zu klagen, bis die Mutter hinzutrat und dem Zauberer sagte: „O mein lieber Mann, erbarme dich unseres guten und einzigen Sohnes, denn ich weiß, daß du, wenn du nur willst, bewirken kannst, daß er sie noch einmal erblickt. Tue mir den Gefallen und verlasse ihn nicht in einer so großen Sehnsucht, denn es wäre kein Wunder, wenn er auf den Tod erkranken würde.“ Der Zauberer entgegnete „Nun, ich werde gehen und schauen.“ Und er ging in seine Kammer und vollführte dort große, unbekanntè Dinge, kehrte dann ganz ermüdet zurück und sagte: „Nun“ — das „nun“ kam mit einem schweren Seufzer heraus — „mein Sohn, wenn ich dich nicht so sehr liebte, würde daraus nichts werden, doch so kannst du noch hoffen, aber erst in einem Jahre.“

Das Jahr kam ihm sehr lang vor. Als es zu Ende ging, sagte der Zauberer: „Mein Sohn, übermorgen ist das Jahr zu Ende, übermorgen ist die Zeit deiner Sehnsucht um. Du wirst wieder auf dem Ziegenbock fahren, aber nicht dorthin, wo das letztmal — es ist viel weiter, doch auch wieder am Meere. Das sage ich dir aber: „Sei nicht so dumm, denn du würdest dann für ewig keine Hilfe mehr erlangen.“ — Der Sohn schwur, daß er es jetzt, so wahr er lebt, nicht mehr tun wird. Sie begaben sich also wieder in den Wald. Als er sich auf den Ziegenbock setzte, lief dieser noch schneller als voriges Jahr. So blieb denn der Bock ganz nahe am Meere mit ihm stehen und er versteckte sich wieder hinter Sträuchern. Schon fliegen die drei Enten herbei — er war darüber sehr erfreut und schaute sofort, ob denn auch die seine unter ihnen ist. Ach, was hatte er für Freude, als sie mit den Flügeln flatterten und in Hemden ganz nahe am Wasser standen. Er paßte auf, wohin die seinige ihr Hemd hinlegte. Als sie in das Wasser gestiegen waren, unterhielten sie sich viel über die Begegnung im vorigen Jahre. Die beiden anderen sagten: „Ach, war das ein unglücklicher Tag voriges Jahr! Dieses Jahr wird er uns schon nicht finden.“ Und die jüngste sprach: „Was sollte denn das für ein Unglück sein? Er war doch ein sehr angenehmer Mensch.“ Darauf die beiden anderen: „Nun, du würdest so langsam mit ihm einverstanden sein.“ Sie entgegnete aber kein Wort darauf, doch konnte man Traurigkeit auf ihr sehen. Da empfand er große Freude darüber, weil er merkte, daß sie ihm zugetan ist. Er achtete aber auf nichts weiter, sondern sprang nur hervor, ergriff das Hemd und lief fort. Sie begannen alle drei zu schreien: „Ach, wer hätte das gedacht, daß er bis hierher trifft?“ Und die jüngste lief ihm wieder mit vielen Bitten nach, flehte ihn unaufhörlich um das Hemd an und sprach: „O mein Allergeliebtester, fürchte dich nicht vor dem, was voriges Jahr geschah, daß ich es wieder so tun werde. Denn ich wünschte mir das ganze Jahr, dich wenigstens noch einmal auf der Welt zu sehen. Wie sollte es da möglich sein, daß ich dir das wieder antue, was voriges Jahr? Sei nur so gut und führe mich nicht so schänd-

lich zu deinen Eltern, denn es ist mir, als ob mich der Schlag treffen würde vor Scham.“ So bat sie ihn unaufhörlich. Er aber erinnerte sich an das vom vorigen Jahr und wollte ihr das Hemd unter keinen Umständen geben. Als sie schon nahe dem Hause waren, fiel sie auf die Knie und bat ihn kniend. Doch er gab es ihr nicht. Schon sollten sie in das Tor treten, da wurde sie wie ohnmächtig, ihre Stimme war verloren und sie tat ihm überaus leid. Er gab ihr vor dem Tor das Hemd. Kaum hatte sie es angezogen, fuhr sie zusammen und flog als Ente fort. Er stieß einen Schrei hervor und blieb tot liegen. Doch der Vater hörte den Schrei und sagte zu der Mutter: „Mutter, es steht schon wieder schlecht, unser Sohn ist schon wieder ohne Hemd gekommen.“ Sie liefen beide hinaus und sahen den Sohn tot vor dem Tore liegen. Der Zauberer aber wußte dem sofort abzuhelfen und führte ihn zum Leben zurück. Und sein erstes Wort war: „Meine Allerliebste, bist du denn hier?“ Die Mutter tröstete ihn: „Mein liebes Kind, sei doch nicht so traurig, es wird doch wohl noch eine Hilfe geben.“ Doch der Vater sagte: „O das nicht mehr, schon ist es umsonst.“ Als aber der Sohn sehr zu weinen und zu bitten begann, trat die Mutter sogleich mit Bitten an den Zauberer heran: „Erinnere dich doch, wieviel ich in meiner Blindheit gelitten habe und unser einziger ist derjenige, der mir das Sehvermögen zurückgab. Wie wäre es möglich, daß du ihn in so großer Sehnsucht lassen könntest. Denn ich weiß, daß du es vollbringen kannst, wenn du willst; ich weiß, daß es gehen wird, wenn auch mit großen Schwierigkeiten, aber achte nicht darauf, sondern sieh zu, daß du unser einziges Kind nicht zugrunde gehen läßt.“ Der Zauberer nickte ihr zu, sagte aber kein Wort und ging fort. Die Mutter suchte den Sohn zu trösten: Er solle doch Hoffnung haben, es werde schon noch etwas daraus und warnte ihn davor, sich nicht mehr so verführen zu lassen, wenn etwas daraus wird. Er antwortete schwörend, er werde das nie mehr tun. Die Mutter forderte ihn auf, dem Vater ins Zimmer zu folgen. Er ging hin, fiel vor ihm auf die Kniee und bat ihn sehr, daß er ihm noch diesmal helfen möge. Bald kam auch die Mutter und flehte. Da ging der Zauberer wieder in seine Kammer und man konnte hören, welche Gewalt er dort anwendete, die ganze Welt schien zu erzittern. Hierauf erschien er ganz abgearbeitet und erschöpft und sprach: „O Sohn, Sohn, warum bereitest du auch deinem Vater solche Schwierigkeiten? Ich werde dir helfen, es ist aber jetzt das letztmal, denn den Enten ist es nicht mehr erlaubt zu baden, nur noch dieses eine Mal und das erst in einem Jahre.“ Es kann sich jeder vorstellen, mit welcher Sehnsucht er dieses Jahr erlebte. Nachdem das Jahr verflossen war, sagte zu ihm der Vater: „Nun, jetzt ermahne ich dich, es dir zu überlegen, daß es das letztmal sein wird und daß dir dann niemand auf der ganzen Welt hilft. Kleide dich an und komm.“

Der Zauberer führte ihn wieder an den Ort, wo der Ziegenbock stand; jetzt erst erkannte der Sohn, daß der Bock der Zauberer selbst war. Als er ihn bestiegen hatte, wandten sie sich gegen Asien und fuhren bis ans Meer. Er stieg hinab und der Bock begann zu sprechen: „Weißt du, wer

dich zum drittenmal hieher brachte, daß ich dein eigener Vater bin?“ Sofort stand an der Stelle des Bocks der Zauberer, nahm aus der Tasche ein Kügelchen so groß wie ein Samenkorn, gab es ihm in den Mund unter die Zunge und verböt ihm ausdrücklich, es auszuspuken. In demselben Augenblick verschwand der Vater. Der Sohn verbarg sich wieder und wartete mit Schmerzen, bis die Enten kommen. Er mußte ziemlich lange warten und als er sie fliegen sah, wäre er vor Freude beinahe ohnmächtig geworden. Sobald sie sich niedergesetzt und zu Jungfrauen verwandelt hatten, begannen sie von ihm zu sprechen. So sagte die älteste: „Ich weiß, daß unser Schwesterchen um den Vorjährigen trauert“, und die zweite: „Der Arme, er ist gewiß schon begraben. Denn wie du erzähltest, ist er hingefallen und war tot, als du wieder zur Ente wurdest und fortfliegst.“ Die jüngste sagte nichts, legte ihre Augen in die Handflächen und weinte. Die beiden anderen sprachen: „Nun, nun, weine nicht, Dumme, denn es konnte nicht anders sein.“ Sie aber antwortet: „Dafür müssen wir auch noch sehr lange leiden“, zog ihr Hemd aus, legte es hin und trat in das Wasser. Dasselbe taten die beiden anderen. Der aber zögerte nicht, sondern sprang plötzlich auf, nahm das Hemd und lief fort. Als das die drei Jungfrauen sahen, schrien sie der jüngsten zu, sie soll ihm schnell nachlaufen und das Hemd zurückzubringen suchen. Mit großer Eile lief sie ihm nach. Sie wußte nicht, was sie ersinnen sollte, um ihn wieder um das Hemd zu bringen. Sie flehte ihn über alles, gab vor, daß sie ihn die zweimal nur auf die Probe stellen wollte, weil sie genau wußte, daß er auch zum drittenmal kommen wird, daß sie erkannte, er werde sehr gut sein, wenn sie ihn erprobt, ob er treu ist. Und jetzt, da sie wisse, er habe ein treues Herz, würde es ihr unmöglich sein, ihm solches Leid anzutun; er solle es ihr nur geben, denn jetzt fordere sie nicht aus Falschheit, sondern aus wirklicher Liebe zu ihm das Hemd, er solle nun auch so gnädig sein und ihr nicht die Schande antun, daß sie vor seinen Eltern so nackt erscheinen muß, denn das wäre für sie nicht einer Ohnmacht, sondern dem Tode gleich. Er aber gab ihr das Hemd nicht und sagte, daß er ihr alles glaube, nur das eine nicht. Als sie sich schon dem Hause näherten, bat sie ihn unter vielen Tränen. Unterdessen trat der Vater aus dem Hause, verneigte sich tief vor ihr, wie es sich vor einer königlichen Prinzessin ziemt und reichte ihr einen Mantel. Laut weinend hüllte sie sich in den Mantel. Dann nahm sie der Vater an der Hand und sagte: „Ich grüße dich, meine allerliebste Tochter, fürchte dich nicht, du kommst nicht in schlechte Hände. Ich besitze die Macht, daß ich dich mehr zufriedenstellen werde als die königliche Residenz.“ Er führte sie ins Zimmer. Bald kam auch die Mutter hinzu und umarmte und küßte sie.

Am nächsten Morgen fanden sich die kostbarsten Kleider, wie es einer Prinzessin zukommt. Und es dauerte nicht lange, so versammelten sich verschiedene Gäste und man konnte sehen, daß alle von hoher Herkunft waren. Alle wünschten den jungen Eheleuten Glück, ehelichen Gehorsam und Gesundheit. Jeder ehrte sie sehr und nannte sie königliche Prinzessin. Kaum hatten sie etwas gegessen, als ein Bote zu Pferde er-

schien und sie aufforderte, sich in die Kirche zu beeilen, die zwei Meilen von dort entfernt war; der Bischof warte schon auf sie. Sofort setzten sich alle in kostbare, mit Gold und Silber verzierte Wagen und fuhren zu der Trauung. Als sie von der Trauung zurückkehrten, herrschte große, große Fröhlichkeit, doch die Prinzessin sah man nicht fröhlich.

Nach einem Jahre aber machte sie der liebe Gott fröhlicher, denn er schenkte ihr ein kleines Töchterchen, über das sie sich sehr freute. Auch er war darüber sehr froh, es kam ihm aber etwas Neues in den Sinn. Er setzte sich in den Kopf, in das Dorf, woher er stammte, zu fahren und seine leiblichen Eltern zu besuchen. Er trat vor den Zauberer und bat ihn sehr, ihm den Besuch zu gestatten. Der Vater sprach zu ihm: „Mein Sohn, welches Unrecht ist dir denn hier geschehen, daß es dir bei mir nicht mehr gefällt und du mich verlassen willst?“ „O mein Vater,“ antwortete er, „niemals verlasse ich euch, aber Ihr wißt, daß mir das Herz darüber weh tut, daß meine Eltern nicht wissen, wohin ich verschwunden bin und große Sehnsucht nach mir haben. Ich möchte sie gern davon befreien und kehre dann sofort wieder zu euch zurück. Erlaubt es mir nur.“ Darauf sagte ihm der Vater: „Mein Sohn, wird es nicht zu deinem großen Unglück sein?“ Er aber gab nichts darauf, sondern bat ihn immerwährend. Der Vater erlaubte es ihm. Sofort machte er zwei kostbare Wagen zurecht, in die man verschiedene Sachen zum Geschenk für die Eltern zusammentrug. Die Amme mit dem Kinde setzte sich in den einen Wagen, er mit seiner Prinzessin in den anderen. Dann fuhren sie fort. Als sie durch Nachfragen erfuhren, wo das Dorf lag und dort ankamen, fragten sie sofort nach dem Hirten, ob er noch lebt. Aber die Dorfleute antworteten: „Wir dürfen euch nicht einmal antworten auf eure Frage nach dem Hirten, denn er ist jetzt ein großer Fürst.“ „Wie geschah das?“ fragte der Sohn. Da antworteten die Leute, daß der liebe Gott ihm im Garten goldenen Weizen wachsen ließ und der Kaiser ihm dafür das Fürstentum gab. „Wo wohnt er?“ fragte der Sohn. „Eine Meile von hier“, antworteten die Leute. Sofort setzte er sich hin, schrieb einen Brief und schickte ihn dem Fürsten. Darin stand, daß ihn sein eigener Sohn — er nannte seinen Namen — mit seiner Herrin besuchen kommt. Mit großer Freude setzte sich der Fürst mit der Fürstin auf einen Wagen und fuhr dem Sohn entgegen. Als sie sich trafen, begrüßten sie sich fröhlich. Ein großes Fest wurde gefeiert, viele Herrschaften kamen gefahren, um des Fürsten geliebten, verlorenen Sohn zu begrüßen. Nach einem langen Mahl begann Musik zu spielen. Sogar der alte Hirt wurde fröhlich. Der alte Fürst und die Gäste freuten sich sehr, aber die Herrin des Sohnes war immer traurig. Der Fürst trat zu ihr und sagte: „Allerliebste Prinzessin, meine Tochter, sage mir, warum bist du so traurig?“ „Ach, ich will es euch schon sagen; ich murre gegen meinen Mann, denn ich bat ihn, mich anders ankleiden zu lassen, er aber wollte es nicht und schloß meine schönsten Kleider in diesen Koffer hier ein. Das tut mir sehr leid.“ „Hat er den Schlüssel von dem Koffer hier oder ließ er ihn zu Hause?“ fragte der Vater. „Er hat ihn hier.“ „Dann warte, ich werde ihn bringen.“

Und er ging in das andere Zimmer, wo der Sohn betrunken auf dem Bette lag. Er fand bei ihm den Schlüssel und brachte ihn der Prinzessin. Sie öffnete zuerst in dem großen Schloß ein großes Fenster, schloß dann den Koffer auf und suchte darin. Sie kehrte alles um, bis sie das Hemd fand. Dann zog sie es an, nahm das Kind auf den Arm, stellte sich in das Fenster und ließ ihren Mann rufen. Dieser kam auch, schaute hin und sah sie im Fenster stehen. „Meine allerliebste Herrin, was tust du denn in dem Fenster?“ fragte er sie. Sie aber erzitterte bei der Frage, wurde sofort zur Ente und das kleine Kind zu einer kleinen Ente und flog davon. Da stellte der Sohn furchtbare Sachen an: er schrie, riß sich die Haare vom Kopfe und rief: „Ach, ihr unglücklichen Eltern, was habt Ihr mir getan?“ Alle waren erschrocken, niemand vermochte ihn zu ermuntern. So wie er war, stand er vom Bett auf, kümmerte sich weder um die Pferde noch um die Wagen, weder um den Hut noch um den Mantel, sondern lief zu Fuß bis zum Zauberer. Dort fiel er aufs Gesicht und bat mit vielen Tränen, er solle ihm vergeben, daß er vor ihm sündigte, daß er nicht glaubte, was ihm der Vater prophezeite; er bitte ihn, sich noch das eine Mal seiner zu erbarmen und ihm zu helfen, damit er noch einmal mit eigenen Augen seine liebe Herrin und sein liebes Kind sehen kann. Der Vater aber antwortete, daß alles umsonst sei; „und wenn es möglich wäre, würdest du, Sohn, eine solche Hilfe nicht finden, auch wenn du sie in der anderen Welt suchtest; es ist aus“. Da fiel ihm der Sohn von neuem zu Füßen und sprach: „Ich weiß, mein vielgeliebter Vater, daß euer Verstand noch so viel vermag, daß Ihr mir helft, wenn Ihr nur wollt.“ Auch die Mutter setzte sich für ihn ein, bat den Zauberer sehr für den Sohn und dieser begab sich wieder in die Kammer. Nachdem er dort drei Stunden verweilt hatte, kehrte er mit einer furchtbaren Nachricht zurück. „Mein Sohn,“ sagte er, „was ist dir lieber, sie nie mehr zu sehen und zu leben, oder sie zu sehen und zu sterben?“ Der Sohn antwortete: „Wenn ich sie und mein Kind nur sehen kann, will ich sofort sterben.“ „Nun, so sage ich es dir. Jetzt mußt du bis in ihre eigene Residenz gelangen und es kann sein, daß es dich das Leben kosten wird. Hier hast du eine Salbe, damit bestreichst du dich an drei Stellen — er sagte ihm, an welchen — und wirst in einen Hasen verwandelt. Und du brauchst dich nicht darum zu sorgen, daß dir jemand sagt, in welcher Richtung du gehen mußt, die Natur des Hasen wird dich selbst führen bis zum Meere. Hier hast du wieder eine Salbe. Wenn du ans Meer gelangst, mußt du die Salbe nehmen und dir damit die Brust bestreichen und sieh zu, daß du dich niemals nach links wendest, bis du zu einem sehr hohen gläsernen Berg gelangst. Dort nimmst du wieder die Salbe und bestreichst dir damit den Hals, du wirst dich in eine Fliege verwandeln. Dann fliegst du in die Höhe, denn anders kannst du nicht hineinkommen. Bist du oben, so wirst du ihren schönen Garten erblicken. Dort, in dem Garten, mußt du so lange bleiben, bis die Prinzessinnen irgendwas zum Trocknen bringen. Sofort kriechst du hinein und läßt dich in ihr Gemach bringen. Dann fällst du heraus, setzt dich irgendwo in eine Ecke und

paßt auf, ob sie von dir sprechen werden. Sprechen sie gut von dir, so brauchst du dir im Stillen nur „ama“ zu sagen und sofort verwandelst du dich in einen Menschen und trittst zu ihnen. Wenn sie aber schlecht über dich sprechen, so sieh zu, daß du ebenso zurückkehrst wie du hingelangst.“ Das war ein trauriges Wort. Als der Sohn schon in den Hasen verwandelt war, band ihm der Vater die beiden Salben an eine Schnur, schlug mit einem Stock drei Kreise über ihm und ließ ihn laufen. Er lief bis zum Meer. Dort verwandelte er sich in einen Fisch und schwamm immer nach rechts in großer Furcht, die großen Fische könnten ihn verzehren. Schließlich gelangte er zu dem gläsernen Berg, sprang auf einen Stein und verwandelte sich in eine Fliege. Sofort flog er in die Höhe und gelangte mit großer Schwierigkeit in den Garten, weil er schon müde wurde. In dem Garten waren gerade Hemden aufgehängt. Er flog in einen Ärmel und blieb dort sitzen, bis die älteste die Hemden holte. Als sie sie ins Zimmer brachte, klagte sie, daß es sehr kalt sei und die Hemden so schwer seien, als ob ein großer Stein darin wäre. Während sie die Hemden aufs Bett warf, sprang er hinter den Ofen und wartete, was sie reden werden. Da nahm die jüngste, seine Herrin, das Kindlein auf die Arme und sprach: „O mein liebes Kindlein, du wirst deinen Vater niemals sehen. Ich bin unglücklich, daß ich das getan habe. Bis zum Tode wird es mir leid tun, denn niemals mehr werde ich ihn mit meinen eigenen Augen sehen.“ Und sie begann so zu weinen, daß ihre beiden Schwestern über sie weinen mußten. Als er das vernahm, konnte er es nicht länger hinter dem Ofen aushalten; er verwandelte sich wieder in einen Menschen, trat zu seiner allerliebsten Prinzessin und sprach: „Sei nicht traurig, meine vielgeliebte Gemahlin, es ist nicht so, daß wir uns bis zum Tode nicht mehr sehen sollten, ich sehe dich ja schon und du siehst mich.“ Dann nahm er sein Kindchen in die Arme, drückte es an sein Herz und weinte vor Freude. Die beiden Schwestern erhoben sich und sangen sofort das „Te Deum laudamus“, Gott zum Danke, daß sie aus der Verzauberung befreit waren. Ein großes Begrüßen, Umarmen und Küssen begann. Plötzlich konnte man sehen, wie an Stelle des Meeres eine große Stadt sich erhob und wie ihre Residenz mit großer Verzierung mitten in der Stadt stand und wie auf einmal noch jemand kam. Es war der Vater der drei Prinzessinnen und der König dieses ganzen Reiches, unter welches auch der Zauberer und sein leiblicher Vater gehörte. Bald erschien auch die Königin. Als sie die Prinzessinnen erblickten, fielen sie ihr zu Füßen und die jüngste bat sie herzlich, sie möchte ihr verzeihen, daß sie sich wider ihren Willen vermählte. Das Königreich sollte nämlich der jüngsten zufallen und als sie geboren wurde, prophezeite eine Zauberin der Königin, daß die, welcher das Königreich zukommt, zur großen Schande der Königsfamilie den Sohn eines Hirten heiraten werde. Darüber wurde die Königin sehr böse und ließ alle drei durch die Zauberin verfluchen. Sie sollten so lange auf dem Berge wohnen, bis ein Mensch hingelangen würde. Die ganze Stadt und einen großen Teil des Reiches verwandelte sie in Meer, damit niemals ein Mensch hingelangen könnte. ■

Als nun die Stadt auf dem Meere wiedererstand und die ganze prächtige Residenz, wachte auch die Königin auf und der König wunderte sich sehr, was das für ein Mensch sein könnte, der es vermochte herzukommen. Schließlich begrüßten sie den Sohn des Hirten mit großer Freude und bald vernahm man fürchterliches Kanonenschießen. Er sah, wie ein Heer mit großer Parade und Musik herbeizog und hörte, wie alle dem neuen König Glückwünsche zuschrien. Als er König geworden war und erfahren hatte, daß der Fürst, sein leiblicher Vater, und der Zauberer unter seine Herrschaft gehörten, ließ er sie beide mit großer Begleitung holen. Beide mußten mit ihren Frauen zu ihm kommen. Da erst begannen neue Freuden und große Triumphe. Sein Vater, der Fürst, wurde sein erster Minister und der Zauberer sein zweiter. Von der Zeit an ließ er von seinen Schwarzkünsten ab. Und sie lebten alle zusammen in Gehorsam und Frieden bis zum Tode.

### Die Feigen<sup>1)</sup>.

Ein Vater hatte drei Söhne. Die waren schon erwachsen und sie fuhren in der Welt umher, um zu erfahren, ob es etwas zu hören gibt. Einmal hörten sie von einer Königstochter, welche krank war. Der König, ihr Vater, sprach: „Findet sich jemand, der ihr Feigen bringt, so wird sie gesund.“ Die drei Brüder kamen zu ihrem Vater und erzählten ihm von der kranken Königstochter. Der Vater gab dem ältesten Sohn, den er am meisten liebte, Geld für die Reise, ließ ihn ein Pferd besteigen und zu der Königstochter reiten. Er sollte ihr Feigen kaufen. Der Sohn tat, wie ihm der Vater geheißen. Er ritt davon, kaufte in der Stadt Feigen und fuhr wieder weiter. In der Nähe des Königspalastes saß ein Bettler und bat ihn um Almosen. Der älteste Sohn aber sprach zu dem Bettler: „Ich besitze kein Geld und habe wenig Brot, was sollte ich selbst essen?“ Mit diesen Worten ritt er weiter.

Er gelangte zu der Königstochter und übergab ihr die Feigen. Sie aß sie auf, blieb aber krank wie zuvor. Der älteste Sohn kehrte nach Hause zurück. Da fragt ihn der Vater: „Hast du sie gesund gemacht?“ „Ach was,“ antwortet er, „sie hat die Feigen gegessen, ist aber krank geblieben wie zuvor; meine Reise war umsonst.“

Da bat der mittlere Sohn seinen Vater, er sollte ihn reiten lassen, vielleicht könne er die Königstochter heilen. Der Vater sagt: „Dein Bruder hat sie nicht geheilt und du willst sie heilen?“ „Vater, vielleicht heile ich sie doch; gebt mir Geld für die Feigen und Brot mit Speck auf die Reise, denn mit nichts kann ich die lange Reise nicht unternehmen.“ Der Vater gab ihm Geld für die Feigen, Brot und Speck für den Weg und ließ ihn reiten.

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Przebieczany, einem Dorf im Kreise Wieliczka, und ist erzählt in „Materyaly antropol.-arheol. i etnogr.“, Bd. I, 1896, S. 62.

Der mittlere Sohn gelangte an denselben Ort wie sein Bruder. Der Bettler saß da und bat auch ihn um Almosen. „Ich habe nur Geld für Feigen“, antwortete der mittlere Bruder, „und etwas Brot mit Speck; glaubst du, daß ich es dir geben werde und du dich satt ißt und ich Hunger leide?“ Der Bettler sagte nichts, sondern verschwand und der mittlere Sohn ritt weiter. Er kam in eine Stadt, kaufte dort für zehn Kreuzer Feigen und brachte sie der Königstochter. Sie aß dieselben auf, wurde aber nicht gesund. Da ließ der König im ganzen Reiche verkünden: „Findet sich einer, der meine Tochter gesund macht, so erhält er die Hälfte meines Reiches und die Hand meiner Tochter.“ Der mittlere Bruder mußte unverrichteter Sache zurückkehren, er hatte das Geld umsonst ausgegeben. Der Vater fragte ihn: „Hast du sie gesund gemacht?“ „Ach was, sie blieb krank wie zuvor.“

Der dritte Sohn, der nicht besonders klug war, dessen Klugheit aber für sein Alter ausreichte, bat den Vater, er möchte auch ihn reiten lassen. „Ich habe kein Geld für dich auf die Reise“, entgegnete ihm der Vater. Doch gab er ihm drei Kreuzer für die Reise und Brot mit Käse und sagte: „Geh in den Stall, nimm dir den schlechtesten Gaul, setz dich darauf und reite davon, denn zurückkehren wirst du wohl nicht mehr.“ Er ging in den Stall, zäumte eine alte Stute, setzte sich auf sie und ritt davon.

Er gelangte zu dem Wege, an welchem der Bettler saß. Als ihn dieser um Almosen bat, sagte er zu ihm: „Warte, Bettlerchen, bis ich von dem Gaul steige; dann gebe ich dir Almosen.“ Und er stieg hinunter. Die Stute trieb er in das Gras, das auf dem Wege wuchs, denn sie hatte Hunger. Er selbst näherte sich dem Bettler, setzte sich zu ihm, zog das Brot und den Käse hervor und aß zusammen mit dem Bettler. Der Bettler fragt ihn: „Wohin fährst du?“ Und der jüngste Bruder antwortet: „Es lebt hier eine kranke Königstochter und der König hat in seinem Reiche verkünden lassen: „Findet sich jemand, der meine Tochter gesund macht, so erhält er die Hälfte des Reiches und die Hand meiner Tochter!“ Meine beiden Brüder waren schon bei ihr, kauften ihr Feigen, machten sie aber nicht gesund. Nun komme ich als letzter.“ Und beide aßen sich an dem Brot und dem Käse satt, ohne daß die Speisen abnahmen. Dann sprach der Bettler zu dem jüngsten Bruder: „Setze dich schnell auf den Gaul, reite in die Stadt, kaufe dort für zwei Kreuzer Feigen und fahre schnell zu der Königstochter, die dich kaum erwarten kann. Sobald du ihr die Feigen gibst, ist sie in einer halben Stunde gesund.“

Er bestieg den armseligen Gaul, ritt in die Stadt, kaufte dort für zwei Kreuzer Feigen und fuhr zu dem König. Zu derselben Zeit sprach die Königstochter zu ihrem Vater: „Mein lieber Vater, es scheint mir, daß jemand die Feigen bringt; ich rieche sie schon, ich werde gesund.“ Kaum hatte sie das gesagt, so kam der dritte Bruder auch schon herein und übergab ihr die Feigen. Die Königstochter aß sie, schlief ein und schlief eine halbe Stunde. Danach stand sie völlig gesund auf, ging zu ihrem Vater und sprach: „Ich bin bereits gesund; wo ist der Mann, der die Feigen brachte?“ „Er hütet das Pferd auf dem Felde“, antwortete

der König. Und sie eilte zu ihm, fragte ihn nach seinem Namen und er antwortete, das er Maciek (Matthias) heiße. Er blieb beim Könige und brauchte am ersten Tage gar nichts zu tun.

Am zweiten Tage sagt zu ihm der König: „Ich gebe dir meine Tochter nicht eher, als bis du 30 Hasen während dreier Tagen gehütet hast, ohne daß dir einer verloren geht; alle mußt du mir auf den Hof zurücktreiben.“

Und Maciek ließ 30 Hasen auf den Hof und trieb sie in den Wald. Die Hasen liefen auseinander, der eine hierhin, der andere dorthin — und Maciek weint. Er geht in den Wald und weiß nicht, wo er die Hasen suchen soll. Im Walde sitzt ein Bettler unter einer Kiefer und fragt Maciek: „Warum weinst du?“ „Weil mir der König seine Tochter nicht gibt, sondern mich drei Tage lang Hasen hüten läßt. Erst dann will er mir seine Tochter geben. Ich habe nun die Hasen hinausgetrieben und keiner ist mehr da.“ „Gräme dich nicht,“ antwortet der Bettler, „ich gebe dir eine Pfeife; sobald du auf ihr spielst, werden sich alle Hasen versammeln.“ Maciek nahm die Pfeife, blies hinein und die Hasen versammelten sich. Und der Bettler sprach noch zu ihm: „Es wird eine Jungfrau herkommen und einen Hasen holen. Gestatte ihr, sich einen zu fangen und zu nehmen. Merkst du aber, daß sie sich dem Palaste nähert, so blase die Pfeife. Der Hase wird ihr entfliehen und du wirst eine Wahrheit erfahren.“ Dann erzählte der Bettler, daß man während aller drei Tage zu ihm kommen wird, um einen Hasen zu holen, denn man wolle, daß ihm einer fehle, damit ihm der König nicht seine Tochter zu geben brauche. Hierauf verschwand der Bettler.

Maciek blieb allein. Da kam zu ihm die Königstochter und sprach: „Lieber Maciek, schenk mir ein Häschen.“ Maciek entgegnet: „Ich kann dir kein Häschen schenken, denn sie gehören nicht mir, sondern der Königstochter; wenn du aber eins durchaus haben willst, so küsse mir die Hand und ich gebe dir eins.“ Die Königstochter blickte sich nach allen Seiten um, ob niemand zugegen ist; und da niemand zu sehen war, küßte sie ihm die Hand. Maciek sagt hierauf: „Geh jetzt und nimm dir ein Häschen, halte es aber fest, damit es dir nicht entwischt.“ Und als sie sich dem Königspalaste näherte, blies Maciek die Pfeife, das Häschen zerriß der Königstochter die Schürze und lief so schnell wie möglich in den Wald zurück.

Maciek trieb am Abend alle Hasen in den Hof. Der König erschien, zählte sie, keiner fehlte. Er knirschte mit den Zähnen und sprach: „Einen Tag hast du sie erhütet. Zwei Tage mußt du sie noch hüten; erhütet du sie auch an diesen zwei Tagen, so erhältst du meine Tochter zur Gemahlin, wenn nicht, so kannst du auf deinem Gaul wieder heimreiten.“

Am zweiten Tage ließ der König abermals 30 Hasen aus der Kammer in den Hof, zählte sie und sprach: „Denke daran, Maciek, daß du mir ja keinen Hasen verlierst.“ Und Maciek trieb die Hasen in den Wald, wo sie sich wieder zerstreuten. Er setzte sich hin und kümmerte sich nicht um die Hasen. Während er so sitzt, sieht er die Königin herankommen. Maciek blies in die Pfeife, alle Hasen versammelten sich bei

ihm. Einer von den Hasen war der schönste; er war grün bemalt und auf ihn hat man es besonders abgesehen. Als Bettler verkleidet näherte sich Maciek der Königin; doch er erkannte sie. Und als sie ihn bat, er möchte ihr den grünen Hasen zum Mahl des Königs schenken, entgegnete er: „Ich schenke ihn dir nicht, denn die Hasen gehören nicht mir, sondern dem König. Doch wenn Ihr trotzdem wollt, daß ich ihn euch schenke, so müßt Ihr mich auf den Mund küssen.“

Die Königin schämte sich, Maciek auf den Mund zu küssen. Schließlich aber dachte sie sich: „Es sieht mich ja niemand, was macht's, wenn ich ihn auch küsse. Ich nehme mir dann den Hasen, es wird ihm einer fehlen und er bekommt meine Tochter nicht.“ Maciek gab ihr den Hasen. Sie drückte ihn an sich und ging zurück in den Palast. Schon trat sie in die Tür; da piff Maciek auf der Pfeife, der Hase zerkratzte der Königin die Hände, biß sie sogar und entfloh in den Wald. So war auch der zweite Tag glücklich vorüber. Maciek trieb die Hasen in den Hof. Der König zählte sie nach. Keiner fehlte. Er sagte ihm kein Wort, sondern wartete den dritten Tag ab.

Am dritten Tage ließ der König die Hasen auf den Hof und sagte zu Maciek: „Treibe sie, Maciek; daß du ja keinen verlierst; heute geht dein Dienst zu Ende.“ Maciek trieb die Hasen in den Wald. Die Hasen zerstreuten sich im Walde und Maciek setzte sich hin. Nach einiger Zeit kommt der König selber und sagt: „Mein lieber Maciek, schenk mir ein Häschen!“ Darauf Maciek: „Die Hasen gehören nicht mir, sondern dem König, ich kan. keinen weggeben; heute ist mein letzter Termin, wenn ich sie erhüte, so denke ich die Königstochter zur Frau zu bekommen. Wenn Ihr aber einen haben wollt, so will ich ihn euch geben, nur müßt Ihr mir die Ferse küssen.“

Der König ärgerte sich sehr, denn es war für ihn keine Ehre, Maciek den Fuß zu küssen. Er packte ihm den Fuß und küßte ihm die Ferse. Maciek fing einen Hasen, übergab ihn dem König und sprach: „Laßt ihn nur nicht los; denn es hätte keinen Zweck, daß ich ihn euch gebe, wenn Ihr ihn wieder los lasset.“ Hoch erfreut trug der König den Hasen in einen Keller und schloß die Tür zu, damit der Hase nicht entfliehen könne. In dem Keller war ein Fenster, in dem Fenster ein Gitter. Dort saß der Hase. Maciek blies kräftig in die Pfeife. Der Hase hörte es, stürzte in das Gitter und gelangte nur mit Mühe auf den Hof. Obwohl er sich ein wenig das Fell abgekratzt hatte, lief er doch schnell zu seiner Herde. Es war bald Mittag.

Maciek trieb die Hasen in den Hof, der König kam heraus, zählte sie nach und sagte, daß alle da seien. „Du sollst meine Tochter zur Frau bekommen, wenn du mir drei Säcke mit Wahrheit füllst“, sagte zu ihm der König. Da er aber dachte, daß es ihm doch gelingen könnte, drei Säcke zu füllen, erhöhte er sie auf vier, indem er Maciek noch vom Gange aus zurief: „Maciek, daß Ihr euch ja nichts einbildet; vier Säcke müßt Ihr füllen. Morgen vormittags um elf Uhr soll es geschehen.“ — Maciek legte sich kummervoll im Hofe hin, schlief ein und erwachte erst am

Morgen. Er wusch sich nur oberflächlich, verrichtete das Morgengebet, frühstückte und erwartete ungeduldig die elfte Stunde. Der König lud alle Herren und Fürsten brieflich ein, sich zu versammeln und Maciek zu verspotten, damit er den Kopf verliert und nicht weiß, was er sagen soll. „So werde ich gewinnen und ihm die Tochter nicht geben.“

Um elf Uhr ruft der König Maciek zu sich. Maciek kommt in das Gemach, der König übergibt ihm vier Säcke und Bänder, mit denen er die Säcke zubinden soll, wenn sie mit Wahrheit gefüllt sind. An einem großen Tisch sitzen die Königsfamilie und die Fürsten. Maciek steht mit zerrissenen Kleidern etwas weiter im Saal. Man verlachte ihn, daß er sich schlecht gewaschen und angezogen habe und die Königstochter besitzen wolle. Maciek jedoch achtet nicht darauf, sondern erfüllt seine Arbeit. Er nimmt einen Sack, macht ihn auf, steckt den Mund hinein und sagt: „Der König ließen im ganzen Reiche verkünden, sie würden demjenigen, der ihre Tochter mit Feigen gesund machen könnte, diese verheiraten und die Hälfte des Reiches schenken; ich habe sie nun geheilt und der König will mir die Tochter nicht schenken.“ Hierauf band er den Sack zusammen, warf ihn in die Ecke mit den Worten: „Ein Sack ist mit Wahrheit gefüllt. „So ist's und nicht anders, sprich weiter!“ sagte zu ihm der König. Maciek nimmt den zweiten Sack, steckt den Mund hinein und spricht: „Der König sagte, ich sollte drei Tage lang 30 Hasen hüten, dann würden sie mir die Tochter zur Frau geben. Ich trieb sie in den Wald und hütete sie. Da kam die Königstochter zu mir und bat mich um einen Hasen. Ich sagte ihr, daß die Hasen nicht mir, sondern dem König gehören, wenn sie aber einen haben wolle, so müßte sie mir die Hand küssen. Die Königstochter küßte meine Hand und ich gab ihr einen Hasen. Sie brachte ihn bis auf den Hof; da piff ich auf meinem Instrument und der Hase lief ihr fort.“ Nach diesen Worten band er den Sack zu, warf ihn in eine Ecke und sprach zum König: „Ist das wahr, König?“ „Ja, es ist wahr, sprich weiter!“ entgegnete der König.

Maciek nahm den dritten Sack, steckte den Mund hinein und erzählte wie es sich mit der Königin zugetragen. Darauf warf er auch den dritten Sack in die Ecke.

Er nahm den vierten Sack und sprach: „Da kamen der König selbst und baten um ein Häschen; ich sagte, die Hasen gehörten nicht mir, sondern dem König; aber wenn ihr wollt, so küßt mir...“ Da schrie der König: „Es ist wahr, es ist wahr, genug davon!“ Maciek band den Sack zu und warf ihn in die Ecke, denn der König hätte sich geschämt, wenn er ihn verraten hätte. Nun wurde die Hochzeit gefeiert eine Woche lang.

## Die goldenen Birnen<sup>1)</sup>.

Einst hatte ein König in seinem Garten einen Birnbaum<sup>2)</sup>, der niemals Birnen trug. Eines Tages aber hatte er drei goldene Birnen. Der König freute sich sehr darüber, denn die Birnen hatten für ihn die Bedeutung, daß er noch drei Königreiche erlangen wird. In einer Nacht kam ein Vogel geflogen und nahm eine von den Birnen weg. Es blieben nur zwei Birnen und der König wurde darüber sehr traurig. In der zweiten Nacht kam der Vogel wieder und nahm die zweite Birne. Darauf stellte der König eine Wache vor dem Baume auf, aber als die dritte Nacht kam, nahm der Vogel auch die letzte Birne. Und der König hatte drei Söhne; einer von ihnen war dumm. Der älteste der Söhne sagte zu seinem Vater: „Vater, gib mir 100 Gulden und ich will die Birnen suchen gehen.“ Der König gab ihm das Geld und der Sohn ging fort. Nach einiger Zeit sagte der mittlere Sohn: „Vater, gib mir auch 100 Gulden und ich will auch gehen und sehen, was der Bruder tut, und die Birnen suchen.“ Der König gab ihm 100 Gulden und der mittlere Sohn machte sich auf. Viel Zeit verging, aber die beiden Söhne kehrten nicht zurück. Da sagte der Dumme: „Vater, gib mir auch 100 Gulden und auch ich will gehen und die Birnen suchen.“ Doch der Vater antwortete: „E, geh du und lege dich lieber auf den Ofen; die sind klug und können nichts finden, du bist dumm und willst sie finden?“ Dann aber dachte er sich: „Schließlich will ich dir das Geld geben und wenn du auch dort irgendwo bleiben solltest, so wird es mir nicht um dich gehen.“ Und er gab ihm das Geld. Der Dumme nahm sich das Geld und eine Flinte, machte sich auf und kam in einen Wald. Ein Fuchs überholte ihn. Er wollte ihn erschießen, aber der Fuchs drohte ihm mit der Vordertatze und sagte: „Schieße nicht, denn ich könnte dir gute Hilfe bringen.“ Der Dumme schoß nicht und der Fuchs verschwand. Er ging weiter. Ein zweiter Fuchs kam. Er wollte ihn wieder erschießen, aber der Fuchs drohte ihm wieder und sprach zu ihm dasselbe; er schoß wieder nicht und der Fuchs verschwand. Er ging weiter. Wieder überholte ihn ein dritter Fuchs, wieder wollte er ihn erschießen, weil er dachte: „Du brauchst mich nicht immer irreführen.“ Und der Fuchs drohte ihm wieder, er aber sagte: „Du brauchst mich nicht immer zum Narren halten, ich töte dich jetzt, du erbittest mich nicht mehr.“ Doch der Fuchs bat noch einmal: „Schieße nicht, ich kann dir gute Hilfe bringen.“ Und der Dumme sagte: „Nun, so will ich's dir noch diesmal schenken, aber wenn du dich mir noch einmal zeigst, so werde ich dich ohneweiters töten.“ Da überraschte ihn die Nacht. Er befand sich in

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Wisła, einem Dorf in Österreich-Schlesien, und ist erzählt in „Materyały antropol.-arceol. i etnograficzne“, Bd. IV, Teil II, S. 17 ff.

<sup>2)</sup> Für gewöhnlich ist es ein Apfelbaum, der goldene Äpfel trägt und die plötzlich in der Nacht von einem Vogel gestohlen werden. S. Kolberg: Lud. Serya VIII, S. 48, wo der jüngste und dümmste Königssohn den Vogel mit Hilfe eines Raben findet. Vgl. auch Kolberg: Serya XIV, S. 103, Stefanija Ułanowska im „Zbiór wiadomości do antropologii krajowej“, Bd. VIII, S. (306), Kosiński im „Zbiór wiad. do antrop. kraj.“, Bd. VII, S. (70),

einem großen Walde, nirgends war ein Haus. Schließlich kam er auf eine kleine Wiese. Dort stand ein Häuschen und in dem Häuschen lag ein Toter, den zu bestatten man kein Geld hatte. Der Dumme, welcher Geld besaß, bat um ein Nachtlager und die Hausbewohner sagten zu ihm: „Du könntest hier übernachten, aber du wirst hier nicht liegen wollen, denn wir haben einen Toten und besitzen nicht Geld, um ihn bestatten zu können.“ Er aber antwortete: „Wir werden schon irgendwie Rat finden, laßt mich nur hier übernachten.“ Und er gab ihnen Geld, daß sie den Toten begraben konnten und noch ein wenig mehr. Als der Morgen kam, stand er zeitig auf, um weiter zu gehen. Er trat aus dem Häuschen. Da überholte ihn wieder der Fuchs und fragte, wohin er gehe. Er erzählte ihm, was er suche und der Fuchs sprach: „Die Birnen, die du suchest, sind 300 Meilen von uns entfernt; setze dich aber auf mich und wir werden bald dort sein.“ Und er setzte sich auf den Fuchs und in einem Augenblick waren sie dort. Sie kamen an einen Ort; dort sagte zu ihm der Fuchs: „Wenn es zwölf Uhr ist, so gehe in die Stube; darin ist ein Vogel in einem Käfig und die Birnen liegen unter dem Vogel; er sitzt auf ihnen. Nimm den Vogel und irgend einen schlechten Käfig, lege die Birnen und den Vogel in den Käfig und geh fort.“ Der Dumme schaute auf; der Vogel und die Birnen waren sehr schön. Da dachte er bei sich: „Wozu soll ich einen häßlichen Käfig nehmen, da der Vogel so hübsch ist.“ Und er nahm einen schönen Käfig. Als er aber fortgehen wollte, fing ihn die Wache, nahm ihm den Vogel, prügelte ihn durch und ließ ihn laufen. Er kam und erzählte dem Fuchs, wie es ihm ergangen war. Und der Fuchs sprach: „Warum hast du mir nicht gehorcht?“ und fügte hinzu: „Wieder sind es 300 Meilen bis dahin, aber ich will dir noch einmal helfen.“ Der Dumme setzte sich wieder auf den Fuchs und wieder fuhren sie. Als sie an einen Ort kamen, sagte der Fuchs dem Dummen dieselben Worte. Und dieser schaute wieder auf und sah, daß der Vogel sehr schön sei. Da tat er wieder das gleiche. Er nahm einen schöneren Käfig, den Vogel und die Birnen; die Wachen fingen ihn von neuem, schlugen ihn und nahmen ihm alles weg. Er beklagte sich bei dem Fuchs; der jedoch sprach: „Nun hast du mir zweimal nicht gehorcht, diesmal will ich dir aber noch helfen. Wie du mich dreimal nicht getötet hast, so will ich auch dir dreimal helfen. Wenn du mir aber dieses Mal nicht gehorchst, so verlasse ich dich und helfe dir nicht mehr, denn es sind noch 300 Meilen bis dahin.“ Als sie die 300 Meilen zurückgelegt hatten, hieß der Fuchs den Dummen an den gleichen Ort gehen, wobei er sagte: „Jetzt gehorche mir oder nicht.“ Und er ging, nahm den Vogel, die Birnen und einen häßlichen Käfig; gleichwohl wollte es ihm nicht gefallen, daß er einen so schönen Vogel in einem so häßlichen Käfig tragen mußte, aber er dachte bei sich: „Jetzt will ich dir schon gehorchen“, nahm alles und ging fort, ohne von den Wachen bemerkt zu werden. Draußen zeigte er dem Fuchs, daß er es nun bringe; da verwandelte sich alles in Gold. Und der Fuchs sprach: „Wenn du mir das erstemal gehorcht hättest, so könntest du jetzt schon zu Hause sein. Jetzt geh und kehre nirgends ein, bis du nach Hause

kommst.“ Der Dumme brach nun auf, ging zurück und kam zu einem Wirtshaus. Dort erzählte man ihm, daß in dem Wirtshaus zwei Männer sitzen und schon lange dort trinken. Der Dumme wollte die beider Männer sehen. Als er sie erblickte, erkannte er sie, denn es waren seine beiden Brüder, die vor ihm fortgegangen waren und die Birnen nicht suchten, sondern nur an Branntwein dachten und Schulden machten. Als sie nicht mehr bezahlen konnten, nahm man ihnen die Kleider vom Leibe, so daß sie nackt blieben. Der Dumme bezahlte für seine Brüder die Schulden und befreite sie. Sie gingen nun alle zusammen. Als sie dann an einen Ort kamen, sagten die beiden Brüder einer zum anderen: „Weißt du was? Der ist dumm und hat die Birnen gefunden und wir sind klug und haben sie nicht gefunden. Wie werden wir vor dem Vater bestehen?“ „Weißt du was,“ sagte der ältere, „töten wir ihn und nehmen wir ihm die Sachen und sagen dem Vater, daß wir es gefunden haben; wir werden dann vor dem Vater mit Ehren bestehen.“ Und so töteten sie ihren Bruder. Als sie aber fortgegangen waren, kam der Fuchs, brachte den Dummen wieder zum Leben und sagte zu ihm: „Laß ab von ihnen; geh aber heimlich hinter ihnen bis nach Hause.“ Die beiden älteren Brüder kamen nach Hause und zeigten ihrem Vater die Sachen, über die er sehr erfreut war. Da kam auch schon der Jüngste herein. Als ihn die beiden Brüder erblickten, erschrakten sie sehr, sprangen zum Fenster hinaus und schlugen sich tot. Der Vater aber veranstaltete ein großes Fest.

### Wie ein Fleischersohn König wurde<sup>1</sup>, <sup>2</sup>).

Es lebte einmal ein König, der eine besondere Vorliebe für schwarze Kühe hatte. Er hielt für die Kühe einen Hirten, der sie versorgte. Auf dem Weideplatz befand sich ein Bäumchen und ein Hügel. In dem Hügel

<sup>1</sup>) Das Märchen stammt aus der Gegend von Oppeln in Oberschlesien und findet sich in einer Sammlung von Kolberg, die Udziela herausgegeben hat in „Materyaly antrop.-archeol. i etnogr.“, Bd. VIII, S. 198 ff.

<sup>2</sup>) Ein ganz ähnliches Märchen berichtet Kolberg aus Modnica in Galizien. Ein Diener gelangt unter Führung eines Vogels in ein verzaubertes Schloß. Drei schwarz gekleidete Nonnen, verzauberte Königstöchter, erscheinen vor ihm, geben ihm ein Pferd, ein Schwert und ein Hemd, mit deren Hilfe er das Heer eines Königs besiegen soll. Dieser König führt Krieg mit einem anderen König, dessen Tochter von dem Sohn des ersten Königs wider den Willen des Vaters geliebt wird. Nach Besiegung des Königs mit Hilfe des Schwertes und des Hemdes — beide haben dieselben Eigenschaften wie in unserem Märchen — heiratet der Diener die Königstochter. Diese jedoch ist eine Zauberin und liebt ihn nicht. Sie stiehlt ihm das Schwert und das Hemd und gibt sie ihrem früheren Geliebten. Dieser erobert das ganze Königreich und vertreibt den Diener, der von seinem Pferd zu den drei Nonnen zurückgetragen wird. Mit ihrer Hilfe verwandelt er sich vor dem Palastfenster des Königs in einen Apfelbaum. Die Königin läßt ihn abhauen. Eine Dienerin wirft auf die Bitte des in den Apfelbaum verwandelten Dieners einen Holzspan aufs Wasser. Der Holzspan verwandelt sich in einen herrlichen Schwan. Der König will ihn fangen und verliert dabei das Schwert und das Hemd. S. Kolberg: Serya VIII, S. 29. Vgl. auch Kolberg: Serya III.

war ein Loch und aus dem Loch kroch eine schöne, schwarze Kuh zu dem Hirten. Er wollte die Kuh nach Hause treiben, um dem König zu schmeicheln, aber wenn er die Kühe nach Hause trieb, lief ihm diese Kuh fort. Zu Hause erzählte er dem König von der Kuh. „Gut,“ sagte dieser, „ich schicke das Heer hin, es wird die Herde umzingeln und mit dieser Kuh nach Hause treiben.“ Das Heer umzingelte die Kühe und trieb sie. Aber die Kuh wußte sich Rat, lief fort und eilte in den Felsen, in das Loch zurück. Der König ließ schriftlich in seinem Reiche verkünden, ob sich nicht jemand findet, der untersuchen will, wo sich die Kuh in dem Loch aufhält. Es fanden sich zwölf Männer ein, Kavaliere, Trinker und Kartenspieler. Der König gab ihnen Geld und sie wurden in das Loch geführt, aus dem die Kuh herauskam. Der König sagte zu ihnen: „Wenn es euch gut ergehen wird, so gedenkt meiner, wenn schlecht, dann nicht.“ Als sie an das Loch gekommen waren, öffnete sich eine Tür. Dahinter war ein Zimmer. Sobald sie in das Zimmer eingetreten waren, wurden ihnen die Köpfe abgerissen und sechs auf eine Seite, sechs auf die andere geworfen. Und die Kuh kam nicht mehr heraus.

Da ließ der König von neuem in seinem Reiche verkünden, ob sich jemand findet, der untersuchen will, wo sich die Kuh aufhält. Ein Fleischer- sohn, mit Namen Hadam, war dazu bereit. Er war sehr groß und diente bei den Soldaten. Er meldete sich beim König und sagte, er sei derjenige, der das Loch untersuchen will. Der König sprach zu ihm: „Es ist schade um dich, denn du bist vom Militär und ein großer Mann. Es sind schon zwölf hingegangen und man hört nichts von ihnen. Wenn du zugrunde gehst, wird es schade um dich sein.“ Doch er entgegnete: „Ich gehe hin, der Wille Gottes soll geschehen, ich untersuche das Loch, um zu sehen, was das für eine Kuh ist.“ Man führte ihn hin. Die Tür öffnete sich vor ihm und er trat ein in das Zimmer. Hier lagen sechs und dort sechs mit abgerissenen Köpfen. Eine zweite Tür war da und er trat ein. Dort befand sich ein Zimmer, gefüllt mit Soldatenkleidern, Hemden und Hosen. Und weiter war eine dritte Tür; er trat ein. Dort waren lauter Säbel, in Häufen zusammengelegt. Nur ein Gang führte durch die Mitte. Er erblickte eine vierte Tür und trat ein. Dort lagen lauter Karabiner, in Haufen geordnet. Wiederum sah er eine fünfte Tür und dort waren lauter Pferdesättel. Er trat in die sechste Tür ein. Dort waren lauter Stiefel. Im siebenten Zimmer stand in der Mitte ein Tisch, neben dem Tisch ein Stuhl, an der Wand ein Bett und auf der Wand hing ein Spiegel und neben dem Spiegel eine Flinte. Und er sagte zu sich: „Nun, so werde ich schon hier in diesem Zimmer bleiben und nicht mehr weiter gehen.“ Er setzte sich auf den Stuhl. Er liebte es sehr, Tabak zu rauchen. Das fehlte ihm und er sprach: „Was werde ich hier rauchen, da ich keinen Tabak habe? Da fand er eine Schachtel mit Tabak und eine Flasche mit Schnaps. Eine Kerze brannte, an der er sich die Pfeife anbrannte. Bald bekam er Schlaf. Er legte sich auf das Bett. Eine Dame in schwarzer Kleidung erschien und begrüßte ihn: „Sei begrüßt, mein lieber Hadam, wie bist du zu uns gelangt? Wenn du das aushältst, worum ich dich bitte, wirst du erlöst

sein und ich.“ „Wenn es möglich ist auszuhalten, dann werde ich aushalten“, erwiderte er. Und sie sprach weiter zu ihm: „Mein lieber Hadam, um zwölf Uhr kommen Leute mit großer Musik in dieses Zimmer. Sie werden tanzen, gute Getränke trinken, gute Speisen essen. Aber du zünde deine Pfeife an, lege dich aufs Bett und sage kein Wort zu ihnen.“ Es nahte die zwölfte Stunde. Ein großes Geräusch entstand hinter der Tür, wo er noch nicht war, die Tür öffnete sich und es traten prächtig Herrschaften ein, schöne Jungfrauen. Sie rückten den Tisch zur Seite, Musikanten spielten, ein großes Freudenfest begann. Sie tanzten. Und einer kam an das Bett und sagte zu Hadam: „Du, was liegst du hier? Steh auf und liege nicht, ich führe dir deine Jungfrau zu und du kannst tanzen gehen.“ Er aber antwortete nichts, sagte kein Wort und stand auch nicht auf. Da begannen sie zusammen einen Kampf, schlugen sich, stießen sich bis an das Bett, ergriffen ihn, zogen ihn aus dem Bett, rissen ihn in Stücke, streuten die Stücke im Zimmer umher und liefen fort. Die schwarze Dame erschien, legte die Stücke zusammen und verschwand. Er wachte auf. Da es ihm schien, daß es schon Tag ist, stand er auf und sagte sich: „Man müßte sich waschen und es gibt kein Wasser.“ Und sofort fand sich eine Schüssel mit Wasser ein und ein Handtuch. Er wusch sich und verrichtete sein Gebet. Hierauf fand sich auf dem Tisch ein Glas Kaffee und eine Semmel für ihn zum Frühstück ein. Er frühstückte. Da krachte und brauste es hinter der Tür, durch die er noch nicht gegangen war. Und er rief: „Komm, wenn du etwas Gutes bist.“ Die Dame betritt das Zimmer, sie ist schon bis zu den Achselhöhlen weiß<sup>1)</sup>. Und sie fragt ihn: „Wie hast du geschlafen, mein Hadam?“ „Sehr gut habe ich geschlafen“, antwortet er. „Ich weiß schon besser, wie du geschlafen hast“, entgegnet sie. „Meine liebe Herrin,“ bittet er sie, „komm mit mir zum Frühstück.“ „Heute noch nicht, aber morgen werde ich schon mit dir frühstücken. Mein lieber Hadam, ich bitte dich noch um eine Nacht. Wenn du sie aushältst, wirst du erlöst sein und ich. Und willst du wissen, was das für eine Musik heute Nacht hier war?“ „Gewiß würde ichs' gern wissen.“ „Das waren die leibhaftigen Teufel“, entgegnete sie. „Wenn du mit ihnen zum Tanz gegangen wärest, hätten sie dich in die Hölle mitgenommen. Doch ich bitte dich um eine Nacht noch. Sie werden hier um zwölf Uhr nachts kommen, werden Kegel spielen, viel Geld bei sich haben und werden dich überreden wollen, daß du mit ihnen Kegel spielst. Viel Geld werden sie dir versprechen, aber du geh nicht mit ihnen spielen.“

Mit diesen Worten verschwand sie. Ihm schien es, daß es schon Nacht ist, daß er schon schlafen gehen muß. Er zündete sich die Pfeife an und legte sich auf das Bett. Und hinter der Tür entstand wieder ein großes Geräusch. Sie kommen wieder in das Zimmer, schieben den Tisch zur Seite, stellen die Kegel auf und spielen damit. Auf den Tisch schütten sie Geld aus den Taschen. Einer tritt zu ihm an das Bett und sagt: „Was

<sup>1)</sup> Über das allmähliche Weißwerden von verzauberten Prinzessinnen vgl. auch Kolberg: Serya XIV, S. 72, 75, 79.

liegst du so da? Komm mit uns spielen, kannst viel Geld von uns gewinnen.“ Er blickte ihn an, sagte ihm aber weder ein Wort noch ging er zu ihnen. Und sie zogen ihn aus dem Bett, schlugen ihn tot, rissen ihn in Stücke, zerstreuten sie über das Zimmer und liefen davon. Die schwarze Dame kam, sammelte die Stücke, legte sie auf dem Bett zusammen und ging weg. Und es schien ihm so, als ob es schon Tag wäre und stand auf. Wasser war schon zur Stelle, er wusch sich, verrichtete sein Morgengebet, trank eine Tasse Kaffee und aß eine Semmel. Er saß während des Frühstückes auf dem Stuhl. Hinter der Tür, in der er noch nicht gewesen war, lärmte wieder etwas. Und er sprach: „Komm, wenn du etwas Gutes bist!“ Die Dame tritt ein in das Zimmer, zur Hälfte weiß und zur Hälfte noch schwarz, und fragt ihn: „Wie denn, mein lieber Hadam, schmeckt dir das Frühstück?“ „Gewiß schmeckt es, meine liebe Herrin. Darf ich Sie mit mir zum Frühstück bitten?“ „Heute werde ich noch nicht mit dir frühstücken, erst morgen. Aber um eine Nacht bitte ich dich noch; wenn du sie aushältst, wirst du erlöst sein und ich. Und willst du wissen, was das für Leute waren, die hier Kegel spielten?“ „Gewiß würde ich's gern wissen“, antwortete Hadam. „Das waren Teufel, die Kegel, das waren menschliche Beine, die Kugel, das war ein sündiges, menschliches Haupt.“

Nach diesen Worten verließ sie ihn. Er zündete sich seine Pfeife an und ging in die Tür, wo er noch nicht gewesen war. Vorher nahm er die Flinte von der Wand und verließ das Zimmer. Hinter der Tür war ein großer Garten und alle Bäume darin waren trocken, auch die Blüten und Blätter. In der Mitte des Gartens stand ein runder Tisch von großer Schönheit und auf dem Tisch lag eine sehr große Schlange. Und er sprach zu der abscheulichen Schlange: „Warum liegst du auf einem so schönen Tisch?“ Er zielte auf die Schlange und wollte sie erschießen. Aber die Schlange erhob den Kopf und sprach: „Schieße nicht, sonst wirst du unglücklich.“ Und er dachte bei sich: „Von Geduld hängt vieles ab“, ließ die Flinte hinunter und schoß nicht. Darauf kehrte er wieder in das Zimmer zurück, zündete sich dort die Pfeife an, legte sich aufs Bett und lag. Die schwarze Dame erschien wieder bei ihm und bat, er möchte noch diese Nacht aushalten, dann werde er glücklich sein und sie. „Mein lieber Hadam, habe keine Angst heute Nacht, leg dich aufs Bett mit dem Gesicht zur Wand und sieh dich weder, noch dreh dich um.“ Und er sagte sich: „Mein Gott, ich kann einschlafen und mich im Schlafe auf die andere Seite drehen. Wodurch kann ich verhindern, daß ich mich nicht umdrehe und nicht einschlafe? Am besten wäre Zwiebel, ich würde mir die Augen damit einreiben, das würde mich beißen und ich könnte nicht einschlafen.“ Und es fand sich für ihn eine Zwiebel. Er zerschnitt sie in vier Teile und nahm sich zwei davon mit ins Bett. Und es wollte ihn ein großer Schlaf überkommen. Da nahm er die Zwiebel, rieb sich damit die Augen ein, es traten ihm Tränen in die Augen und er konnte nicht einschlafen. Und es schien ihm, als ob es schon Tag sein sollte. Er öffnete ein wenig die Augen, schaute hinter sich und bemerkte, daß drei sehr schöne Jungfrauen

hinter ihm lagen. Dann schlief er ein. Als er erwachte, siehe, da lag er in einem sehr prächtigen Palast, auf dessen Wänden es nur große Spiegel und Blumen gab. Er stand auf, wusch sich, verrichtete sein Morgengebet und es standen zwei Gläser Kaffee auf dem Tisch und zwei Semmeln lagen darauf und zwei Stühle standen vor dem Tisch. Er setzte sich auf einen Stuhl und frühstückte. Da lärmte es wieder hinter der Tür und er sprach: „Komm, wenn du etwas Gutes bist.“ — Und es tritt in das Zimmer die Dame ein, ganz weiß gekleidet, geht zu ihm, setzt sich neben ihn auf den Stuhl, umfängt seinen Hals und spricht: „Danke dir, mein lieber Hadam, daß du mich erlöst hast und meinen Vater und unser ganzes Königreich; jetzt werde ich frühstücken mit dir.“ Sie frühstücken — da tritt der König ein mit der Königin und mit noch zwei Töchtern, zwei Jungfrauen. Der König näherte sich ihm, umfing ihm die Füße und sprach: „Ich grüße dich, mein lieber Hadam.“ Und ebenso wendete sich die Königin an ihn und die Töchter des Königs, indem sie ihn begrüßten mit seinem Namen. „Du sollst die Tochter heiraten, die mit dir gefrühstückt hat“, sprach zu ihm der König. Nach der Trauung trat ihm der König sein Reich ab. Dann gingen alle in dem Garten spazieren und die älteste Tochter, dieselbe, welche früher die schwarze Dame war, sprach zu ihm: „Mein lieber Hadam, willst du wissen, was auf dem Tische lag, was das für eine Schlange war, die du erschießen wolltest?“ „Gewiß würde ich es gern wissen“, antwortete er. „Siehst du“ — erklärte sie — „ich lag auf dem Tisch.“ „O du bist eine so schöne Jungfrau und warst eine solch häßliche Schlange?“ Und sie mißfiel ihm nun so, daß er sie gar nicht mehr anblicken konnte. Er wollte sie nicht mehr zur Frau haben, sondern gedachte zu dem König fortzugehen, der ihn geschickt hatte, die schwarze Kuh zu suchen. Doch der König kam zu ihm und bat ihn sehr, ihn nicht zu verlassen, sondern seine Tochter zu heiraten und das Königreich zu übernehmen. „Willst du erfahren, was für ein König ich bin?“ fragte er ihn. „Mein Königreich war versunken, du hast uns das ganze Königreich erlöst und ich will jetzt, daß du meine Tochter heiratest, ich überlasse dir das Reich und du wirst König.“ Und so heiratete er denn die älteste Tochter und wurde König.

Der König aber, der ihn zu der Untersuchung des Loches schickte, erklärte ihm den Krieg und forderte ihn auf, sich in der und der Zeit zum Kriege zu stellen, er wolle mit ihm, dem neuen Könige, Krieg führen. Da quälte er sich, weil er nicht wußte, wie er den Krieg führen soll. Und seine Frau sagte zu ihm: „Quäle dich nicht, denn alles wird dir gut gehen.“ Sie gab ihm hierauf ein neues Hemd<sup>1)</sup> und ein neues, goldenes Schwert<sup>2)</sup> und sprach: „Nimm dir eine Rotte Husaren in den Krieg. Wenn du auf den Kampfplatz kommst, ziehe dir das Hemd an und frage die Husaren,

<sup>1)</sup> Die gleiche Eigenschaft, wie sie hier dem Hemd zugeschrieben wird, hat auch bisweilen ein Mantel. Vgl. Kolberg: Serya VIII, S. 14, oder ein Hut. S. Kolberg: Serya XIV, S. 80.

<sup>2)</sup> Über Schwerter mit Zauberkraft s. Kolberg: Serya VIII, S. 33 und Serya XIV, S. 114.

ob sie dich sehen. Wenn sie dir sagen: „Durchlauchtigster König, wir sehen dich nicht, dann ist es gut.“ Und er nahm die Rotte Husaren und ritt in den Krieg.

Der andere König stellte ein so großes Heer auf, daß man es mit den Augen nicht übersehen konnte und er hatte nur eine Rotte. Da verspottete ihn der andere König und sagte, er werde sich nicht einmat zum Frühstück an ihm sattessen können. Er zog das Hemd an und fragte: „Wie denn, meine Kinder, seht ihr mich?“ „Nein, wir sehen dich nicht“, antworteten die Husaren. Da zog er das Schwert aus der Scheide und begann zu zählen so und so viel Reiter, Regimente und Bataillone, so und so viel Tausend Fußsoldaten, so und so viel Kanonen; er stellte ein Heer von Millionen auf und sprach zu seiner Rotte: „Schlagt mir nicht, meine Kinder, das teindliche Volk, sondern sehet zu, daß ihr den König gefangen nehmt.“ Sobald sie ins Feuer kamen, nahmen sie das ganze Heer gefangen und mit ihm den König.

Doch der neue König Hadam war sehr milde, er ließ das ganze Heer und den König wieder frei. Da lud ihn jener König dafür, daß er ihn befreite, zu sich zum Mahle ein. Bei diesem Mahle verweilte er mehrere Wochen. Und die Königin sagte dabei zu ihrem König: „Weißt du was, mein lieber Gatte, das kommt nicht von sich selbst. Aber weißt du, er hat so ein Hemd, daß ihn niemand sieht, wenn er es anzieht und besitzt so ein Schwert, daß er mit seiner Hilfe so viele Soldaten aufstellen kann wie er will, deshalb kann ihn kein König besiegen. Aber weißt du was, mein lieber Gatte und König? Ich habe eine Schneiderin, die gerade so ein Hemd nähen kann, wie das seinige ist. Wir geben ihm dieses unser Hemd und nehmen ihm das seine. Dana gehen wir zu einem Goldschmied, lassen ein solches Schwert machen wie das seinige ist, nehmen ihm das seine und geben ihm das unsere. Er wird nichts davon wissen, wird nach Hause zurückkehren und du wirst ihm zum zweitenmal den Krieg erklären. Mit seinem Hemd und mit seinem Schwerte stellst du ein sehr großes Heer auf und nimmst ihn gefangen, denn er ist kein König, sondern nur ein Fleischersohn, sein Name ist Hadam.“

Da erklärte ihm der König zum zweitenmal den Krieg. Hadam dachte bei sich: „Warte, wenn ich dir das erstemal verziehen habe, so werde ich dir jetzt nicht verzeihen.“ Er nahm wieder das Hemd und das Schwert mit sich und ritt an den Ort, wo sie sich zum Kampfe stellen sollten. Dort zog er das Hemd an und sprach: „Wie, meine Kinder, seht ihr mich?“ Und sein Heer antwortete: „Durchlauchtigster König, gewiß sehen wir dich.“ „Meine Kinder, fliehet und verberget euch, wo ihr könnt.“ Und der andere König sprach zu seinen Soldaten, als er ihnen Befehl erteilte: „Tötet nicht die paar Soldaten, sondern nehmt nur den König gefangen.“ Sie töteten keinen einzigen Soldaten und nahmen den König gefangen. Und der andere König, der den Krieg erklärt hatte, nahm sofort einen Klotz und ein Beil mit sich. Als man den König Hadam ergriffen hatte, sagte zu ihm der feindliche König: „Du bist kein König, sondern ein Fleischersohn. Du willst nicht Fleisch hacken, darum werden

wir dich jetzt zerhacken.“ Und sie nahmen und zerhackten den König in Stücke, legten diese in einen Sack, luden ihn auf ein Pferd, banden ihn mit Stricken fest und ließen das Pferd ins Haus, in den Palast. Es kam an das Tor und wieherte. Da sagte die Königin: „Aha, mein Gatte ist unglücklich, sein Pferd ist schon gekommen und bringt ihn zerhackt.“ Sie trat hinaus, nahm das Pferd, rief einen Lakaien und befahl ihm, den Sack abzubinden und ihn in den Palast, in ihr Zimmer, zu tragen. Dort nahm sie den Sack, schüttete ihn aus, legte die Stücke zusammen, bestrich sie mit Salben und der König erhob sich, war wieder lebendig. Darauf sagte sie zu ihm: „Siehst du, mein lieber Gatte, du warst bei ihm zu deinem eigenen Verderben beim Mahle, aber du könntest dich noch rächen, wenn du wolltest.“ „Meine Gattin und Königin, wie könnt ich mich an ihm rächen? Ich weiß es nicht“, antwortete er. „Weißt du was,“ fuhr die Königin fort, „ich werde dir solche Tierhaare geben, daß du dich, wenn du sie in den Mund unter die Zunge legst, in alles verwandeln kannst, was du dir nur denkst.“ Und er fragte: „Was ist wohl am schnellsten, damit ich möglichst schnell in sein Königreich gelange? Ich werde mich in einen Vogel verwandeln, der am schnellsten fliegen kann, und in sein Reich fliegen.“ Hadam verwandelte sich in einen Vogel und flog in das Reich des Königs. Aber es wurde ihm überdrüssig, ein Vogel zu sein. Deshalb verwandelte er sich in ein schönes, gesatteltes Pferd, auf der ganzen Welt gab es kein so schönes Pferd wie dieses war. Er lief den Weg entlang, holte einen Juden ein, blieb stehen und sprach: „Jude, setze dich auf mich!“ Doch der Jude fürchtete sich, aufzusetzen, weil das Pferd reden konnte. „Fürchte dich nicht“ — sagte zu ihm das Pferd — „setz dich nur auf mich und reite zu dem König. Wenn du dort ankommst, halte dich gut fest, damit du nicht herunterfällst, denn ich werde vor dem Königspalast große Kunststücke zeigen. Der König wird dich auf mir bemerken. Fordere nur 300 Thaler und sobald du sie bekommen hast, laufe, so schnell du kannst, fort.“

Als er vor dem Palast des Königs ankam, zeigte das Pferd große Kunststücke. Der König blickte zum Fenster hinaus, sah den Juden und fragte ihn: „Jude, hast du dieses Pferd zum Verkauf?“ „Ja“, antwortete der Jude. „Und wieviel willst du dafür?“ „Durchlauchtigster König, nicht mehr und nicht weniger als 300 Thaler.“ Der König stieg die Treppe hinunter und gab dem Juden die 300 Thaler. Als er sie erhalten hatte, ging der Jude möglichst schnell zurück nach Hause. Der König rief seine Dienerin und befahl ihr, das Pferd in den Stall zu führen, ihm Hafer und Wasser in die Krippe zu schütten. Sie brachte alles und kam zu der Krippe. Das Pferd steckte den Kopf in die Krippe, fraß aber weder den Hafer noch trank es das Wasser. Die Dienerin entfernte sich. Der König sagte zu ihr, sie möchte doch nachsehen, ob das Pferd den Hafer aufgefressen hat oder nicht. Sie ging hin. Doch das Pferd hält immer noch den Kopf in der Krippe, frißt nicht und trinkt nicht. „Pferdehen, warum frißt du nicht den Hafer?“ fragte die Dienerin. Und das Pferd antwortete: „Meine Liebe, verrate nicht, daß ich sprechen kann; gehe

zu deinem König und sage ihm, daß das Pferd weder Hafer noch Wasser kennt, daß man ihm Zucker und Pfefferkuchen reichen muß und Wein zum Trinken.“ Sie ging zu dem König und sprach: „Durchlauchtigster König, das Pferd sah noch niemals Hafer und aß keinen. Man muß ihm Zucker und Pfefferkuchen zum Essen reichen und Wein zum Trinken.“ Und der König befahl ihr: „Nimm ein großes Stück Zucker und schlage ihn in der Krippe in Stücke, damit das Pferd besser fressen kann, nimm einige Flaschen Wein und gieß ihn in einen Kübel, damit es besser trinken kann.“ Die Dienerin trug alles hin. Das Pferd aß nun den Zucker und trank den Wein.

Die Gattin des Königs kam gerade vom Spaziergang. Der König sprach zu ihr: „Meine liebe Gattin, ich habe ein Pferd gekauft, wie es auf der ganzen Welt keines gibt, so schön ist es und so billig; von einem Juden hab ich's gekauft.“ „Komm, zeige es mir, damit ich's auch betrachte“, sagte die Königin. Er führte sie in den Stall. Sie betrachtete sich das Pferd und sprach dann zum König: „Mein lieber Gatte, das ist der König Hadam, den du im Kriege zerstückelt, die Stücke in einen Sack getan, den Sack auf ein Pferd geladen und mit Stricken angebunden hast.“ „Rede keinen Unsinn“ — entgegnete der König — „denn der ist getötet und würde nicht ein so schönes Pferd abgeben wie dieses ist.“ „Weißt du, mein lieber Gatte, du kannst mir glauben.“ Da blickte sie das Pferd von der Seite an und versetzte ihm einen Stoß gegen das Bein, daß es verwundet war. „Siehst du, mein Gatte“ — fuhr die Königin nun fort — „habe ich dir nicht gesagt, daß es derselbe König ist, den du zerstückeln liebest?“ Sie begaben sich in den Palast, ins Zimmer. Dort sagte die Königin zum König: „Laß den Schinder holen und das Pferd töten.“ „Hole den Schinder“, befahl der König der Dienerin. Die Dienerin jedoch ging zuerst in den Stall und sagte zu dem Pferd: „Pferdchen, ich hole den Schinder, er soll kommen, um dich zu schlachten.“ „Es ist wahr“, sprach das Pferd. „Wenn der Schinder kommt und mir das Messer in die Brust stößt, mache dir neben mir zu schaffen, damit dich das erste Blut bespritzt. Nimm dann das Blut mit dem Kleidungsstück und vergrabe es unter dem Fenster des Königspalastes. Ich werde es dir reichlich bezahlen.“ Der Schinder kam, um das Pferd zu schlachten. Die Dienerin machte sich neben ihm zu schaffen und als der Schinder in die Brust des Pferdes stieß, spritzte das erste Blut gerade auf die Schürze der Dienerin. Der König sprach zu ihr: „Siehst du, wozu treibst du dich hier herum, es bespritzte dich mit Blut, schade um deine Schürze.“ „Ich will das alles in die Erde vergraben, daß nichts oben bleibt“, erwiderte die Dienerin. Und sie nahm die Schürze und vergrub sie nachts unter dem Fenster des Königs. In derselben Nacht erwuchs ein sehr schöner Apfelbaum vor dem Fenster und hatte goldene Äpfel. Als der König des Morgens aufstand, sah er den Apfelbaum, der ihm wegen der goldenen Äpfel sehr gefiel. Er begab sich in das Zimmer seiner Gattin, die noch schlief und sprach zu ihr: „Stehe auf, Gattin, denn große Wunder sind geschehen. Ein Apfelbaum ist uns erwachsen, der goldene Äpfel trägt.“ Die Königin stand auf und ging sich den Apfelbaum ansehen. Nachdem sie ihn be-

trachtet hatte, sagte sie: „Gatte, mein König, das ist der König, den du im Kriege zerhackt hast.“ „Rede nicht, es ist nicht möglich, daß das der König ist, den ich zerhacken ließ“, entgegnete der König. „Glaube mir mein König und Gatte, daß er es ist.“ Und er glaubte ihr und sprach: „Wenn er es ist, so lasse ich einen Zimmermann kommen, lasse den Baum abhauen und im Feuer verbrennen.“ „Geh, hol den Zimmermann“, befahl er der Dienerin. Doch diese begab sich zu dem Apfelbaum und sprach zu ihm: „Ich gehe den Zimmermann holen, der dich abhauen, zerhacken und verbrennen soll.“ „Es ist wahr“, entgegnete der Apfelbaum. „Wenn der Zimmermann kommt und mich abzuhaue beginnt, so passe auf, daß du den ersten Holzspan von mir auffängst. Des Abends lege den Span in den Käfig zwischen die Kanarienvögel.“ Der Zimmermann kam und begann den Apfelbaum abzuhaue. Die Dienerin machte sich neben dem Zimmermann zu schaffen und als er den ersten Hieb tat, sprang der erste Holzspan auf sie und wurde von ihr aufgefangen. „Mußt du dich dort herumtreiben?“ sagte zu ihr der König. „Der Holzspan traf dich und verwundete dich vielleicht.“ „Ich will alles aufsammeln und alle Späne verbrennen“, erwiderte die Dienerin. Als der Abend kam, legte sie alle Holzspäne in den Käfig unter die Kanarienvögel. Und aus dem ersten Holzspan wurde ein goldener Kanarienvogel. Der Königs stand des Morgens auf, bemerkte den goldenen Kanarienvogel in dem Käfig, eilte sofort in das Gemach seiner Gattin und sprach: „Steh auf, Gattin, Wunder sind geschehen, ich habe einen goldenen Kanarienvogel.“ Die Königin stand auf und ging hin, um ihn zu sehen. Als sie ihn betrachtet hatte, sagte sie: „Mein lieber königlicher Gatte, das ist der König, den du im Kriege zerhackt hast.“ Doch der König antwortete: „Ich hatte schon ein schönes Pferd, einen schönen Apfelbaum und jetzt habe ich einen goldenen Kanarienvogel und muß durch dich alles verlieren.“ Er schenkte ihr keinen Glauben mehr, sondern öffnete den Käfig. Der Kanarienvogel flog aus dem Käfig und da die Dienerin die Fenster geöffnet hatte, flog er hinaus. Er kam zu dem Fischteich, in dem sich der König zu baden pflegte, und verwandelte sich in einen Enterich. Der König kam zum Bade in dem Hemd, in dem ihn niemand sehen konnte, wenn er es anzog. Er brachte auch das Schwert mit, mit dessen Hilfe er so viel Militär aufstellen konnte wie er wollte. Als der König in das Bad stieg zog er das Hemd aus und zog ein anderes an und legte jenes zusammen mit dem Schwerte auf einen Erdhügel am Graben. Sobald er ins Wasser gestiegen war, sah er den goldenen Enterich auf dem Wasser schwimmen. Da er ihm sehr gefiel, wollte er ihn ergreifen. Aber der Enterich schrie: „Sak tak, sak tak“ und schwamm weiter vom Bade weg, um den König weiter fortzulocken. Dann flog er auf, ergriff das Hemd und das Schwert mit dem Schnabel und eilte davon. Der König sah ihn nicht mehr, denn er hatte schon das Hemd zusammen mit dem Schwerte angezogen. Als der König zu dem Bade zurückkehrte, war weder das Hemd noch das Schwert da. Jetzt dachte er bei sich: „Ich glaubte nicht meiner Gattin, aber nun werde ich glauben, daß das der König ist, den ich im Kriege zerhacken ließ.“

Der Enterich kam mit dem Hemd und dem Schwert nach Hause, in sein Reich zurück, wo ihn seine Gattin fragte: „Mein lieber Gatte und König, hast du deine Sachen wiedererlangt?“ „Liebe Gattin,“ antwortete er, „ich habe sie wieder erlangt, mußte aber vieles erleiden, ehe ich sie erlangte.“ „Mein Gatte und König“ — fragte sie weiter — „was willst du jetzt mit ihm, dem Feinde, tun?“ „Was sollt' ich mit ihm tun? Den Krieg erkläre ich ihm, lasse einige wilde Pferde fangen und nehme sie mit in den Krieg. Und wenn ich den Feind und seine Frau ergreife, binde ich jeden an ein Pferd an, lasse sie in den Wald laufen und die Pferde werden sie in dem Walde totschiagen und verlieren, denn laufen werden sie nicht können.“

Und er schrieb dem König, er solle sich zum Kriege stellen. Dieser versammelte ein großes Heer, weil er den König fürchtete, den er zerhacken ließ. Er aber nahm nur eine Rotte Soldaten mit sich, das Hemd und das Schwert. Als er an den Ort kam, der zum Kampfe bestimmt war, zog er sich das Hemd an und sprach: „Meine Kinder, seht ihr mich oder nicht?“ „Durchlauchtigster König, nein, wir sehen dich nicht!“ antworteten die Soldaten. „Gut ist's“, entgegnete er, zog das Schwert aus der Scheide und zählte sich das Heer auf, so und so viel tausend Reiter, so viele Kanonen, so viele Fußsoldaten. Und aus der Scheide kamen so viele Soldaten hervor und er konnte ein so großes Heer aufstellen, daß es die Erde nicht zu tragen vermochte. Dann befahl er seinen Soldaten: „Schlaget das feindliche Heer nicht tot, sondern ergreift nur den König und dessen Frau.“ Sie umzingelten das ganze Heer und fingen den König und seine Frau. Zwei wilde Pferde wurden herbeigeführt. Der König und die Königin wurden jeder mit den Füßen an den Schweif eines Pferdes gebunden. Die Soldaten schlugen dann auf die Pferde mit Peitschen ein und trieben sie in den Wald hinein, wo sie den König und seine Frau erschlugen und verloren. Und Hadam übernahm das Reich des Königs und hatte auch sein eigenes Königreich. Und wenn er noch am Leben ist, geht es ihm gut, denn er hat zwei Königreiche.

### Der Hirtenknabe<sup>1)</sup>.

Es war einmal ein Hirtenknabe. Der setzte sich in den Kopf, auf Wanderschaft zu gehen. Er ging in ein fremdes Land und als er in eine große Stadt kam, nahm er sich vor, dort zu bleiben, wenn er eine Stellung bekäme. Er suchte den königlichen Hirten auf und erhielt bei ihm eine Stellung als Hirtenknabe. Doch sagte er ihm sofort, daß er jeden Tag dreimal Fleisch essen will. Der Hirt versprach es ihm. Am ersten Tage ließ er den Hirtenknaben sich ausruhen, er brauchte die Schafe noch nicht zu hüten. Am folgenden Tage gab er ihm eine große Herde Schafe

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus der Gegend von Oppeln in Oberschlesien und ist erzählt von Malinowski in „Materyał antrop.-arceol. i etnogr.“, Bd. V, Teil II, S. 217.

und trieb sie mit ihm zusammen, um ihm zu zeigen, wo er sie hüten wird. Sie kamen bis zu einem dichten, alten Wald und der Hirt sprach zu dem Hirtenknaben: „So weit du die Niederungen siehst, kannst du die Schafe weiden lassen, nur in den Wald sie zu treiben, rate ich dir nicht. Denn wenn du sie hineintreibst, kommen du und die Schafe nicht wieder heraus.“ „Und warum das?“ „Es wohnen dort drei sehr große Riesen, so groß, daß sie mit den Köpfen bis zu den Ästen reichen und sie töten jeden. Nicht einmal das königliche Heer kann sie erschlagen, denn keine Waffe kann sie verwunden.“

Am nächsten Tage trieb er die Schafe schon allein. Kaum war er an dem Wald, so tat es ihm um das Gras leid, das er in dem Walde sah und er ließ die Schafe ein wenig hinein. Die Schafe hatten sich sehr satt gefressen, aber er sah keinen Riesen. Als er die Schafe heimgetrieben hatte, sagte zu ihm der alte Hirt: „Du hast die Schafe im Walde gehütet, denn sie sind zu satt gefressen.“ Er aber leugnete es. So ließ er jeden Tag die Schafe etwas tiefer in den Wald hinein, sah aber immer noch keinen Riesen. Bis er nach einigen Wochen die Schafe zu einer sehr dicken Eiche getrieben hatte, auf der eine Stelle glatt behauen war. Dort stand folgendes geschrieben: „Hier unter der Eiche ist ein glühendes Schwert vergraben, bestimmt gegen die Riesen. Wem das Glück beschieden ist, an diesen Platz zu kommen, soll das Schwert aus der Erde herausziehen. Er wird die Riesen verraten und sie erschlagen.“ Der Hirtenknabe erschrak, denn er sah, daß es wahr ist, daß es dort Riesen gibt. Sofort trieb er die Schafe aus dem Walde. Am folgenden Tage nahm er sich einen Grabstichel mit. Die Schafe ließ er vorn und er selbst beeilte sich unter die Eiche zu kommen. Dort begann er zu graben und grub eine hölzerne Kiste aus. Darin war das Schwert aufbewahrt. Als er es herausgenommen hatte, glänzte es wie die Flamme des Feuers. Den ganzen Tag trug er es bei sich, sah aber keinen Riesen.

Als er am nächsten Tage die Schafe bis zu der Eiche getrieben hatte, sah er, daß sich etwas zu ihm hinbewegt. Er konnte jedoch nicht erkennen, was es ist, ob es eine Eiche ohne Äste oder etwas anderes ist. Als es aber näher war, erkannte er, daß es ein Mensch war, so mächtig und dick, einem Berge gleich. Und er hatte eine eiserne Stange auf der Schulter, so groß, wie die größte Wagenstange. Und es sprach zu ihm der riesige Mensch: „Was willst du denn hier in dem Walde, du irdischer Wurm? Ich werde dich hier mit der Stange wie eine Fliege totschiessen, daß kein Fleckchen von dir übrig bleibt.“ Der Hirtenknabe sagte: „So schlage mich doch und wenn es gerade auf den Kopf sein sollte.“ Und er stand aufrecht und hielt das Schwert in der Hand. Der Riese holte mit der Stange von oben gegen ihn aus. Der Hirtenknabe sprang zur Seite, und er schlug mit der Stange in die Erde, daß sie drei Ellen tief hineindrang. Der Hirtenknabe sprang an ihn heran und traf ihn unter den Knien. Denn höher reichte er nicht. Als er ihm die dicken Sehnen zerschnitten hatte, fiel der Riese auf die Erde. Er schlug ihn tot, weidete die Schafe den ganzen Tag im Walde und paßte sehr auf. Aber den zweiten Riesen sah er nicht mehr.

Am folgenden Tage hatte er die Schafe kaum in den Wald getrieben, so näherte sich ihm der zweite Riese. Der hatte auch so eine Stange und sprach zu ihm: „Verfluchter Wurm, auf welche Weise hast du meinen Bruder erschlagen? Ich werde dich hier zu Morast schlagen.“ Und er schlug auf ihn ein. Der Hirtenknabe stand an der dicken Eiche. Als ihm die Stange schon nahe war, sprang er zur Seite und der Riese schlug gegen die Eiche, daß ihm die Stange aus den Händen fiel. Der Hirtenknabe sprang zu ihm heran und schlug ihn ebenso tot wie den ersten. Den dritten Riesen sah er an diesem Tage nicht mehr.

Am dritten Tage war er mit den Schafen kaum in den Wald gekommen, so wartete der dritte Riese schon auf ihn, warf im großen Zorn die eiserne Stange auf die Schafe und erschlug mit ihr eineinhalb Hundert. Als der Hirtenknabe sah, daß der Riese die Stange fortgeworfen hatte, sprang er zu ihm und machte es mit ihm ebenso wie mit den beiden anderen. Um die erschlagenen Schafe aber weinte er, trieb die noch lebenden tiefer in den Wald hinein, wo es großes Gras gab und ging dann selbst suchen, wo die Riesen ihre Wohnung hätten. Er kam zu einem sehr schönen Schloß und trat hinein. Doch die Zimmer waren leer, er fand keinen Menschen. Nur auf dem Tisch stand eine Tasse Kaffee. Er trank sie aus. Ein Stück Brot lag daneben. Er steckte es unter die Achsel und blickte sich in dem Zimmer um. Auf der Wand hing eine Jägertasche. Er steckte die Hand hinein, um zu sehen, was darin ist und zog eine goldene Pfeife heraus. Er piff darauf und vernahm ein Geräusch auf der Treppe, die vom Keller hinaufführte. Und ein schöner Offizier kam zu ihm und fragte ihn, was er brauche, was für einen Dienst er ihm erweisen solle. Er sei der Erlöser, der ihnen schon lange versprochen war, er habe alle drei Riesen erschlagen. „Daß ich ein Erlöser bin, weiß ich nicht, aber drei Riesen habe ich erschlagen, gibt es noch welche?“ „Nein, es gibt keinen mehr und du bist unser Erlöser. Denn wir sind hier unter dem Schloß dreitausend, die sie unter ihrer Gewalt hatten.“ Nach diesen Worten nahm der Offizier eine Trompete, blies hinein und aus den unteren Wohnungen kamen dreitausend Soldaten heraus. Sie dankten dem Hirtenknaben und präsentierten vor ihm wie vor einem Prinzen. Dann fragte ihn der Offizier, wie es ihm ergangen sei, ehe er hieher kam. Der Hirtenknabe antwortete: „Hundertfünfzig Schafe hat mir der heutige Riese erschlagen und die anderen ließ ich ohne Hirten im Walde.“ Sofort rief der Offizier einen, der Arzt war. Dieser nahm eine Salbe und zwei andere Soldaten, welche die Schafe hüten sollten. Der Arzt bestrich jedem toten Schaf die Nase, alle wurden wieder lebendig und sprangen herum. Und die beiden hüteten die Schafe bis zum Abend.

Den Hirtenknaben führten sie wie ihren Erretter in den Zimmern herum, zeigten ihm alle Schätze und brachten ihn zuletzt in einen Schuppen, wo ein Brunnen war. Und in dem Brunnen glänzte das Wasser wie Feuer. Als der Hirtenknabe sich über den Brunnen neigte und das Wasser bewunderte, ergriff ihn einer bei den Füßen und warf ihn kopfüber in den Brunnen, brachte ihn aber bald hinauf. Der Hirtenknabe kam vor

Schrecken lange Zeit nicht zu sich. Der Offizier nahm einen Kamm und kämmt ihm schnell den Kopf. Der Hirtenknabe hatte nun goldene Haare. Denn in dem Brunnen wuchs Gold, das so wie Wasser war. Wenn es aber heraufkam, wurde es hart. Den ganzen Tag hatten sie große Freude an ihm. Am Abend jedoch mußte er seine Schafe nach Hause treiben. Den Kopf band er sich mit einem alten Tuch um, damit niemand die goldenen Haare sehen sollte. Der Hirt sagte zu ihm: „Warum hast du so lange gehütet? Ich glaube, du hütetest die Schafe im Walde.“ Der Hirtenknabe aber leugnete es ab. Der Hirt dachte bei sich: „Hüte, wo du willst, wenn dir nur nichts Schlimmes zustößt und die Schafe satt gefressen sind.“ Und so ging es lange Zeit. Sie hüteten ihm die Schafe und schmückten ihn jeden Tag wie einen Prinzen.

Da ließ der König des Reiches in allen Ländern verkünden, daß er seine einzige Tochter demjenigen zur Frau geben will und mit ihr das Königreich, der den Mut hat und zu Pferde auf den Berg aus Glas zu ihr hinauffahren kann<sup>1)</sup>. Und der Tag der Fahrt sollte dann und dann sein. Da versammelten sich sehr viele Prinzen, Fürsten und verschiedene reiche Adelige an dem festgesetzten Tage am Fuße des Berges und einer nach dem anderen versuchte hinaufzureiten. Aber keiner vermochte es. Die Pferde brachen sich die Beine, zerschlugen sich die Schnauzen. Der Hirtenknabe sollte auch hingehen und zuschauen, denn der alte Hirt forderte ihn dazu auf. Er aber wollte nicht. „Ich will lieber die Schafe auf die Weide treiben.“ Die Offiziere kleideten ihn als Prinzen an, gaben ihm ein schwarzes Pferd, dessen Hufe Griffe aus Diamant hatten und dessen Geschirr mit Silber besetzt war. Er setzte sich auf das Pferd und ritt nach der Richtung, wo der Berg lag. Niemand kannte ihn dort. Man machte ihm aber dennoch Platz zur Fahrt. Er berührte das Pferd mit

<sup>1)</sup> Das Märchen von dem gläsernen Berg, auf dem eine Prinzessin wohnt, welche nur demjenigen Freier ihre Hand gibt, dem es gelingt, auf den Berg hinaufzureiten, ist auch sonst bekannt. In der Gegend von Miechów in Galizien gelingt es dem jüngsten von drei Müllersöhnen, der der häßlichste und dümmste ist, auf den Berg zu kommen. S. Kolberg: Serya VIII, S. 3. In einem Märchen aus Krzesławice in Galizien ist es ebenfalls der jüngste und dümmste von drei Brüdern, der dreimal auf den gläsernen Berg hinaufreitet. Er findet auf dem Wege dahin einen Weidenbaum, in dem sich ein Pferd, silbernes und goldenes Geschirr und eine goldene Rüstung befindet. S. Kolberg: Serya VIII, S. 5. Vgl. auch Serya III, S. 127 und Kopernicki: „Gadki ludowe góralskie Bieskidowych z okolic Rabki“ im Zbiór wiad. do antrop. kraj., Bd. XV, S. (6). — In einem Märchen aus Batowice in Galizien ist der goldene Berg durch eine Festung ersetzt. Die wunderschöne Prinzessin steht auf den Festungsmauern und will demjenigen den Ring an den Finger stecken, dem es gelingt, über die Festung zu springen. Auch hier ist es der jüngste und dümmste von drei Brüdern, der die Aufgabe erfüllt. Mit Hilfe von drei Zauberpeitschen, die ihm sein Vater auf dem Sterbelager geschenkt hat, gelangt er in den Besitz eines herrlichen Pferdes und einer reichen Kavaliersonkleidung. S. Kolberg: Serya VIII, S. 1.

Auch in der Provinz Posen ist dieses Märchen bekannt. Vgl. Kolberg: Serya XIV, S. 3 ff. Hier schenkten dem jüngsten der drei Brüder drei verzauberte Jungfrauen, die Schwestern der Königstochter, die sich auf dem gläsernen Berge befindet, ein Pferd und eine königliche Kleidung. Dreimal muß er hinaufreiten, jedesmal auf dem Pferde, in das sich die verzauberten Jungfrauen verwandeln.

den Sporen und sprang mit einem Satz auf den Berg. Alle waren darüber sehr verwundert. Aber niemand wußte, woher er war. Die Prinzessin trat zu ihm in die Sommerlaube hinaus, grüßte ihn freundlich und gab ihm das erste Geschenk. Die Hinauffahrt sollte dreimal wiederholt werden. Er bestieg wieder das Pferd. Die Zuschauer unten glaubten, er werde sich mit ihnen unterhalten. Er aber berührte das Pferd und entfloh.

Am zweiten Tage gab man ihm ein apfelfarbiges Pferd. Sein ganzes Geschirr war mit Gold besetzt. Als er gegen Ende herangeritten kam, machte man ihm wieder Platz. Aber alle, die unten standen, hatten sich verabredet, ihm in den Weg zu treten, wenn er den Berg hinabreite. Sie wollten wissen, wer er ist. Denn sie wunderten sich, daß er goldenes Haar und soviel Reichtum an sich hatte. Die Prinzessin begrüßte ihn ebenso wie gestern mit großer Liebe und gab ihm ein Geschenk. Doch woher er ist, durfte sie ihn nicht fragen. Die Leute unten stellten sich in einer Reihe um den Berg, um ihm den Weg abzusperren. Er setzte sich auf das Pferd und machte ein Zeichen, daß er auf dieser Seite hinunterkommen wird. Und alle versammelten sich auf dieser Seite. Er aber kehrte sein Pferd schnell um und ritt dort durch, wo niemand war, und entkam.

Als er am Abend mit den Schafen nach Hause kam, sagte zu ihm der alte Hirt: „Siehst du, wenn du dort gestern gewesen wärest oder heute, was hättest du da für einen Menschen gesehen und die großen Wunder, die da geschahen? Die Pferde brachen sich die Beine und keiner kam hinauf, nur ein fremder Prinz, der goldenes Haar hat und sehr reich ist, kam hinauf, daß es nur so blitzte. Aber niemand weiß, woher er ist. Morgen jedoch sollen sie ihn fangen. Drei Glieder Soldaten stellen sich mit Säbeln um den Berg und fangen ihn. Du mußt auch morgen hingehen, um dir ihn anzusehen. Den Schafen geben wir Heu.“

Am folgenden Tage sagte der Hirtenknabe zu dem alten Hirten: „Was hab ich von den Wundern? Ein Prinz werde ich nicht und die Schafe würden zu Hause blöken. Ich werde sie auf die Weide treiben.“ Der Hirt lachte: „Treibe sie nur, dummer Esel.“ Als er die Schafe in den Wald hineingetrieben hatte, gaben ihm die Offiziere einen schönen Schimmel; dessen Geschirr war mit Diamanten besetzt. Wenn er im Schatten der Bäume ritt, kam sogar Licht von ihm aus. Als er an den Fuß des Berges kam, machte ihm das Heer Platz und er fuhr hinauf wie früher. Die Prinzessin gab ihm das dritte Geschenk und er ließ ihr ein goldenes Kreuz zurück, das mit großen Edelsteinen besetzt und eine Million wert war. Darüber war die Prinzessin sehr erfreut und fragte ihn, woher er sei. Er aber antwortete: „Später“, bestieg das Pferd, gab ihm die Sporen und sprang so stark von dem Berge herab, daß er über die Köpfe der Soldaten setzte und entkommen konnte. Doch in der Richtung, in der er immer ritt, paßte einer hinter einem Strauch auf ihn auf. Als der Hirtenknabe vorüberritt, sprang er hervor und wollte ihn fangen. Es gelang ihm aber nicht. Der Soldat, welcher die Erlaubnis hatte, ihn im Notfalle leicht zu verwunden, hieb mit dem Säbel gegen ihn und traf ihn in den

Fuß am Steigbügel so, daß die Spitze des Säbels abbrach und im Fuß und Stiefel stecken blieb. Als er in sein Schloß zurückgekehrt war, setzten sie ihn vom Pferde und bestrichen ihm den Fuß mit Salbe. Der Fuß heilte und es blieb nur eine ganz leichte Narbe an der Stelle, wo er zerschnitten war.

Abends trieb er seine Schafe nach Hause. Der alte Hirt sagte zu ihm: „Du Esel, du konntest heute was sehen. Das wird niemand jemals erblicken. Er sprang über drei Glieder Soldaten und entkam doch. Aber man verwundete ihn am rechten Fuß und so wird man ihn trotzdem erkennen.“

Der König und die Prinzessin warteten mit Sehnsucht, daß der Prinz sich bald einfinden wird. Doch davon war keine Rede. Der Hirtenknabe hütete die Schafe. Die Prinzessin sah ihn einmal vom Fenster, als er seine Schafe nach Hause trieb und sagte zu ihrer Dienerin: „Dieser Hirtenknabe hütet die Schafe so gut, daß es eine Freude ist, ihnen zuzuschauen, wie sie springen. Aber er hat so schlechte Stiefel. Ich glaube, daß sein Lohn klein ist, nimm die paar Dukaten und trage sie ihm hin, damit er sich neue Stiefel und eine neue Mütze kauft. Er soll mir nicht mehr mit diesen Lumpen auf dem Kopfe herumgehen.“ Die Dienerin trug ihm das Geld hin und wiederholte ihm die Worte der Prinzessin. Er nahm die Dukaten von ihr, warf sie im Zimmer den Kindern des Hirten hin und sprach: „Tululu, tululu, Kinder, spielt euch damit, denn in meinem Hause spielen die Kinder mit so etwas.“ Die Dienerin ging fort und erzählte das der Prinzessin. Der Hirt und die Prinzessin hielten ihn für einen Dummen. Er hütete weiter die Schafe.

Der König sprach zu seinen Astronomen: „Suchet am Himmel zu erkennen, wo sich derjenige befindet, der von meiner Tochter die drei Zeichen nahm und ihr ein so kostbares Geschenk zurückließ.“ Die Astronomen prüften die Sterne und erkannten, daß es sich um einen königlichen Diener handelt, daß er das königliche Brot ißt. Da ließ der König alle Fürsten, Grafen, Generäle und Adeligen untersuchen, aber man fand ihn nicht. Der König ließ zum zweitenmal die Sterne prüfen und man erkannte, daß er sich im Hofe des Königs befindet und jeden Tag das königliche Brot ißt. Zum zweitenmal ließ der König alle untersuchen, jung und alt. Aber umsonst. Der König verfiel in Sorgen. Der Hirtenknabe trieb gerade die Schafe nach Hause und der König sah ihm zu. Er begab sich sofort zu dem alten Hirten und fragte ihn: „Ist dein Hirtenknabe schon untersucht?“ „Nein, durchlauchtigster König. Warum auch? Der Mensch ist ja halb verrückt. Die durchlauchtigste Prinzessin haben ihm ein paar Dukaten für Stiefel geschickt und er hat sie meinen Kindern ins Zimmer geworfen, wobei er sagte, daß in seinem Hause mit so etwas Kinder spielen. Und Sie sehen doch, wie zerlumpt er ist.“ Der König aber sprach: „Das ist gerade was Neues“, ging zu dem Hirtenknaben und fragte ihn: „Was fehlt dir denn, daß du deinen Kopf so verbunden hast?“ „Durchlauchtigster König,“ antwortete er, „es sind schon mehr als drei Monate, daß mir der Kopf weh tut.“ Der König faßte den

Lumpen und hob ihn vom Kopfe. Da zeigten sich seine goldenen Haare<sup>1)</sup> und der König sprach zu dem Hirten: „Siehst du, du hast jemanden im Hause und weißt nicht wen.“ Und er nahm den Hirtenknaben bei der Hand und führte ihn zu der Prinzessin. Die Prinzessin erkannte ihn sofort. Man kleidete ihn zuerst anders an und fragte ihn dann über alles aus. Er erzählte ihnen alles genau, wie es zugeing, daß er die Riesen erschlug und alle ihre Reichtümer beherrschte. Da sagte zu ihm der König: „Du brauchtest nicht einmal auf den gläsernen Berg zu reiten, auch so hast du meine Tochter verdient.“ Und sogleich schickte er Boten in das Schloß der Riesen. Sie fanden dort alles, wie er gesagt hatte; die drei Zeichen von der Prinzessin und die abgebrochene Säbelspitze brachten sie dem König. Sogleich wurden Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen.

Am Tage der Hochzeit wurde das Heer, welches in dem Schloß war, herausgeführt und alle Schätze wurden in die Stadt gebracht. Sechs Wochen lang feierte man die Hochzeit. Dann bestieg der Hirtenknabe den Königsthron und war für alle Leute ein sehr guter König. Und wenn er noch lebt, dann regiert er glücklich, wenn nicht, dann zerfällt er wie andere Menschen in der Erde zu Staub.

---

### Die drei Wunderdinge<sup>2)</sup>.

Es hatte einst ein Herr auf einer Wiese ein Haus. Das Haus und die Wiese war an einen Mann und eine Frau vermietet. In einer Nacht träumten die beiden. Sie sollten wählen, ob sie es in der Jugend gut und im Alter schlecht, oder ob sie es in der Jugend schlecht und im Alter gut haben wollen. Diesen Traum hatten sie drei Nächte hintereinander. Und so kamen denn die beiden Menschen miteinander überein, daß es besser sei, es in der Jugend schlecht und im Alter gut zu haben. Und in der zweiten Nacht verbrannte ihnen alles. Der Herr zürnte ihnen, weil er dachte, daß sie das Haus absichtlich angezündet hätten. Doch die Mieter versicherten, sie hätten es nicht getan. Sie mußten das Haus von ihrem eigenen Gelde wiederaufbauen. Sie bettelten Holz zusammen und erbauten ein neues Haus; aber bald brannte es wieder ab; von neuem bettelten sie Holz zusammen und erbauten ein neues Haus. Nach einigen Nächten aber brannte es wieder ab. Und sie baten wiederum um Holz; doch die Leute wollten ihnen nichts mehr geben, denn sie meinten, die Mieter zündeten ihr Haus absichtlich an. Es gelang ihnen, das Haus noch einmal aufzubauen. Kaum war es fertig, so erschien ein böser Vogel und fraß

---

<sup>1)</sup> In einem Märchen aus Tomaszowice in Galizien hat der Gärtnerbursche goldenes Haar, der es ebenso wie in unserem Märchen durch Waschen in einer Quelle erlangt hat. Die jüngste Tochter des Königs, bei dem der Gärtnerbursche in Dienst ist, sieht einmal, wie sich dieser das goldene Haar kämmt und heiratet ihn. S. Kolberg: Lud. Serya VIII, S. 53.

<sup>2)</sup> Das Märchen stammt aus Wisła, einem Dorf im Fürstentum Teschen, und ist erzählt in „Materyaly antrop.-archeol. i etnogr.“, Bd. IV, Teil II, S. 10 ff.

das Stroh vom Dache des Hauses auf. Er fraß es einmal auf und die Mieter deckten das Haus mit neuem Stroh zu. Kaum war es zugedeckt, so kam der Vogel von neuem und fraß abermals das Stroh auf. Die beiden Menschen versuchten ihn zu fangen, aber es gelang ihnen nicht. Nachdem sie zum drittenmal das Stroh erneuert hatten, legten sie auf jedes Strohbündel eine Schlinge. Schließlich fing sich der Vogel. Die Mieter sperren ihn in einen Käfig ein. Doch der Vogel sang so schön, daß keine Musik über seinen Gesang ging. Da wollte ihn der Herr kaufen. Er bot den Mietern 100 Taler dafür. Diese jedoch dachten bei sich: „Wenn er so viel Geld für den Vogel bietet, so wird er gewiß noch mehr wert sein; wir müssen ihn zum Könige tragen, dort werden wir ihn noch besser verkaufen.“ Und der Mann nahm den Vogel und trug ihn weg. Auf dem Wege setzte er sich unter einen Strauch, um auszuruhen. Auf dem Strauche saß ein Vogel. Der fragte den Mann, wohin er gehe. „Ich trage einen Vogel zum König, um ihn dort zu verkaufen“, antwortete der Mann. „Weißt du, was du für ihn verlangen sollst?“ fragte ihn der Vogel weiter. „Nein, ich weiß nicht“, sagte der Mann. „Verlange kein Geld für ihn. Aber in dem Schloß ist eine alte Küche und in der Küche liegt ein alter Holzklotz. Verlange nichts anderes als diesen Holzklotz.“ So sprach der Vogel und der Mann ging weiter. Er kam zum König und zeigte ihm den Vogel. Dort wunderten sich alle über den Vogel, daß er so schön sang, und fragten den Mann, was er dafür verlange. „Ich will kein Geld,“ antwortete dieser, „aber in der alten Küche liegt ein Holzklotz, gebt mir diesen.“ Und man sprach zu ihm: „Sonderbar bist du, Mann, daß du nichts verlangst als ein solches Stück Holz.“ Und sie gaben ihm den Holzklotz. Er nahm ihn auf die Schulter und trug ihn und wußte nicht, was er damit anfangen solle. Als er an den Ort kam, wo er mit dem Vogel redete, fand sich dieser wieder ein und fragte den Mann, ob er wisse, was er mit dem Klotz tun solle. „Ich weiß nicht“, antwortete dieser. „Wenn du Hunger hast,“ sprach der Vogel, „so drehe den Klotz und du wirst auf ihm finden, was du begehrest<sup>1)</sup>.“ Und er drehte den Klotz und fand auf ihm, was er sich zur Stärkung wünschte. Dann ging der Mann weiter und begegnete einem Soldaten, der auf Urlaub ging. Der Soldat sprach: „Wenn du mir, Mann, diesen Klotz gibst, so gebe ich dir meinen Stock. Stichst du mit dem Stock in die Erde, so erscheinen drei Haiduken; sie werden dich fragen, was du begehrest und dir bringen, was du verlangst<sup>2)</sup>.“ Der Mann willigte ein. Der eine nahm sich den Klotz, der andere den Stock. Der Mann ging ein wenig weiter, stach dann mit dem Stock in die Erde und sofort sprangen drei Haiduken hervor und fragten, was der Herr verlange. „Kehrt um, fangt den Soldaten, prügelt ihn durch, entreißt ihm den Klotz und bringt ihn hieher.“ Und sie verschwanden sofort und taten, was ihnen der Mann befohlen. Hierauf ging er weiter und be-

<sup>1)</sup> Der Holzklotz vertritt hier die Stelle des „Tischlein deck dich“. Manchmal ist es auch ein Tischtuch. S. Kolberg: Serya XIV, S. 106.

<sup>2)</sup> Der Stock, mit dessen Hilfe man Soldaten schafft, ist auch sonst bekannt. S. Kolberg: Serya XIV, S. 107.

gegnete einem zweiten Soldaten. Der sprach zu ihm: „Wenn du mir den Klotz gibst, so gebe ich dir eine Geldtasche und in der Geldtasche befinden sich Erbsen. Öffnest du sie, so zerteilen sich die Erbsen, und so viel Militär du haben willst, so viel kommt aus ihnen hervor<sup>1)</sup>.“ Der Mann war einverstanden. Der eine nahm sich die Geldtasche, der andere den Holzklotz. Als der Mann ein Stück gegangen war, stach er mit dem Stock in die Erde. Die drei Haiduken sprangen hervor und fragten, was der Herr verlange. „Geht und fangt den Soldaten, prügelt ihn durch, entreißt ihm den Klotz und bringt ihn hierher.“ Und sie brachten ihn sofort. So hatte der Mann schon drei Dinge für den Vogel. Zu Hause angekommen, trat er ins Zimmer, warf den Holzklotz weg und sagte zu seiner Frau: „Hier hast du für den Vogel, Frau.“ Da begann sie zu fluchen: „Geh mir zum Teufel damit, solche Klötze habe ich hier genug auf dem Hofe, du brauchst mir nicht noch Holz aus so weiter Welt herbringen. Woher du's genommen, dorthin trage es zurück.“ Aber als er ihr zeigte, was der Klotz bringt, war sie freudig. Der Herr jedoch zürnte seinen Mietern, weil sie ihm den Vogel nicht verkaufen wollten. Er wollte sie aus seinem Hause hinausjagen und befahl dem Manne, zu ihm zu kommen. Der Mann aber ließ ihm sagen, daß dieser es ebensoweit zu ihm habe, wie er zu diesem. Der Herr wurde über die scharfe Absage wütend; er setzte sich aufs Pferd und ritt hin, um den Mann durchzuprügeln und hinauszujagen. Als er dort angekommen war, begann er den Mann zu prügeln. Der stach mit dem Stock in die Erde. Die drei Haiduken sprangen hervor und fragten: „Was verlangt der Herr?“ „Geht und fangt den Herrn; prügelt ihn durch und werft zuerst ihn und dann sein Pferd bis in sein Haus.“ Da wußte der Herr nicht, was er mit dem Manne tun sollte. Denn jedesmal, wenn er ihn zu ermorden suchte, prügelte ihn der Mann durch. Da schrieb er dem König, er möchte ihm Militär senden. Der König schickte ihm ein Regiment. Und der Herr begab sich mit den Soldaten zu dem Manne. Aber wenn er ein Regiment Soldaten hatte, so hatte der Mann bald zehn Regimenter. Denn er öffnete die Geldtasche und aus den Erbsen kamen zehn Regimenter hervor. Der Herr bekam Schläge und wurde vernichtet. Darauf veranstaltete der Mann ein großes Fest. Der ganze Besitz des Herrn gehörte nun ihm.

### Die Rosenstadt<sup>2)</sup>.

Es war einmal ein Müller, ein reicher Mann. Jeden Frühling fuhr er irgendwohin ans Meer, um Fische zu holen. Und immer kaufte er für

<sup>1)</sup> Die Tasche, durch die man soviel Militär erlangt, wie man sich wünscht, kehrt oft in den Märchen wieder. S. Kolberg: Serya XIV, S. 114. — Meistenteils haben Schwerter diese Eigenschaft. Vgl. Kolberg: Serya VIII, S. 33. Kolberg: Serya XIV, S. 114. Vgl. auch das Märchen: „Von einem Soldaten, dem der Herr Jesus ein Täschchen schenkte.“

<sup>2)</sup> Das Märchen stammt aus Sucha, einem Dorf im Fürstentum Teschen, und ist erzählt von Malinowski in „Materyaly antrop.-arheol. i etnogr.“, Bd. IV, Teil II, S. 73.

fünf Wagen Fische. Einmal kam er wieder wegen der Fische. Wenn die Fischer für ihn die Netze auswarfen, konnten sie niemals etwas fangen. Er brachte dort einige Tage zu und verfütterte alles Geld, was er bei sich hatte. Schon mußte er Not leiden. Da kam ein unbekannter Mensch zu ihm und sagte: „Wenn du mir das gibst, wovon du zu Hause nichts weißt, wird man morgen genug Fische für dich fangen<sup>1)</sup>.“ Da dachte sich der Müller: „Ich weiß doch von allem zu Hause, und wovon ich nicht wissen sollte, darum wird es mir auch nicht gehen.“ Und er versprach es dem Unbekannten. Am folgenden Tage fing man für ihn so viel Fische wie er brauchte. Und er fuhr nach Hause. Inzwischen aber wurde ihm zu Hause ein Söhnchen geboren und er hatte sich dort schriftlich verpflichtet, dem Manne das zu geben, wovon er nicht weiß. Dieser hatte ihm noch gesagt, er werde es in 18 Jahren abholen. Der Müller schickte den Sohn auf die Schule, er sollte Priester werden. Kam der Sohn von der Schule nach Hause, so war der Vater immer sehr traurig. Und als er schon älter war, fragte er seinen Vater, warum er so traurig wäre. Doch der Vater verriet es ihm nicht. Eines Tages kam der Sohn zu dem Dorfpriester, der ihn sehr liebte. Während er sich mit ihm unterhielt, sprach er zu ihm: „Was könnt ich dir nur geben? Geld brauchst du nicht, denn dein Vater hat genug, aber ich gebe dir ein Buch; wenn du es bei dir trägst oder daraus liest, darf dich der Teufel, auch wenn du ihm verschrieben wärest, nicht holen und wird es auch nicht tun.“ Als er 18 Jahre alt wurde, befand er sich zu Hause. Nachts kam ihn der Teufel holen. Es entstand ein großer Lärm und alle erschrakten. Doch schliefen sie wieder ein, nur der Sohn blieb wach und las aus dem Buche, das ihm der Priester geschenkt hatte, solange, bis er auch schläfrig wurde und einschlief. Da nahm ihn der Teufel doch, trug ihn zwischen Berge und verließ ihn dort, weil er ihn nicht weiter tragen durfte. Der Jüngling erwachte und wußte nicht, wo er sich befand. Er stand jedoch auf und ging. An einer Stelle fand er schließlich eine Tür, öffnete sie und trat ein. Dort waren drei Prinzessinnen und als vierte ihre alte Mutter. Da freuten sie sich sehr, daß sie einen Menschen erblickten, denn seit langen Zeiten schon hatten sie keinen Menschen gesehen. Und sie wollten ihn nicht von sich lassen, sondern sagten zu ihm: „Wenn du hier drei Nächte aushältst, ohne zu

<sup>1)</sup> Das Motiv des Versprechens von dem, wovon man nicht weiß, kehrt in den polnischen Märchen oft wieder. In einem Märchen aus Modlnica in Galizien bleibt ein Herr mit seinem Wagen in einem Sumpf stecken. Ein Mann verspricht ihm zu helfen, wenn er ihm das zu geben verspricht, wovon er zu Hause nichts weiß. Der Herr ist damit einverstanden. Bei seiner Rückkehr erfährt er, daß ihm seine Frau unterdessen einen Sohn geboren hat. Der Sohn wird Priester und befreit seinen Vater aus der Hölle. S. Kolberg: Serya VIII, S. 122 f. — In einem anderen Märchen aus Morownica in Posen bleiben Kaufleute mitten im Meer mit ihren Schiffen stecken. Sie haben nichts mehr zu essen, einer von ihnen soll getötet werden. Da kommt ein riesiger Vogel geflogen und sagt zu dem Kaufmann, der getötet werden soll, er werde ihm helfen, wenn er ihm das zu geben verspricht, wovon er zu Hause nichts weiß. Auch ihm ist unterdessen ein Sohn geboren. S. Kolberg: Serya XIV, S. 77 f. Vgl. auch die Abhandlung von Karłowicz in „Wisła“, Bd. II, S. 804 f., Bd. III, S. 102 f.

sprechen, wirst du es nachher gut haben, du und wir. Große Angst wirst du ausstehen, aber fürchte nichts, es wird dir nichts geschehen.“ Hierauf gaben sie ihn in ein besonderes Zimmer. In der ersten Nacht, als es zehn Uhr war, erschienen drei Herren, brachten ein Licht, Karten und Geld mit und sprachen zu ihm: „Komm mit uns spielen.“ Doch er antwortete ihnen nicht und ging auch nicht zu ihnen. Sie sprachen weiter: „Warum gehst du denn nicht? Wenn du kein Geld hast, hier gibt es welches für dich.“ Aber er ging wieder nicht. Da wurden sie böse, daß er ihnen nicht gehorchen will, nahmen ihn vom Bett und warfen mit ihm herum vom Boden bis zur Decke, daß er kaum noch am Leben blieb. Als es zwölf Uhr wurde, verschwanden die Herren. Er blieb allein. Am Morgen kamen die Prinzessinnen und fragten ihn, wie es ihm ergangen sei. Er antwortete: „Sehr schlecht“ und erzählte ihnen, was mit ihm geschehen war. „Hast du nicht gesprochen?“ fragten sie ihn weiter. „Nein“, erwiderte er. So war es gut.

In der zweiten Nacht kamen wieder die drei Herren und forderten ihn ebenso wie in der ersten Nacht auf zu spielen. Aber er sprach nichts mit ihnen und ging auch nicht hin. Als sich die Zeit näherte, wo sie wieder verschwinden mußten, nahmen sie ihn vom Bett, zerrissen ihn in großer Wut in zwei Hälften und gingen fort. Des Morgens kamen die Prinzessinnen. Sie legten ihn schön zusammen und bestrichen ihn mit Salben. Und er ward wieder lebend so wie vorher. Sie fragten ihn, ob er nicht gesprochen. Als er geantwortet hatte, er habe nicht gesprochen, sagten sie zu ihm: „Wenn du noch die dritte Nacht kein Wort sprichst, wird alles gut sein.“

In der dritten Nacht erschienen wieder die drei Herren. Diesmal brachten sie nicht mehr die Karten mit, da er ja doch nicht mit ihnen spielen wollte. Dafür aber brachten sie ein Licht und einen Galgen. Lange stellten sie den Galgen auf und bereiteten den Burschen dafür vor. Denn sie glaubten, er werde doch wenigstens vor Furcht ein Wort hervorschreien. Einmal dachte er auch schon zu schreien, weil er doch Angst hatte. Aber er hielt sich doch zurück und schrie nicht. Als es zwölf Uhr wurde, verschwanden sie und er blieb gesund<sup>1)</sup>.

Bei Tagesanbruch fand er sich schon in einem Palast, nicht mehr in Bergen und Wäldern, sondern in einer prächtigen Stadt. Diese war vordem verwünscht und bekam durch ihn Hilfe. Und er wußte nicht, wo er war. Er nahm sich die älteste Prinzessin zur Gemahlin und wurde König der Stadt. Doch kannte er nicht den Namen der Stadt und wußte

<sup>1)</sup> In demselben Märchen aus Modlnica gelangt der erwachsene, dem Teufel ver-schriebene Sohn auf eine Insel zu einer verzauberten Prinzessin. Hält er drei Nächte aus, ohne zu sprechen, wird sie von der Verzauberung gelöst. Doch er hält die Qualen nicht aus, in der dritten Nacht schreit er vor Schmerzen auf. Die verzauberte Prinzessin schickt ihn fort. Mit Hilfe von „Siebenmeilenstiefeln“, einem Hut, der unsichtbar macht, und einer Peitsche, die er von einem Riesen erhält, befreit er die Prinzessin. S. Kolberg, Ser. XIV, S. 78 f. Die Erlösung von verzauberten Jung-frauen durch Schweigen ist auch sonst bekannt. Vgl. Kolberg: *ibid.* S. 83 f.

deshalb nicht, wo er sich eigentlich befindet. Da sagte die Prinzessin: „Diese Stadt heißt Rosenstadt.“

Eines Tages sprach er: „Ich möchte doch gern zu meinem Vater gelangen, um auch ihm zu sagen, wo ich mich befinde, doch weiß ich nicht, wie weit es ist.“ Und zu seiner Gemahlin sagte er: „Du wirst mit mir fahren.“ Sie aber entgegnete: „Ich fahre nicht mit, denn es ist sehr weit, aber ich gebe dir ein Pferd, welches dich in vierundzwanzig Stunden hinträgt, wenn du fahren willst. Doch darfst du dort nicht sagen, daß du hier eine Herrin hast. Denn wenn du sagst, du habest hier eine Herrin, wird dich das Pferd verlassen und du triffst nicht wieder zurück.“ Und so geschah es. In vierundzwanzig Stunden kam er zu seinem Vater und sagte ihm, daß er es ist. Er verweilte dort einige Zeit und erzählte, er sei in der Rosenstadt und daß es ihm gut gehe, daß es ihm aber einmal sehr schlecht ergangen sei, daß er sich in Bergen gefunden habe und nicht wußte, wo er war, daß es ihm aber jetzt gut gehe.

Eines Tages, als er Zeit hatte, ging er zu dem Herrn jenes Dorfes. Er wollte sich mit ihm unterhalten und erzählte ihm, er sei in der Rosenstadt gewesen und werde wieder zurückfahren. Aber der Herr riet ihm ab, nicht wieder hinzufahren, es sei ihm besser, unter den Seinigen zu bleiben. „Ich habe drei Fräuleins, du kannst dir eine von ihnen auswählen“, fügte er hinzu und ließ alle drei herbeiführen. Er aber antwortete: „Meine Herrin hat ein viel schöneres Fräulein als irgend eines von diesen ist.“ Dabei vergaß er, daß er es nicht sagen sollte.

Als er nach Hause kam, war kein Pferd mehr da und er sorgte sich sehr, wie er in die Rosenstadt gelangen könnte. Er raffte sich zusammen und ging, indem er zu sich selbst sagte: „Ich werde so lange umhergehen, bis ich doch schließlich hintreffe.“ Doch er gelangte in einen großen Wald und irrte dort sieben Jahre umher. Einmal erblickte er schließlich in dem Walde ein Feuer und er ging hin. Dort schliefen zwölf Räuber an dem Feuer. Nur einer schlief nicht, der das Feuer unterhielt. Und er begann mit ihm eine Unterhaltung: „Ich irre schon lange hier herum und kann kein Ende finden, jetzt werde ich schon bei euch bleiben.“ Der Räuber war froh, daß ihrer mehr sein würden, nahm ihn gleich an und behandelte ihn schon als Kameraden.

An einem Baume hingen Stiefel. Er fragte den Räuber, was das für Stiefel wären, da doch alle ihre Stiefel anhätten. Dieser antwortete ihm wie einem Kameraden: „Wir haben da solche Stiefel zum schnellen Gehen. Wer sie anzieht und sagt: ‚He! Stieflein, hundert Meilen!‘ der macht hundert Meilen auf einen Schritt.“ Hierauf begann der Räuber einzuschlummern. Er sagte zu ihm: „Du schlaf dir nur ein, ich habe keinen Schlaf und werde für dich an deiner Stelle für das Feuer sorgen.“ Da schlief der Räuber dreist ein. Sogleich nahm er die Stiefel leise herunter, zog die seinigen aus und diese an und sprach: „He! Stieflein, hundert Meilen!“ Bald befand er sich außerhalb des Waldes, wo nur leere Felder waren mit einem einzigen Hause. In dieses Haus trat er ein. Dort befand sich nur eine alte Frau. Er bat sie, ihn dort bis morgen zu lassen. „Wohin gehst du?“ fragte sie ihn. „In die Rosenstadt,“ antwortete er, „weiß aber

selbst nicht, wo das ist.“ „Ich würde euch gern hier behalten,“ entgegnete sie, „aber mein Mann ist der Wind und wenn er sich sehr ausgeblasen hat, kommt er sehr böse nach Hause, doch, wenn der Tag ruhig ist, kommt er sehr gut zurück. Heute war ein ruhiger Tag.“ „Ich bleibe schon bis morgen hier, mag's sein, wie's will“, sagte er. Der Wind kam auch bald nach Hause und fragte, was da für ein Mensch wäre. Die Frau antwortete: „Das ist irgend ein fremder Mensch, der die Rosenstadt sucht und selbst nicht weiß, wo das ist. Wenn du es weißt, so bringe ihn dahin.“ Der Wind sprach: „Es scheint mir, daß ich über die ganze Welt gehe und blase, aber von einer Rosenstadt weiß ich nichts. Ich habe jedoch fünf Gesellen; ob es nicht einer von ihnen weiß<sup>1)</sup>?“ Er trat auf den Hof hinaus und pfiß. Bald kam einer von den Gesellen. „Weißt du nichts von einer Rosenstadt?“ fragte ihn der Wind. „Nein, ich weiß nichts davon“, antwortete der Geselle und ging wieder zu seiner Arbeit. Der Wind pfiß zum zweitenmal. Wieder erschien ein Geselle. Der Wind fragte ihn nach der Rosenstadt. „Ich weiß nichts“, antwortete dieser und ging fort. Der Wind pfiß zum drittenmal. Der dritte Gehilfe erschien. „Weißt du nichts von einer Rosenstadt?“ fragte ihn der Wind. „Nein, ich weiß nichts davon“, antwortete er. Der Wind pfiß nach dem vierten. Dieser kam und gab dieselbe Antwort. Er pfiß nach dem fünften. Dieser ist aber nicht da. Er pfiß zum zweitenmal. Dieser ist wieder nicht da. Er pfiß zum drittenmal. Da ist er und sagt etwas mit Ärger: „Was geht denn hier vor sich, daß ein Bote nach dem anderen hinter mir herläuft; ich war bis in der Rosenstadt und das sind fünfhundert Meilen. Dort habe ich den Getreidedreschern versprochen, ihnen morgen früh um fünf Uhr zu blasen; sie baten mich darum, weil sie gern ihr Getreide zeitig auswerfeln möchten, um sich dann eine Hochzeit anschauen zu können. Es sei eine prächtige Hochzeit, die Königin werde sich vermählen.“ Da sagte zu ihm der Wind: „Diesen Menschen hier wirst du mir dorthin bringen.“ Es sollte sich gerade eine Herrin verheiraten, weil er ja schon so lange fern war. — Sie schliefen noch ein wenig, denn der Wind sagte, sie würden um so viel weniger auch noch vor fünf Uhr dort sein. Als sie aufgestanden waren, sagte der Geselle dem Menschen: „Wollen wir also gehen. Setze dich auf mich, ich werde dich tragen, denn wir werden schnell gehen.“ Der aber antwortete: „Warum sollt ich dich abquälen, ich kann ja vor dir hergehen. Zeige mir nur, in welcher Richtung wir gehen, nach hundert Meilen werde ich dich abwarten.“ Er hatte nämlich die Stiefel. „He! Stiefel, hundert Meilen!“ sagte er und wartete danach auf den Wind. Als ihn dieser einholte, machte er wieder hundert Meilen und wartete auf ihn. Nach dem zweiten Einholen legte er wieder hundert Meilen zurück und so weiter, bis sie vierhundert Meilen hinter sich hatten. Da sagte der Wind zu ihm: „Lauf du nicht so, denn ich muß hinter dir her

<sup>1)</sup> Der Wind als Allwissender kommt auch sonst in den Märchen vor. In einem Märchen aus Morownica in Posen sucht die Schwester ihre zu Raben verzauberten Brüder und kommt zum Mond, zum Frost und schließlich zum Wind, der den Aufenthaltsort ihrer Brüder weiß. S. Kolberg: *ibid.* S. 18 f.

und du weißt nicht, was für ein Schaden hinter uns geschieht. Treff ich auf einen Wald, muß ich ihn bei dieser Eile umwerfen; treffe ich auf einen Hof oder ein Schloß, alles werf ich um; treffe ich auf eine Stadt, laß ich wenig übrig. Und jetzt ist diese Stadt schon nahe, setze dich auf mich, damit wir langsamer gehen.“ Sie waren noch vor fünf Uhr dort. Der Wind kümmerte sich um seine Arbeit und er ging in die Küche seiner verlassenen Herrin und meldete sich dort: Er suche eine Stelle als Jäger und sei ein wandernder Jäger. „Wartet ein wenig,“ sagte die Dienerin, „ich gehe zu der Herrin.“ Sie ging und sprach zu ihr: „Es ist ein Mensch da, der sucht eine Stelle als Jäger und würde gern hier bleiben, und er hat einen solchen Ring wie Sie.“ „Er soll etwas warten, bis ich einmal Zeit habe“, entgegnete die Herrin. Als sie Zeit hatte, kam sie zu ihm, erkannte ihn aber nicht, wunderte sich nur sehr über den Ring, denn ihr Name war darin eingraviert. So fragte sie ihn: „Woher habt Ihr, Mensch, diesen Ring genommen?“ „Du weißt doch, wem du ihn gegeben hast“, antwortete er. „Ich gab ihn meinem Herrn, aber das ist schon länger her wie sieben Jahre.“ „Dem du ihn gegeben, der hat ihn.“ „Na, bist du denn mein Herr?“ „Natürlich bin ich’s.“ „Wo warst du denn so lange?“ „Wenn ich einmal Zeit habe, werde ich dir’s sagen, denn darüber ist viel zu sagen.“ Und sie erzählte ihm, daß sie heute einen anderen nehmen sollte. „Aber es ist gut, daß du noch beizeiten gekommen bist, wir werden das alles anders einrichten.“ — Als sich ihre Hochzeitsgäste am Tische versammelt hatten, ließ sie den Jäger herbeirufen und sagte, er sei ein geschickter Mensch, sie werde ihn in Dienst nehmen und wolle ihn auch unter ihren Gästen ehren. Und sie befahl ihm an den Tisch zu setzen, an dem sie saß. Hierauf gab sie den Herren, die dort saßen, folgendes Rätsel auf oder bat sie um Rat: „Ich ließ mir schon vor einigen Jahren ein sehr prächtiges, silbernes Schloß bauen und einen goldenen Schlüssel dazu machen. Aber der Schlüssel ging mir verloren. Da ließ ich mir einen anderen Schlüssel machen und der alte fand sich jetzt wieder. Nun urteilet, welchen Schlüssel ich gebrauchen soll, den alten oder den neuen?“ Alle sprachen: „Selbstverständlich ist besser der alte, der zusammen mit dem Schloß gemacht ist. Sicherlich kommt es ihm mehr zu als dem, der später gemacht worden ist.“ Auch ihr neuer Herr, der zu ihr kommen sollte, urteilte so. Hierauf offenbarte sie die ganze Angelegenheit. „Dieser ist derjenige, den ich vor einigen Jahren verloren habe,“ sagte sie und zeigte dabei auf den Jäger, „und jetzt hat er sich wiedergefunden. Also soll er bleiben, das ist der alte Schlüssel und du neuer, du wirst fortgehen.“ — Und nun schossen sie aus Kanonen und machten ein ganzes Manöver. Und ich ging dabei herum und schaute dem zu. Ein Kanonier sagte zu mir: „Was willst du denn hier?“ Ich antwortete ihm nicht, da ich nichts wollte. Da sprach er: „Da du mir nichts antwortest, werde ich dir antworten, ich werde mir schon Rat wissen mit dir.“ Er nahm mich, steckte mich in eine große Kanone, stopfte mich mit einem Stück Rasen zu und schrie dann: „Feuer!“ Und sofort entstand Feuer, es schoß und brachte mich hierher nach Sucha.

---

### Die vier geschickten Brüder<sup>1)</sup>.

Es war einmal ein Häusler, der hatte vier Söhne. Als diese erwachsen waren, sagte der älteste von ihnen: „Vater, wir müssen in die Lehre gehen, ladet die Nachbarn ein, veranstaltet ein Mahl für uns, wir gehen in die Lehre.“ Also lud der Vater die Nachbarn ein und den Taufpate. Nach dem Mahle sagte der Taufpate zu dem Ältesten: „Junge, was willst du lernen?“ „Ich will alles wissen.“ „Und du, zweiter, was willst du lernen?“ „Ich will alles ausbessern können.“ „Und du, dritter, was du?“ „Ich will Jäger werden.“ „Und du, vierter, was willst du lernen?“ Der wollte es nicht sagen. Da fragte ihn der Taufpate zum drittenmal; doch der sagte es nicht und der Pate sprach: „Auch wenn er ein Dieb werden sollte, ich würde ihn geben.“ Die Eltern weinten. Der Pate aber sagte: „Wer stehlen kann, der kann auch verwahren.“

Nach vierzehn Tagen sagte der Älteste zum Vater: „Vater, wir gehen in die Lehre für sieben Jahre.“ Sie gingen und kamen in einen Wald. Dort waren vier Wege. Der Älteste sprach: „Gehen wir jeder auf einem Wege und nach sieben Jahren treffen wir uns an dieser Stelle wieder.“

Nach sieben Jahren versammelten sich alle vier an derselben Stelle. Sie gingen zu ihrem Vater. Der Älteste sprach: „Vater, Ihr seid arm, wir wollen jeder sein Handwerk zeigen. Hier ist eine Krähe, hat Eier und sitzt auf ihnen. Du, Dieb, gehst hin und stiehst ihr ein Ei.“ Der Dieb ging hin, stahl das Ei und brachte es. „Jetzt sollst du, Jäger, danach schießen.“ Sie legten das Ei auf ein Brett und es war nur so groß zu sehen wie eine Erbse. Der Jäger schoß und es zersprang in Stücke. Sie brachten das Brett mit dem Ei. „Jetzt sollst du, der du alles ausbessern kannst, das Ei wieder ganz machen.“ Derjenige, der alles ausbessern konnte, sammelte die Stücke, legte sie zusammen und das Ei war wieder ganz. „Jetzt sollst du es, Dieb, der Krähe zurücktragen und mache ein Zeichen darauf.“ Dieser bezeichnete es. Das Ei wurde zur Krähe ebenso wie die anderen. Auf diese Weise hatten die Brüder ihrem Vater ihr Meisterstück gezeigt.

Es war ein König; der hatte eine Prinzessin. Eine Bestie raubte sie ihm und brachte sie in ein Schloß auf einer Insel. Der König und die Königin wehklagten um sie und waren traurig. Da sagte der älteste von den Brüdern: „Vater, wir können nicht hier bleiben, denn Ihr leidet Not. Unserem Könige ist die Prinzessin verloren gegangen. Wir wollen zu ihm gehen und suchen, bis wir sie finden, damit wir auch gut auf der Welt leben können.“ Also machten sich die vier Brüder auf zum König und meldeten sich bei ihm. Derjenige, der alles wußte, sagte zu ihm: „Durchlauchtigster König, Ihnen ist die Prinzessin verloren gegangen, wir möchten sie gern zurückbringen.“ Der König antwortete: „Wenn ihr sie zurückbringt, ist das Königreich euer.“ Darauf derjenige, der alles wußte:

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Eiglau, einem Ort im Kreise Leobschütz in Oberschlesien, und ist erzählt von Malinowski in „Materyały antrop.-archeol. i etnogr.“ Bd. V, Teil II.

„Durchlauchtigster König, Sie müssen uns ein Schiff geben, Lebensmittel für ein Vierteljahr und ein Kopfkissen ohne Federn.“ Der König gab ihnen alles und vier Gewehre. Die vier Brüder segelten ab. Als sie unfern des Schlosses waren, sagte der, der alles wußte: „Wir müssen noch warten, denn die Bestie ist auf dem Lande.“ Als die Bestie zurückkam, mußte sie die Prinzessin lausen. Sieben Jahre lang hatte die Prinzessin keinen Menschen gesehen. Derjenige, der alles wußte, sagte zu dem Dieb: „Die Bestie ist schon zu Hause, er hat sie schon gelaust. Nun hole du, Dieb, die Prinzessin, nimm das Kissen, lege es der Bestie unter den Kopf, nimm die Prinzessin an der Hand und beeile dich auf das Schiff zu kommen, ehe er aufwacht.“ Der Dieb ging also sie zu holen. „Und beeile dich“, sagte ihm noch einmal der, der alles wußte. Der Dieb kam in das Gemach, wo sich die Prinzessin befand. Sie sah nach sieben Jahren zum erstenmal einen Menschen. Sie freute sich so sehr, daß sie am ganzen Körper zitterte, winkte ihm zu, er solle hinausgehen, weil ihn die Bestie, wenn sie erwachte, verschlingen würde. Aber er machte sich nichts daraus, sondern ging zu ihr, nahm sie bei der Hand und führte sie so schnell wie möglich auf das Schiff. Dort angelangt, fuhren sie schnell nach Hause. Die Bestie wachte auf und lief der Prinzessin nach. Da sagte der, welcher alles wußte: „Er läuft schon“, und zu dem Jäger: „Er ist schon nahe.“ Der Jäger schoß, Rauch entstand, aber er tötete ihn nicht. Die Bestie verfolgte sie. Der Jäger nahm die zweite, die dritte und die vierte Flinte und schoß alle vier ab. Die Bestie war getroffen, aber sie stieß noch gegen das Schiff, daß ein Loch ausgeschlagen wurde und Wasser hineindrang. Doch der, welcher alles ausbessern konnte, hatte schon alles bereit, er besserte das Schiff aus, hielt das Wasser auf und sie segelten nun ohne Gefahr nach Hause.

Nach einem Vierteljahr fuhr der König mit der Königin den vier Brüdern entgegen. Als sie das Schiff erblickten, waren sie froh, sahen aber die Prinzessin nicht. Die vier Brüder winkten dem König, er solle nach Hause fahren. Sie selbst fuhren auf dem Meere bis an das Königsschloß. Hier stiegen sie aus, nahmen die Prinzessin an der Hand und führten sie bis ins Schloß. Der König und die Königin waren sehr froh, daß sie die Prinzessin zurückerhielten. Sie veranstalteten ein großes Fest und luden auch andere Könige dazu ein. Nach dem Mahle sagte der König: „Meine Prinzessin, nimm dir den, welchen du willst, er soll König sein und du Königin.“ Die Prinzessin nahm sich den Dieb. Er wurde König und seine Brüder wurden Minister. Den Vater und die Mutter nahmen sie zu sich.

### Die böse und die gute Stunde<sup>1)</sup>.

Ein Schweinehändler trieb seine Ware von einem Jahrmarkt zum anderen, von einer Stadt zur anderen. Eines Tages, als er mit seinen Schweinen in einen großen Wald kam, fiel der Wolf unter sie und zer-

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus der Gegend von Andrychów und ist erzählt von Gonet in „Materyały antrop.-archeol. i etnogr.“, Bd. IV, S. 258.

streute sie über den ganzen Wald. Der Händler suchte die Schweine zusammenzutreiben, konnte es aber auf keine Weise erreichen. Er jammert und schreit und trifft einen Greis, der ein Zauberer ist, und bittet ihn, er möchte ihm helfen, die Schweine zusammenzutreiben. Der Greis piff nur und alle Schweine liefen zusammen. Dann aber sagte er zu dem Händler: „Für das Kunststück, das ich dir gemacht habe, sollst du mir einen Jüngling bringen von zwanzig Jahren, der muß mir sagen, welche Stunde gut und welche böse ist.“ Der Händler war damit einverstanden und schwur dem Greis, daß er es tun werde.

Der Alte ging in den Wald, der Händler auf den Jahrmarkt. Nach einem Jahre kam er auf denselben Weg, auf dem sich seine Schweine zerstreut hatten und fand dort einen kleinen, sehr schönen Knaben. Er erbarmte sich seiner, nahm ihn mit sich und zog ihn auf wie sein eigenes Kind. Er schickte ihn auf Schulen und freute sich sehr über ihn. Doch der Knabe bemerkte, daß sein Beschützer jedesmal, wenn er mit ihm sprach, sehr traurig war. Er wurde nämlich sofort traurig, wenn er sich nur erinnerte, daß der Jüngling bald 20 Jahre alt sein wird. Und der Knabe fragte ihn, warum er so traurig ist. Er erzählte ihm allmählich alles und der Jüngling entgegnete: „Ich werde in die Welt gehen und mich dort nach der bösen und guten Stunde erkundigen.“

Und er machte sich auf und ging. Als er durch einen Wald schritt, sah er, wie sich auf einem Strauche zwei Elstern um einen Apfel stritten. Er fragt sie: „Warum streitet ihr denn so um den einen Apfel, teilet ihn unter euch und ihr werdet in Frieden leben.“

Doch die Elstern antworteten ihm: „Wir müssen uns schon so streiten, denn das ist unsere Bestimmung; vielleicht weißt du, wie lange wir uns noch hier streiten werden?“ „Nun, vielleicht eine Stunde“, sagte der Jüngling und ging weiter. Während er so weiter schritt, begegnete er einem Alten mit grauen Haaren, der zur Hälfte in die Erde eingegraben war. Der Alte tat ihm leid und er sagte zu ihm: „Alterchen, warum sitztest du so, ich will dich ausgraben.“ Doch der Alte entgegnete: „Mein Sohn, das könntest du nicht tun, denn ich muß schon hier so sitzen, aber warum, das sage ich dir nicht, denn es gibt ja auch nichts zu sagen. Doch sage mir, was du hier suchst.“ „Die böse und die gute Stunde“, sagt zu ihm der Jüngling. Darauf der Alte: „Höre nur gut zu, mein Sohn. Auf dem Wege triffst du einen Hof, dort trittst du ein, nimm aber drei Klumpen Erde unter mir und bewahre sie dir auf, anders würdest du bis zur Ewigkeit in den Hof nicht hineinkommen.“ Und es nahm sich der Jüngling drei Klumpen Erde und ging weiter. Unfern erblickte er einen Hof. Der war ganz erleuchtet, denn dort wohnte ein Zauberer und bei ihm ist es auch am Tage dunkel, deswegen muß er immer Licht brennen. Als er dort eintrat, stand vor ihm eine Herrin, er küßte ihr die Hand und sie fragte ihn, was er will. So erzählte er ihr denn alles: von seinem Vater und den Schweinen, von den Elstern und dem Alten, von der guten und bösen Stunde. Da ließ ihn die Herrin sich unter dem Bett ihres Herrn im Zimmer verstecken und sagte zu ihm so: „Mein Herr ist ein Zauberer

und ich diene bei ihm; aber du tust mir leid; sitze unter dem Bett ruhig, denn wenn er dich erblicken würde, müßtest du in seinen Diensten bleiben und wer weiß, vielleicht könnte er dich auch erwürgen.“ Der Jüngling hörte es gut an und lag.

Nach einer Weile kam der Herr zurück, setzte sich an den Tisch und fragte die Dienerin, ob sie sich gut ausgeschlafen habe, während er fort war und was sie träumte. Er kratzte sich in seinem rauhen Bart, sah auf sie mit seinen bleiernen Augen und wartete. Die Dienerin hatte sich sehr erschrocken, antwortete ihm aber so: „Ich hatte einen merkwürdigen Traum und ich kann ihn nicht verstehen.“ „Nun, sage mir ihn nur, ich werde dir sofort alles auslegen.“ „Ich träumte, ich hätte einen schönen Jüngling gesehen, der mir erzählte, wie seinem Vater ein Wolf die Schweine im Walde zerstreut hätte und wie ein Herr nur einmal pfiß und alle Schweine sofort wieder zusammenliefen.“ „Du hast gut geträumt, der Herr war ich selbst, aber das ist schon zwanzig Jahre her“, so sagte ihr der Zauberer. „Und was hast du noch mehr geträumt?“ „Ich sah zwei Elstern, die sich um einen Apfel stritten und sich nicht versöhnen konnten; und dann erblickte ich einen furchtbaren Menschen, der zur Hälfte in der Erde vergraben war und sich auf keine Weise herausarbeiten konnte; er fragte mich, welche Stunde gut ist und welche böse. Ich konnte ihm darauf nicht antworten, sondern fürchtete mich schrecklich, begann zu fliehen und wachte auf.“

Der Zauberer lächelte häßlich und sagte zu ihr: „He, he, du hast sonderbar geträumt und das ist eine Wahrheit auf der Welt. Die beiden Elstern sollen sich bis zum jüngsten Gericht um den Apfel streiten, denn auf dieser Stelle vererbte ein Vater seinem Sohne den Grund und Boden und übertrug ihm eine Zahlung für die Kirche, doch der Sohn bezahlte nicht das, was der Vater für die Kirche geopfert hatte. Wenn sich so einer finden würde, der den Apfel zerschneiden, daraus drei Kerne nehmen und einen Kern für die Kirche, einen für die eine Elster und einen für die zweite geben möchte, würden sie aufhören, sich zu streiten; denn der für die Kirche bestimmte Kern würde sich in das Geld verwandeln, welches der Vater für die Kirche bestimmt hatte. Aber wo sollte sich so einer finden? Der Mann in der Erde wird dort auch bis zum jüngsten Gericht sitzen. Er sollte eigentlich hier sein, wo ich sitze, aber da i c h hier bin, kann e r nicht hier sein. Doch wenn jemand drei Klumpen Erde unter ihm nehmen und auf mich werfen würde, ginge ich auf den Grund der Hölle und er käme hieher und wäre glücklich. Aber wo sollte sich so einer finden? Und die gute Stunde ist diejenige, in welcher der Mensch geboren wird, dann eine geschickte Hand für alles hat und es ihm auf Erden gut geht. Die böse Stunde ist diejenige, in welcher ein Mensch geboren wird, dann kein Glück hat und es ihm furchtbar schlecht ergeht. Nun, so habe ich dir deinen Traum schon ausgelegt. Aber ich will dir noch eines sagen. Weißt du, woher du zu mir kamst? Man hat dich geraubt, als du klein warst; aber wenn jemand die drei Klumpen Erde auf mich werfen würde, würdest du von hier gerettet. Doch niemand

kann hieher kommen und du hast nicht die Macht, vor die Tür zu treten.“

Die Dienerin schmeichelte ihm und sagte, sie würde nirgends von ihm fortgehen, denn er sei ihr hier gut. Der Zauberer ließ sich das Abendessen geben, aß es auf, legte sich ins Bett und schlief.

Die Dienerin war im anderen Zimmer und fürchtete sich sehr vor dem, was mit dem Jüngling geschieht. Als dieser unter dem Bette alles gehört hatte, was ihr der Zauberer erzählte und als er vermutete, daß dieser schon fest schläft, kroch er leise hervor und warf schnell die drei Klumpen Erde auf den Zauberer. Und wißt ihr, was geschah? Ein Brüllen, ein Brausen, ein Krachen, Teufel kamen gefahren, um den Zauberer zu holen; sie klirrten mit den Ketten, schmiedeten seine Seele in Fesseln und fuhren ihn auf den Grund der Hölle. Und von seinem Körper blieb nur ein Haufen schwarzen Pechs übrig. Während des furchtbaren Geräusches kam die Dienerin aus dem anderen Zimmer und hielt sich fest an der Hand des Jünglings. Nach einer Weile kamen Engel gefahren und brachten den Alten aus der Erde. Sodann verschwanden sie.

Der Alte dankte dem Jüngling, daß er ihn erlöst hatte und erklärte der Dienerin erst jetzt genau, wer sie sei. Sie war eine Königin. Der Alte nahm aus dem Kasten des Zauberers einen Ring. Mit diesem hat man sie geraubt. Sie spielte gerade mit dem Ring. — Der Jüngling wollte zu seinem Vater gehen und ihm alles erzählen. Aber die Königin begann ihn zu bitten, er solle zu ihrem Vater gehen, damit er sie abhole. Und sie gab ihm als Erkennungszeichen den Ring. Der Alte riet ihm, er solle sich nicht fürchten, sondern mutig gehen.

Er ging. Zuerst kam er an den Ort, wo der Alte vergraben war. Dort befand sich ein Brunnlein. Er geht zu den Elstern, die sich auf dem Strauch stritten, nimmt ihnen den Apfel, zerschneidet ihn, verteilt die Kerne und die Elstern hörten auf zu streiten und verschwanden. Das waren die Seelen des Vaters und des Sohnes. Das Geld brachte er in die Kirche. Auf dem Wege trat er in das Haus seines Vaters und erzählte ihm alles. Der Alte freute sich sehr und zeigte ihm den Weg zum König, denn er kannte ihn am besten, weil er sehr weit auf Jahrmärkte fuhr. Der Jüngling erzählte von neuem alles dem König und zeigte ihm den Ring. Der König erkannte ihn als den, mit dem seine Tochter spielte, als sie geraubt wurde. Sofort ließ er drei Paar Pferde anspannen und sie fuhren zu dem guten Alten. Als sie dort ankamen, trafen sie die Königstochter betend vor den Heiligenbildern. Groß war die Freude, als der König seine Tochter erblickte. Sie nahmen von dem Alten herzlichen Abschied und fuhren zurück nach Hause. Zwei Wochen lang wurden im Königspalast Bälle gefeiert, man aß, trank, Musik spielte, und die Königin vermählte sich mit dem Jüngling, weil er ihr gefiel und sie erlöste. Und der König trat ihnen die Hälfte seines Reiches ab.

---

## Der nackte Knabe<sup>1)</sup>.

Eine Jungfrau gebar einen Knaben. Sie trug ihn in den Wald und legte ihn neben eine Bärenhöhle hin. Die Bärenmutter kam heraus, nahm den Knaben, zog ihn in die Höhle und ließ ihn an ihrer Brust trinken. So wuchs das Kind auf. Einmal, als der Knabe schon ziemlich groß war, ging er in die Welt hinaus. Da sah er eine Eiche, packte sie und riß die Rinde von ihr herunter. „O, noch bin ich schwach“, sagte er und ging in die Höhle zurück. Nach längerer Zeit verließ er wiederum die Bärenhöhle, packte die Eiche und riß sie aus. „O! schon bin ich ziemlich stark, jetzt muß ich in die Welt hinaus!“ — Und der Knabe geht, geht und begegnet dem Prinzen Karl, der hinter das Meer zu einer verzauberten Königstochter fuhr, die er heiraten sollte. Der nackte Knabe trat ihm in den Weg und wollte nicht ausweichen. Der Kutscher mußte die Pferde anhalten. Und der Knabe spricht: „Prinz Karl! Du wirst dort nichts erreichen, wo du hinfährst, du wirst dich mit der Königstochter nicht verheiraten, wenn du mich nicht mitnimmst.“ — Prinz Karl verwunderte sich sehr darüber, daß der Knabe weiß, wohin er fährt und nahm ihn auf den Wagen. Auf der Fahrt fordert ihn der Knabe auf, er solle sich drei silberne Kugeln gießen und sie weihen lassen. Prinz Karl tat es; dann fahren sie weiter. Sie gelangen in einen Wald. Hier hauen sich zwei Teufel. „O, warum haut ihr euch denn?“ fragt sie der nackte Knabe. „Wir hauen uns um eine Decke, die uns der Vater geschenkt hat. Wenn man diese Decke aufs Meer legt, so kann man über dasselbe wie über einen trockenen Weg fahren.“ „Nun, ich will euch versöhnen; wer mir die Kugel bringt, die ich abschiesse, dem soll die Decke gehören<sup>2)</sup>.“ Und er schoß eine der geweihten Kugeln ab. Die Teufel liefen ihr nach, fanden sie, aber keiner konnte die Kugel in die Hand nehmen, denn sie war geweiht. Sie machten sich davon und der Knabe nahm sich die Decke. Etwas weiter trafen sie wieder zwei Teufel. Diese kämpften miteinander um ein Schwert, mit dem man jeden Baum auf einem Hieb durchschneiden konnte, selbst wenn er von Diamanten gewesen wäre. Der Knabe versöhnte sie auf dieselbe Weise und nahm sich das Schwert. Hierauf begegnen sie noch einmal zwei Teufeln, die sich wegen eines Hutes hauen. Wenn sich jemand den Hut auf den Kopf setzte, konnte er bis zur Kasse des Kaisers gelangen und sich Geld nehmen, ohne daß er gesehen wurde. Der nackte Knabe hatte noch eine Kugel; er schoß sie ab. Die Teufel konnten sie nicht berühren und er nahm sich den Hut. Schließlich ge-

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Dukli und Iwonicz, zwei Dörfern im Kreise Krosno, und ist erzählt von Schnaider im „Lud“, Bd. VII, S. 143 f.

<sup>2)</sup> Vgl. auch das Märchen „Von einer Königstochter, die in der Macht von Teufeln stand“, wo sich zwei Bauern um eine Feder streiten, die sich später als zauberkräftig erweist. Oft sind es auch Tiere, die sich um irgend etwas streiten, wie die zwei Elstern in unserem Märchen „Die böse und die gute Stunde“. In einem anderen Märchen aus Obornik in Posen streiten sich ein Hund, ein Löwe, ein Habicht und eine Ameise um einen Hasen. Ein vorbeiziehender Jäger schlichtet den Streit. Vgl. Kolberg: Serya XIV, S. 14.

langten sie zum Meere. Wie sollten sie hinüberfahren? Dampfschiffe gab es damals noch nicht. „Siehst du, Prinz Karl, daß du mich brauchst?“ Der Knabe breitete die Decke aus, und sie fuhren über das Meer. Bald kamen sie zu dem Schlosse, in dem die Prinzessin lebte. Drei Teufel wohnten im Innern der Prinzessin. Sofort sprachen diese: „Ganz andere Herren waren schon hier und haben sich nicht verheiratet; auch du, Prinz Karl, wirst nichts erreichen.“ „Wer weiß, vielleicht...“, sagte Prinz Karl. „Nun, du sollst mir bis morgen dreißig Paar Schuhe machen, und zwar müssen sie ganz genau so sein wie die, die ich an den Füßen habe; gelingt's dir nicht, so ist's um dich geschehen; du mußt dann sterben.“ Prinz Karl erschrak; denn wie sollte ihm das gelingen? Der Knabe sieht, daß er traurig ist: „Was fehlt dir, Prinz Karl?“ „O, das und das!“ antwortete er und erzählte ihm von dem Auftrag der Prinzessin. „O, was für ein Kunststück! Du hast morgen die Schuhe, fürchte dich nur nicht! Gehe jetzt und leg dich schlafen!“ Und der Knabe nahm den Hut und begab sich in die Gemächer der Prinzessin. Hier hatte sie in einem Schranke dreißig Paar Schuhe verborgen, von denen einer so aussah wie der andere. Er nahm sie und brachte sie dem Prinzen Karl, ohne dabei gesehen zu werden. Prinz Karl übergab die Schuhe am anderen Morgen der Prinzessin. Da sagte sie: „Oho! nun ist's aus mit mir. Aber führe mir noch ein zweites Kunststück aus! Im Garten steht ein alter Baum; haue mir ihn mit einem Schlege ab; gelingt es dir nicht, so ist's dein Tod!“ Prinz Karl wußte, daß der Knabe es ausführen kann; deshalb antwortete er: „Ich werde ihn nicht abhauen, doch ich habe einen Knaben, der es tun wird.“ „Nun gut!“ Der nackte Knabe ging in den Garten und schlug mit dem Teufelsschwerte den Baum mit einem Hiebe ab; der Baum aber war von Diamanten. „Nun, jetzt bin ich dein!“ sagte die Prinzessin. Doch der nackte Knabe kommt zum Prinzen und sagt ihm, er solle ihn, wenn er sein Leben erhalten wolle, in der Nacht beim Zusammenschlafen mit der Prinzessin in die Mitte legen. Der Prinz wollte es zuerst nicht tun. Da er aber sah, daß ihm der Knabe so viel Gutes erwiesen, willigte er schließlich ein. Um Mitternacht sprang die Prinzessin auf und wollte Karl erwürgen. Da schlägt ihr der nackte Knabe eins ins Gesicht, sofort fällt sie um, verfällt in Schlaf und ein Teufel verläßt ihre Seele. In der zweiten Nacht geschah das gleiche. Aber für die dritte Nacht wollte Prinz Karl dem Knaben nicht mehr erlauben, daß er mit ihnen schläft. Und der Knabe sagte zu ihm: „Nun, wenn du bei ihr drei Jahre lang Schweine hüten willst, dann habe ich nichts dagegen!“ Und so geschah es auch. In der Nacht stand die Prinzessin auf, ergriff das Schwert des Knaben, hieb ihm die Beine ab und trieb ihren Gemahl hinaus. Am anderen Morgen befahl sie ihm die Schweine zu hüten. Sie hatte nur noch einen Teufel in ihrem Innern und deshalb erwürgte sie den Prinzen nicht. Der nackte Knabe kriecht auf Händen aus dem Schloß hinaus und bleibt dann sitzen. Er sitzt und sitzt — da kommt ein Mensch daher, der keine Arme hat. „Warum sitzt du so hier?“ Der nackte Knabe erzählte ihm, was er erlebt hatte. „Nun, so setz dich auf mich, ich habe keine Arme,

du keine Beine, aber beiden zusammen wird es gut gehen.“ Und sie eilten davon. Bald kamen sie zu einem König. Der hatte eine wunderbar schöne Tochter. Sie erblickte die Beiden durchs Fenster und sagte es dem Vater. Dem König taten die beiden Krüppel leid; er ließ ihnen durch seine Tochter Geld geben. Da sagt auf einmal der Mann: „Weißt du was, ergreif du die Prinzessin, nimm sie auf deinen Rücken, ich laufe dann davon und sie ist unser.“ So geschah es. Der Knabe ergriff die Prinzessin, nahm sie auf den Rücken — und der Mann eilte davon und lief bis hinter das zehnte Königreich in einen Wald. Dort stand ein ödes Schloß, das voll von Reichtümern, aber von keiner Seele bewohnt war. In dem Schlosse ließen sie die Prinzessin zurück und begaben sich in die Welt hinaus, kamen aber jeden Abend wieder zurück. Die Prinzessin, welche anfangs kräftig war, wurde immer magerer und elender. Der Mann fragt sie, was ihr fehlt. Anfangs will sie es nicht sagen; erst als sie sie dringend bitten, spricht die Prinzessin: „O, ich würde es euch gern sagen, aber ich fürchte mich. Sobald ihr fortgegangen seid, kommt jedesmal jemand aus dem Brunnen heraus, er hat einen Bart, der ihm bis zum Gürtel reicht und saugt immer an mir; deshalb bin ich so elend.“ „Fürchte dich nicht.“ Sie gingen beide zusammen an den Brunnen, nahmen einen Pfahl, schlugen ihn neben dem Brunnen ein und warteten. In dem kommt die elende Gestalt mit dem Bart emporgekrochen. Der nackte Knabe packt sie am Bart, wickelt ihn um den Pfahl und fängt an, ihn zu prügeln. Und der Alte fleht sie an: „Schlagt mich nicht, schlagt mich nicht, ich will euch zu dem belebenden Wasser führen, denn ihr seid Krüppel; dort werden euch die Glieder wieder wachsen.“ „Du führst uns wirklich hin?“ „Ja, ich führe euch hin!“ Der Mann ohne Arme befahl dem Knaben, den Alten auf seinen Rücken zu nehmen. Dann brachen sie auf. Sie kamen zu einem Fluß. „Hier ist das belebende Wasser; laßt mich los!“ Doch der Knabe ließ ihn nicht los, sondern nahm einen frischen Zweig und steckte ihn in den Fluß; siehe, der Zweig verbrannte sofort. „Das soll das belebende Wasser sein?“ sprach der Knabe und begann den Alten zu schlagen. „O, jetzt führe ich euch schon hin!“ Und er führt sie und führt sie, bis sie schließlich hingelangen. Der Knabe traut dem Alten nicht. Er nimmt wiederum einen grünen Zweig, steckt ihn in das Wasser, er wird nur noch frischer; er steckt einen trockenen Zweig hinein, der wird frisch und bekommt Blätter. „Gut!“ Der Knabe stieg von den Schultern des Mannes. Der Armlose steckt seine Armstümpfe ins Wasser, es wachsen ihm neue Arme. Sofort ergreift er den Alten und hält ihn fest. Der Knabe steckt seine Beinstümpfe ins Wasser, es wachsen ihm neue Beine. Groß ist ihre Freude. Sie kehren zurück und werfen den Alten in den ersten Fluß; er verbrannte sofort. Dann gingen sie weiter und gelangten zu der Prinzessin. Sie nahmen sie mit und brachten sie zu ihrem Vater. Der König freute sich sehr, daß sie seine Tochter gefunden hatten und sprach zu ihnen: „Wünscht einer von euch meine Tochter zu heiraten, so soll er sie haben; auch bekommt er das Königreich!“ Der Knabe sagt zu seinem Gefährten: „Nun, so heirate du sie,

ich gehe den Prinzen Karl befreien, der drei Jahre Schweine hütet.“ — Der Mann verheiratete sich und der Knabe begab sich zum Prinzen Karl. Als er zu ihm kommt, hütet er gerade die Schweine und weint. „Warum weinst du denn?“ „O, ich weiß mir keinen Rat; sobald die Schweine Schaden machen, bekomme ich Schläge.“ „O, du bist dumm, geh und leg dich schlafen! Ich will die Schweine hüten.“ Prinz Karl ging weg; er erkannte den nackten Knaben nicht. Dieser trieb die Schweine ins Getreide, ergriff ein Schwein und trieb es in das Schloß. Dort packte er es, schlug damit an den Stall, daß es sofort tot war. Die Prinzessin lief herbei, dachte, daß es Prinz Karl ist, der Knabe gab ihr einen Schlag ins Gesicht, daß sie auch der dritte Teufel verließ und nun war sie dem Prinzen wohl gesinnt. Prinz Karl nahm die Prinzessin in sein Reich. Der Knabe blieb in des Prinzen Schlosse und verheiratete sich später ebenfalls mit einer Prinzessin.

### Der Drache und die drei Königstöchter<sup>1)</sup>.

In einer Stadt lebte ein Drache. Der hatte bereits alles Gewürm aufgezehrt und hatte nichts mehr zu fressen. Daher mußte man ihm jeden Tag einen Menschen vorsetzen. Als es auch schon an Menschen fehlte, kam an den König die Reihe, der entweder seine Gemahlin oder seine Töchter dem Drachen opfern mußte. Und er besaß drei Töchter.

Am ersten Tage sollte die älteste Königstochter zu dem Drachen gefahren werden. Da kamen um dieselbe Zeit zwei Drahtbinder in die Stadt und baten um Nachtquartier. Man nahm sie auf. Die beiden Drahtbinder fragen ihre Gastgeber: „Was gibt es hier zu hören?“ „Schlimmes nur gibt's bei uns zu hören, denn ein Drache hat uns alles Gewürms und vieler Menschen beraubt und wir können ihn auf keine Weise töten.“ Und der eine Drahtbinder, der die Unterhaltung begonnen hatte, sagte: „Wißt ihr was, meine lieben Gastgeber, seid, bitte, so gut und backt mir morgen einen Kuchen, und zwar so einen, wie man ihn hier zu backen pflegt. Wenn ich diesen Kuchen verzehre, werde ich es vielleicht mit dem Drachen aufnehmen können.“

Mit Freuden wurde für ihn ein ziemlich großer Kuchen gebacken. Sobald der Drahtbinder ausgeschlafen hatte, nahm er den Kuchen und ging in die Stadt. Während er sich hier das ganze Treiben betrachtet, sieht er, wie die älteste Königstochter zu dem Drachen gefahren wird. Und wißt ihr auch, meine lieben Leute, wer sie gefahren hat? Ein Zigeuner fuhr sie auf einem gebrechlichen Wagen bis in die Nähe der Drachenhöhle. Der Drahtbinder lief schüchtern zu der Königstochter und sagte zu ihr: „Weißt du, meine Prinzessin, wenn du mir mit einem Worte zu verstehen gäbest, daß du mich heiraten willst, so würde ich dich vom Tode erretten.“

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Przebiczany, einem Dorf im Kreise Wieliczka in Galizien, und ist entnommen den „Materyaly antrop.-arceol. i etnogr.“, Bd. I, 1896, S. 95 ff.

Hoch erfreut entgegnet diese: „Sofort, mein geliebter Freund, sofort will ich dich heiraten, errette mich nur vor dem Tode.“ Und der Drahtbinder antwortet: „Gleich, o Prinzessin; halte mir diesen Kuchen, ich gehe zu dem Drachen, locke ihn aus seiner Höhle hervor, und wenn er herauskriecht, werden wir miteinander kämpfen; bemerkst du, daß ich schwach werde, dann wirf mir den Kuchen zu, so, daß ich ihn mit den Fingern berühren kann.“

Freudig nahm die Königstochter von dem Drahtbinder den Kuchen an. Dieser ging an die Höhle und rief den Drachen heraus. Sie begannen miteinander zu ringen. Doch der Drache hatte zwölf Köpfe. Er erfaßte unseren Drahtbinder und warf ihn mit einem Schlage unter sich. Der Drahtbinder wußte sich keinen Rat. Da kam die Königstochter unverhofft herbeigelaufen und warf ihm den Kuchen zu. Der Drahtbinder berührte ihn mit den Fingern, sprang auf, zog sein Messer hervor, das in der Drahtbindersprache „Böckchen“ genannt wurde, schnitt dem Drachen vier Köpfe ab und warf sie zur Erde.

Der Zigeuner führte die Königstochter in den Königspalast zurück. Auf dem Wege ermahnte er sie mit folgenden Worten: „Daß du mir ja vor deinem Vater sagst, ich hätte dich vom Tode errettet; denn wenn du es nicht tust, so werde ich dich hier auf der Stelle töten und dann ist es dasselbe, als ob dich der Drache verschlungen hätte.“ Was sollte da die arme Prinzessin tun? Sie mußte dem Zigeuner schwören, ihrem Vater zu sagen, daß er sie vom Tode befreit hat. Der Zigeuner fuhr nun mit ihr zu ihrem Vater, dem sie alles so berichtete, wie er es wünschte. Der König war sehr erfreut und schenkte dem Zigeuner sofort Glauben.

Am folgenden Tage sollte die mittlere Königstochter dem Drachen zugeführt werden. Der Zigeuner setzte sie auf den Wagen und fuhr weg. Er brachte sie in die Stadt, wo der Drache lebte. Dort stand der Drahtbinder und wartete auf die mittlere Prinzessin, denn seine Gastgeber erzählten ihm, daß alle drei Königstöchter zu dem Drachen gefahren werden, ganz gleich, ob sie verzehrt werden oder nicht. Eine Ausrede gab es da für die Prinzessinnen nicht. So brachte also der Zigeuner die mittlere Königstochter vor den Drachen. Der Drahtbinder erschien wiederum mit einem Kuchen, nahte sich der Prinzessin und sprach: „Warum quälst du dich so sehr, Prinzessin?“ Die Königstochter wollte nicht viel mit ihm reden, denn sie war sehr kummervoll. Da ermunterte sie der Drahtbinder: „Gräme dich nicht, meine Prinzessin, denn wenn es Gott gefällt, werde ich auch dich vom Tode erretten.“ Freudig stimmte sie ihm zu und sagte: „Geh nun, wenn du den Drachen tötest, sollst du der meine sein.“ Er übergab ihr den Kuchen und sprach: „Halte den Kuchen; wenn du siehst, daß ich mir mit dem Drachen keinen Rat mehr weiß, dann wirf mir den Kuchen zu, damit ich wenigstens einen Bissen davon tun kann.“

Mit großer Freude nimmt die Königstochter den Kuchen an und hält ihn. Der Drahtbinder geht an die Höhle, um sich mit dem Drachen zu messen. Dieser war zwar nicht mehr so stark wie vordem, doch warf er

den Drahtbinder mit großem Getöse zur Erde und wollte ihn vernichten. Die Königstochter aber eilte schnell herbei und warf ihm den Kuchen zu. Der Drahtbinder ergriff ihn, aß davon ein Stück und hieb ihm drei Köpfe ab. So überwältigte er den Drachen auch am zweiten Tage. Der Zigeuner schaute zu. Auf dem Rückwege zwang er auch die mittlere Königstochter, zu schwören, daß sie ihn nicht verrät, sondern sagt, er habe beide errettet.

Sobald sie zurückgekehrt waren, fragte der König, der über die Errettung seiner beiden Töchter sehr erfreut war: „Wer hat euch denn vom Tode befreit?“ Und diese antworten: „Der Zigeuner.“ Hierauf sagt der König: „Der Zigeuner? Da du meine Töchter vom Tode befreist, so bringe mir ein Beweismittel mit, denn du sollst auch meine jüngste Tochter zu dem Drachen fahren.“

Der Zigeuner ging schlafen, stand früh auf, fütterte die Pferde und spannte sie vor den Wagen, auf den sich die jüngste Königstochter setzte. So fuhr er auch sie vor den Drachen. In der Stadt erwartet der Drahtbinder nicht weit von der Höhle die dritte Prinzessin. Der Zigeuner kommt mit ihr an. Sofort sprang er zu ihr und ergriff ihre Hand. Die Königstochter blickte ihn scharf an, denn er trug seinen Namen auf der Stirn eingebrennt. Sie erkannte ihn gleich wieder. Der Drahtbinder fragt sie: „Warum grämst du dich, Jungfrau?“ „Wie sollte ich mich nicht grämen, da wir drei Schwestern sind, von denen einst die erste vor den Drachen geführt wurde, aber wieder zurückkehrte; und gestern wurde die zweite hingefahren, kehrte aber auch wieder — nun fährt man mich hin, um von dem Drachen gefressen zu werden.“ „Gräme dich nicht, Jungfrau; sag' mir nur ein Wort, daß du mich heiraten willst, so kann ich dich vielleicht vom Tode erretten.“ „Nicht eines, sondern zehn“, antwortet sie. Der Drahtbinder begab sich nun zu der Höhle, aus der der Drache drei Köpfe gegen ihn richtete. Er zog sein Messer hervor, faßte die Köpfe und schnitt sie alle ab.

Der Zigeuner schnitt die Zungen aus den Köpfen heraus, wickelte sie in ein Tuch, versteckte sie und brachte sie dem König. Dieser glaubte, daß der Zigeuner den Drachen umgebracht hatte, und versprach ihm die Hand der jüngsten Tochter. In Erwartung der Heirat brachte der Zigeuner die ganzen Tage im Bette zu. Doch es kam anders. Der Drahtbinder ging von Haus zu Haus, kam schließlich auch zum König und betrat den Königspalast. Beim Eintreten erblickte er den Zigeuner, der hoch in Federbetten und verschiedenen kostbaren Sachen saß. Als die jüngste Prinzessin den Drahtbinder sah, begab sie sich mit ihm zum König. Sie erzählte ihm die ganze Angelegenheit, worüber der König hoch erfreut war. Der Zigeuner machte sich auf und davon. Der Drahtbinder verheiratete sich mit der jüngsten Königstochter. Der Zigeuner jedoch blieb weiter ein Zigeuner und wird auch als solcher aus der Welt scheiden<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Ähnliche Märchen gibt es sehr viele. So tötet in einem Märchen aus Posen ein Königssohn den Drachen mit sieben Köpfen, dem eine Königstochter zum Essen

## Vom Glück<sup>1)</sup>.

Es waren einmal zwei Brüder. Der eine führte die Wirtschaft und der andere diente bei ihm als Knecht. Und derjenige, der die Wirtschaft führte, war ein großer Händler. Er handelte mit Pferden, mit Ochsen und brachte sein Leben mehr in der Welt als zu Hause zu. Und der andere Bruder arbeitete ihm in der Landwirtschaft. Eines Tages sprach zu ihm der reiche Bruder: „Hier hast du, Bruder, die Schlüssel von allem; du kannst ins Getreide gehen, du kannst ins Geld gehen, nur in ein Zimmer<sup>2)</sup> darfst du mir nicht gehen; in diesem Zimmer habe ich einen Schrank; daß du mir ja nicht in den Schrank hineinschaust; denn ich fahre in die Welt und kehre nicht früher wie nach einem Jahre zurück; und du wirtschaftete für mich so, als wäre es für dich selbst, denn du bist ja mein Bruder.“

Und er wirtschaftete so gut er konnte. Drei Vierteljahre waren schon vergangen und er hatte in das Zimmer, das ihm verboten war, nicht hineingeschaut. Dann aber sagte er sich: „Ich habe doch die Schlüssel von allem, warum sollte ich nicht dort hineinschauen?“ Als er das Zimmer geöffnet hatte, sah er darin einen Schrank stehen und er sagte zu sich: „Was mag nur in dem Schrank sein? Ich muß ihn aufmachen.“ Und er machte ihn auf. Darin stand ein lebendiger, sehr alter Mann, dessen Haar grau, ganz grau war. Und der Mann sagt zu ihm: „Du hast schlecht daran getan, daß du hier nach mir geschaut hast, denn ich bin deines Bruders Glück. Nun wird dein Bruder in der Welt großes Unglück haben; und du hast auch dein Glück, aber sehr weit, 300 Meilen entfernt. Denn jeder Mensch hat auf der Welt sein Glück, weiß aber nicht, wo es ist.“

Der jüngere Bruder schloß den Schrank zu und begab sich an seine Arbeit. Sein Bruder aber, der Händler, wußte schon in der Welt, daß ihm der andere in den Schrank geschaut hatte. Alle Pferde, die er in der Stadt

---

vorgeworfen werden soll, mit Hilfe von drei Hunden. Der Pferdeknecht, der die Königstochter zu der Drachenhöhle fährt, verrät und tötet ihn. Die Hunde rufen ihn mit Hilfe des lebendigen Wassers zum Leben zurück und der Pferdeknecht, der sich als der Bezwinger des Drachens ausgibt und die Königstochter zwingen will, ihn zu heiraten, wird als Betrüger erkannt. Denn der Königssohn hat dem Drachen die Zungen aus den sieben Köpfen herausgeschnitten und weist sie nun dem Könige vor. S. Kolberg: Serya XIV, S. 83 ff. In einem anderen Märchen ist der Drache der Hüter dreier Jungfrauen, die er geraubt hat. Ein Königssohn tötet den dreiköpfigen Drachen und befreit die Jungfrauen. S. Kolberg: Serya XIV, S. 104 ff. In einem Märchen aus der Gegend von Obornik in Posen tötet ein Jäger den siebenköpfigen Drachen, der jeden Tag einem Herrn Schweine frißt. Der Jäger verwandelt sich in eine Ameise und gelangt so in die Höhle des Drachen. Mit Hilfe eines Bissens Brot und eines Schlucks Wein bezwingt er den Drachen. S. Kolberg: Serya XIV, S. 17. In einem Märchen aus Miechów in Galizien sind es drei Drachen mit je drei Köpfen, in deren Macht eine Jungfrau steht, die das wunderbare Wasser behütet. Sie werden von einem Fürsten getötet, der das wunderbare Wasser sucht. S. Kolberg: Serya VIII, S. 69.

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus der Gegend von Oppeln in Oberschlesien. S. Kolberg-Udziela in „Materyaly antrop.-archeol. i etnogr.“, Bd. VIII, S. 177 ff.

<sup>2)</sup> Über das Motiv der verbotenen Tür vgl. die Anmerkungen zum Märchen „Der goldene Krug“.

gekauft hatte, wurden ihm gestohlen, und die ihm nicht gestohlen wurden, krepiereten. Er hatte noch einige Hundert Taler und kaufte dafür 100 Ochsen, die ihm von Treibern nach Hause getrieben wurden. Auf dem Wege aber fielen die Ochsen alle hin und platzten. Den Rest seines Geldes stahlen ihm Diebe und nicht ein Groschen blieb ihm übrig. Um Brot bettelnd mußte er nach Hause zurückkehren. Als er zu Hause angekommen war, sprach er zu seinem Bruder: „Bruder, was hast du mir getan? Als ich in die Welt fuhr, übergab ich dir alle Schlüssel vom Getreide und vom Geld und sagte dir, du solltest in den Schrank nicht hineinschauen. Und du schautest hinein und nahmst mir das Glück weg bis zum Tode. Was hast du, Bruder, in dem Schrank gesehen, als du ihn öffnest?“ Und er antwortete: „Ich sah dort einen alten Mann mit grauem Haar.“ „Was sagte dir der Mann?“ fragte der Bruder. „Er sagte mir, er sei das Glück meines Bruders und ich hätte auch ein Glück, aber 300 Meilen weit.“ Und der Reiche sprach: „Wenn du es so weit hast, so geh und suche es; ich gebe dir Geld auf den Weg, damit du etwas hast, wovon du leben kannst.“ Und er brach auf und ging das Glück suchen.

Hundert Meilen legte er zurück und fand kein Glück. Er legte das zweite Hundert zurück, fand aber immer noch nicht das Glück. Da sprach er zu sich: „Was werde ich nun tun, Geld habe ich nicht mehr viel, nur 15 Groschen und das Glück fand ich noch nicht. Doch ich will noch das dritte Hundert Meilen gehen.“ Und er kam in eine Stadt und trat in ein Wirtshaus, wo er sich sehr quälte. „Ich werde fürs Frühstück keinen Groschen haben, wenn ich das Nachtlager bezahle.“

Es trat in das Wirtshaus eine alte Frau ein mit einem Korbe und in dem Korbe hatte sie eine Henne. Sie bat ihn, die Henne zu kaufen. Und er entgegnete ihr: „Wie soll ich sie kaufen, wenn ich nicht mehr wie 15 Groschen bei mir habe.“ „Gebt mir die 15 Groschen und kauft die Henne, denn ich habe großen Hunger.“ Und er gab ihr die 15 Groschen, nahm sich die Henne zusammen mit dem Korbe und stellte sie in eine Ecke auf die Bank hinter den Tisch. Als er am Morgen aufstand, sah er in den Korb, ob die Henne lebendig ist oder nicht. Er schaute unter die Henne und siehe, sie hatte während der Nacht ein goldenes Ei gelegt. Er rief den Gastwirt und sprach: „Kommt einmal her. Hier hinter dem Tisch ist meine Henne. Ich hinterlasse sie hier, denn ich muß in die Stadt gehen.“ Und er nahm das Ei, ging in die Stadt und wechselte es für kleines Geld ein. Dann kehrte er zurück und bezahlte dem Wirt für das Frühstück und Nachtlager. Hierauf nahm er die Henne und ging zurück nach Hause. Und die Henne legte ihm jede Nacht ein goldenes Ei. Sie hatte schon so viele gelegt, daß er was zu heben hatte.

Seine Frau, die zu Hause geblieben war, hatte zwei Söhne. Während er fort war, lebte sie mit dem Organisten<sup>1)</sup> in Freundschaft. Sie schlug sehr ihre beiden Söhne und wollte sie totschiagen. Doch die Söhne ent-

<sup>1)</sup> Der Organist spielt in den polnischen Märchen sehr oft die Rolle eines schlaunen Betrügers. Vgl. z. B. Kolberg: Serya VIII, S. 222, 224. Serya XIV, S. 333.

flohen in eine Stadt und lebten dort einige Wochen von Bettelbrot. Während sie in der Stadt waren, kehrte der Vater mit der Henne zurück. Und die beiden Söhne erfuhren, daß ihr Vater schon zu Hause ist. Sie machten sich von der Stadt auf und kehrten nach Hause zurück. Der Vater begrüßte sie sehr liebevoll: „Wo seid ihr denn, meine lieben Kinder, gewesen? Ich bin schon einige Tage zu Hause und sah euch noch nicht.“ Und sie antworteten: „Die Mutter hat uns sehr geschlagen und wir mußten vom Hause entfliehen.“

Der Bruder, welcher früher ein so reicher Händler war, wurde später sehr arm, während der, welcher die Henne nach Hause brachte, sehr reich wurde. Und der, welcher zuerst so reich war, mußte später als Knecht dienen demjenigen, der früher arm war. Er ließ für die Henne einen Käfig machen, hing ihn hinter den Tisch an die Wand und sagte zu seiner Frau: „Liebe Frau, pflege die Henne, so gut du kannst, denn ich gehe jetzt in die Welt Pferde und Ochsen kaufen. — Der zweite wurde nämlich auch ein Händler. — In der Welt kaufe ich billig sehr viele gute Pferde, lasse sie nach Hause schaffen und verkaufe sie sehr teuer.“

Und er fuhr zum zweitenmal in die Welt. Während er fort war, kam der Organist wiederum zu seiner Frau, die für ihn ein großes Mahl bereitete. Der Organist sitzt hinter dem Tisch und ißt und sieht auf die Henne, die sich die Federn ausrupfte. Und er erblickte unter einem Flügel goldene Buchstaben. Er las sie sofort durch. Sie bedeuteten, daß derjenige, welcher den Kopf der Henne ißt, König wird. Der Organist hebt den anderen Flügel der Henne. Auch dort stand etwas mit goldenen Buchstaben geschrieben. „Wer das Herz der Henne ißt, wird Gold speien.“ Da überredete der Organist die Frau des Händlers, die Henne zu schlachten, zu braten und ihm zu essen zu geben. Und sie nahm die Henne, schnitt ihr den Kopf ab und lud den Organisten für den Abend zum Mahl ein. Nachdem die Henne gebraten war, stellte sie sie mit der Bratpfanne auf den Ofen. Die beiden Knaben kamen aus der Schule und begaben sich hinter den Ofen, weil ihnen kalt war. Als die Mutter aus dem Zimmer trat, machte sich der ältere Knabe über die Henne her riß ihr den Kopf ab und aß ihn auf. Und der jüngere sagte: „Warte nur, ich werde es der Mutter sagen, dann wirst du Schläge bekommen.“ Der Ältere erwiderte: „O, Bruder, sage es nicht, nimm dir auch etwas aus dem Innern und iß es auf. Dann wirst du auch davon kosten, die Henne wird doch gleichsam ganz bleiben und die Mutter wird davon nichts wissen.“ Er nahm also mit seinen Fingern aus dem Innern der Henne das Herz und aß es auf. Des Abends kam der Organist zu dem Mahle, um die Henne zu verzehren. Als er gekommen war, bekamen die Knaben große Angst und verließen das Zimmer. Die Mutter brachte dem Organisten die Henne auf den Tisch. Dieser untersuchte sie: Kopf und Herz fehlten. Da sprach er zu der Frau: „Da du soviel gegessen hast, kannst du auch den Rest aufessen, ich werde sie nicht essen.“ „Warum willst du, Herr Organist, das Beste nicht essen?“ fragte sie ihn. Und er antwortete: „Ich will nicht essen, da dasjenige fehlt, was am nötigsten ist und worauf ich mich am

meisten freute.“ „O, das sind Teufelskinder, sie haben mir die Henne zu essen angefangen. Welche Strafe soll ich ihnen dafür geben?“ „Was solltest du ihnen für eine Strafe geben?“ sagte der Organist, „nimm das Messer und schneide ihnen, wenn sie schlafen, die Kehle durch. Wenn die Knaben nicht mehr am Leben sein werden, können wir uns heiraten, denn dein Mann ist schon ein paar Jahre in der Welt, er wird zugrunde gegangen sein und kehrt nicht wieder, du hast genug Gold von den Eiern und wir werden reich sein.“ Die Knaben standen im Hausflur vor der Tür und hörten, was der Organist mit ihrer Mutter sprach. Da sagte der Ältere: „Wir betreten nicht mehr das Zimmer, denn wenn wir in der Nacht einschliefen, würde uns die Mutter im Schlafe die Kehle durchschneiden.“ „Und wohin werden wir gehen, Brüderchen?“ fragte der Jüngere. „Wir werden so lange in der Welt umherwandern, bis wir unseren Vater finden“, antwortete der Ältere. Sie machten sich auf und wanderten, lebend von Bettelbrot. Und ihr Nachtlager hatten sie irgendwo unter einem Zaune oder irgendwo unter einem Gebäude. Eines Tages kamen sie auf eine Wiese. Auf der Wiese stand ein Strauch. Da die beiden Brüder sehr müde waren, ruhten sie sich unter dem Strauch aus und schliefen ein. Der Ältere wachte auf und ging in die Stadt. Er wollte den jüngeren Bruder verlieren und allein umherwandern. Denn dieser war schwach auf die Beine und konnte nicht so schnell gehen. Es sagte sich nun der Ältere: „Ich werde in der Welt schneller vorwärtskommen und den Vater eher finden.“ Er gelangte in die Stadt und arbeitete dort so für jeden, der ihm eine Arbeit gab, um ein Stück Brot.

Und der Jüngere wachte hinter dem Strauch auf, erhob sich und ging nachschauen, ob sein älterer Bruder da liegt. Da begann er zu weinen und sprach: „Lieber Gott, wohin werde ich jetzt gehen, da mich mein Bruder verlassen hat?“ Und er machte sich auf und ging ebenfalls in die Stadt. Gegen Abend gelangte er in ein kleines Häuschen. In dem Häuschen lebte eine Frau, eine Witwe, und hatte eine Tochter. Der Knabe bittet die Witwe um Nachtlager. Sie aber entgegnet: „Geh du wo andershin, Herumtreiber, denn ich habe weder Stroh noch ein Bett für dich.“ Die Tochter jedoch sagte: „Nehmet den Knaben auf, es ist schade um ihn, ich will ihm auf der Ofenbank ein Lager bereiten, er kann sich ausschlafen und am Morgen wieder wo anders hingehen.“ Die beiden Frauen legten sich zusammen in ein Bett. Der Knabe aber bekam in der Nacht einen starken Husten und jedesmal, wenn er auf die Erde spie, spie er Gold aus<sup>1)</sup>. Da sagte nachts die Mutter zu ihrer Tochter: „Siehst du, meine Tochter, du wolltest ihn übernachten und er spuckt dir jetzt das Zimmer voll, verunreinigt es.“ Doch die Tochter antwortete: „Mag er es nur verunreinigen, ich stehe früh auf und wasche den Boden.“ Und die Tochter stand frühzeitig auf. Sie will den Boden waschen, siehe, dort liegt eine Menge Gold. Sie freute sich sehr darüber, daß sie es gefunden

<sup>1)</sup> Vgl. Kolberg: Serya VIII, S. 54, wo eine Jungfrau Perlen weint und Rosen lacht.

hatte. Die Mutter schlief noch und auch der Bursche. Die Mutter wußte nichts von dem Golde und auch der Bursche wußte nichts davon. Die Tochter sammelte das Gold auf und verwahrte es in ihrem Koffer. Dann eilte sie an das Bett und rief: „Mütterchen, steht nur auf, ich will euch etwas Neues sagen.“ „Was hat dir denn geträumt?“ fragte sie die Mutter. Und die Tochter sprach: „Seht Ihr, Ihr wolltet den Burschen aus dem Zimmer treiben, und wie ist es gut, daß er hier über Nacht geblieben ist.“ „Warum ist es denn so gut, daß er über Nacht geblieben ist, dieser häßliche Mensch mit dem Husten, vor dem ich nicht schlafen konnte?“ fragte die Mutter. „Mutter, steige nur aus dem Bett und komme mit mir und schaue in meinen Koffer hinein.“ Die Mutter stand auf, schaute in den Koffer hinein und als sie eine Kugel Gold darin erblickte, freute sie sich sehr. „Woher hast du das Gold genommen?“ fragt sie die Tochter. „Mütterchen,“ antwortete die Tochter, „der Knabe hat nachts so viel Gold ausgespien. Wir wollen den Knaben nicht mehr aus dem Zimmer lassen, er soll bei uns bleiben.“ „Töchterchen,“ sagte die Mutter, „bereite gut das Bett, man muß ihn nehmen und aufs Bett legen.“ Und sie redete nicht mehr häßlich von ihm, sondern gut, denn das Gold freute sie sehr. Während er schlief, machte ihm die Mutter ein sehr gutes Frühstück zurecht. Als er aufgestanden war, frühstückte er gut, bedankte sich für alles und wollte fortgehen. Doch die Mutter sagte zu ihm: „Mein lieber Junge, du wirst von uns nirgends mehr fortgehen, du bleibst schon bei uns; denn wenn du groß geworden bist, gebe ich dir meine Tochter und wir feiern Hochzeit.“ Da blieb der Knabe. Die Mutter besorgte ihm schöne Kleider und er ging mit der Tochter oft spazieren. Denn sie liebten sich sehr und einer ohne den anderen konnte nicht leben. Die Mutter schickte ihn in die Schule und er lernte sehr gut lesen und schreiben. Und als er groß geworden war, heiratete er die Tochter. Die Mutter überließ ihm das Haus. Er lebte nun als Herr und ihre Mutter blieb bei ihnen bis zum Tode.

Der ältere Bruder war in derselben Stadt, aber sie wußten voneinander nichts. Er diente dort als Soldat. Als er einmal vor der königlichen Prinzessin Parade machte, fand die Prinzessin großes Gefallen an ihm und sprach zu ihrem Vater, dem König: „Ich will keinen Prinzen, sondern nur diesen gewöhnlichen Soldaten.“ Da fragte sie der König: „Warum gefällt dir der gewöhnliche Soldat so?“ Und sie antwortete: „Mein lieber Vater, weil er ein goldenes Kreuz<sup>1)</sup> auf der Stirn hat. Er wird König werden und wir werden es auf der Welt gut haben.“ „Meine Tochter,“ entgegnete der König, „woran du Gefallen gefunden hast, das wird dein sein.“ Und der König ließ den Soldaten zu sich rufen und sprach zu ihm: „Höre nur, mein Sohn, ich will dir etwas Neues sagen. Du wirst meine Tochter heiraten.“ „Ich bin deiner Tochter nicht wert“, sagte der Soldat. „Was ich befehle, das muß geschehen“, erwiderte der König. Sofort

<sup>1)</sup> In einem Märchen aus Posen wird einer Königin ein Sohn geboren, der auf der rechten Seite einen goldenen Stern hat. S. Kolberg: Serya XIV, S. 83.

wurde ihm seine Kleidung ausgezogen und eine prinzhliche Kleidung angezogen, sie fuhren in die Kirche und erhielten die Trauung. Nach der Trauung wurde ein großes Mahl gefeiert. Der König übergab ihm das Königreich und der Soldat wurde nun König.

Unterdessen war auch der jüngere Bruder schon verheiratet. Eines Tages sagt zu ihm die Frau: „Lieber Mann, komm, gehen wir in die Stadt spazieren. Ein neuer König bestieg den Thron, ich möchte ihn gern sehen.“ „Wir können gehen“, antwortete der Mann. Dort angekommen, gehen sie auf dem Marktplatz umher vor dem königlichen Palast. Der König lag gerade im Fenster und blickte sie an, weil sie ihm beide sehr gefielen. Dem jüngeren Bruder war es sehr warm und er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Da sah der König auf der Stirn die goldenen Buchstaben, welche bedeuteten: „Jede Nacht, in der er speit, speit er Gold aus.“ Und der König ließ ihn zu sich rufen und fragte ihn: „Was bist du für einer?“ Denn er erkannte ihn nicht. „Ich weiß nicht, wer ich bin“, antwortete dieser. „Durchlauchtigster König, wir waren zwei Brüder. Unsere Mutter lebte in großer Freundschaft mit dem Organisten und unser Vater hatte eine Henne, die goldene Eier legte. Der Organist überredete unsere Mutter, die Henne zu schlachten und sie ihm zu essen zu geben. Die Mutter briet die Henne und legte sie auf den Ofen. Wir kamen aus der Schule zurück und stiegen hinter den Ofen. Mein Bruder riß der Henne den Kopf ab und aß ihn auf, während ich das Herz herausnahm und es gleichfalls verzehrte.“ Und er erzählte alles, was weiter geschehen war. Der König aber sprach: „Dann bist du, Bruder, mein Bruder. Verkaufe dein Haus, siedle zu mir über und wohne in meinem Palaste.“ Und er verkaufte sein Haus, kam zum König und wohnte zusammen mit ihm. Der König ernannte später seinen Bruder zum General. Und der General sprach: „Mein Bruder, König, fahren wir zu unserer Familie und schauen, ob unsere Eltern noch am Leben sind.“ Er nahm das Heer mit sich und sie brachen auf. Die Eltern lebten noch beide, waren aber schon sehr alt und hatten große Not. Sie verloren alles, als die Mutter die Henne totgeschlagen hatte. Und der König sprach: „Mein lieber Vater, Ihr werdet jetzt mit uns fahren und bis zum Tode bei mir bleiben. Und du Mutter, die du uns erschlagen wolltest, mußt jetzt aus der Welt scheiden.“ Er ließ einige Klafter Holz bringen, legte die Mutter mitten zwischen das Holz und ließ es anzünden. Die Mutter verbrannte. Den Vater aber nahm er zu sich und er blieb bei ihm bis zum Tode. Falls er noch lebt, geht es ihm gut.

### Der goldene Ring<sup>1)</sup>.

Es lebte einst ein armer Mann. Der hatte einen Sohn, den er in die Welt hinaus schickte. Der Knabe ging durch einen Wald. Dort traf er einen Mann, der einen Kater in den Wald trug, um ihn daselbst zu töten.

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Przebiczany, einem Dorf im Kreise Wieliczka, und ist erzählt in „Materyały antropol.-archeol. i etnogr.“, Bd. I, 1896, S. 69.

Der Sohn fragt den Mann: „Wohin trägst du den Kater?“ „Totschlagen will ich ihn, weil er genäschig ist“, antwortet der Mann. „Mann, verkaufe mir ihn“, sagt der Knabe. „Ich gebe dir ihn umsonst“, entgegnet der Mann. Doch der Käufer erwidert: „Ich gebe dir 50 Gulden für den Kater, denn umsonst gibt es nichts.“ Der Mann war darüber sehr erfreut, nahm die 50 Gulden und übergab den Kater dem Knaben. Dieser nimmt ihn unter den Arm und geht weiter.

Kaum war er einige Schritte gegangen, so trifft er wiederum einen Mann, der einen Hund an einem Bindfaden führt. Der Knabe fragt den Mann: „Mensch, wohin führt Ihr den Hund?“ „Ach, in den Wald, um ihn zu töten, denn er ist nicht gut.“ „Verkauft mir ihn?“ „Was zahlst du dafür?“ „50 Gulden!“ Und der Mann übergab dem Knaben den Hund und steckte die 50 Gulden ein.

Der Knabe wanderte mit dem Hund und dem Kater weiter. Er gelangte zu einem König, bei dem er mit den beiden Tieren einen Dienst annehmen wollte. Man nahm ihn als Lakai auf.

Der König besaß eine Tochter. Die gefiel dem Knaben sehr und er begann sich ihr dienstbar zu erzeigen. Aber es war noch ein Lakai da, der der Königstochter den Hof machte, doch der neue Lakai gefiel ihr mehr. Der ältere Lakai hatte einen goldenen Ring, den er am Finger trug. Um ihn nicht zu verlieren, war an den Ring eine seidene Schnur angebunden, die er um den Hals trug. Die Königstochter sagt zu dem neuen Lakai: „Ich werde dir den Siegelring geben und du wirst tun können, was du willst.“ Wie gesagt, so getan. Der ältere Lakai berauschte sich an Wein, schlief ein und die Königstochter zog ihm leise den Ring vom Finger und schenkte ihn dem Knaben<sup>1)</sup>. Jetzt machte sich der neue Lakai noch mehr um sie zu schaffen.

Der König merkte es zwar, sagte aber nichts dazu. Der neue Lakai wollte nun heiraten und die Königstochter, die nicht wußte, daß er einen Kater und einen Hund habe, vermählte sich mit ihm.

Eines Tages ging er im Garten spazieren. Dabei sah er sich den Ring an und drehte ihn unabsichtlich einmal um den Finger. Sofort erschienen vor ihm vier Herren und fragten: „Allergnädigster König, Monarch, was wünschst du von uns?“ Schnell besann er sich und sprach: „Bauet mir einen Palast auf, und zwar soll er bis morgen früh um sieben Uhr fertig sein.“ Sie versicherten ihm es zu tun. Und er sagte ihnen noch: „Die Wände müssen bestimmt von Marmor sein, das Dach von Gold, die Türen von Glas; auch sehr viele Fenster muß der Palast haben.“

Der neue Lakai ging schlafen. Sobald er um sieben Uhr aufgestanden war, sah er durchs Fenster und erblickte einen Palast, dessen strahlender

<sup>1)</sup> Wunderbare Ringe sind auch sonst in den Märcen bekannt. In einem Märchen aus der Gegend von Gostyn in Posen schenkt eine Königstochter dem Überwinder des Drachen einen Ring, mit dessen Hilfe sich alle seine Wünsche erfüllen, wenn er ihn nur mit der anderen Hand reibt. S. Kolberg: Serya XIV, S. 48; vgl. auch Serya III, S. 133 und Serya XIV, S. 51, wo ein Fisch dem Faulenzer einen solchen wunderbaren Ring schenkt.

Glanz in seine Augen schlägt. Doch er sagte nichts, sondern wartete, bis der König aufstand. Um acht Uhr stand dieser auf, schaute durchs Fenster und der Glanz des Palastes traf ihm so sehr die Augen, daß er umgefallen war. Schließlich stand er auf und schickte den älteren Lakai hinaus, um zu fragen, was das zu bedeuten habe.

Der Lakai ging hinaus, sah den schönen Palast, kehrte zum König zurück und sagte, daß ein schöner Palast auf dem Hofe stehe. Der König fragt den neuen Lakai: „Hast du ihn erbauen lassen?“ Darauf antwortet dieser: „Bitte meinen König, meinen Monarchen, um Verzeihung, ich hab ihn erbaut.“ Der König merkte, daß etwas dahinter stecke, aber es war zu spät, denn er hatte ihm bereits seine Tochter verheiratet, die nun der Lakai in den neuen Palast nahm. Nachts schliefen sie beide in demselben Gemach, die Königstochter in einem Bett, der Geliebte mit dem Hund und dem Kater in einem anderen. Als die Königstochter die Tiere sah, war sie damit nicht einverstanden und sprach: „Schaffe den Hund und den Kater weg; wenn du es nicht tust, kann ich mit dir nicht wohnen.“ Ihr Geliebter aber entgegnet: „Sie sollen nur bleiben, denn ich werde sie einst nötig haben.“

Am folgenden Tage legte der junge Lakai den Ring in einen Koffer, schloß ihn zu und begab sich mit einer Flinte auf Hasenjagd. Da kam der ältere Lakai herbei, nahm den Schlüssel von der Wand, schloß den Koffer auf und sah nach, ob der Ring darin ist. Da er oben auf den Kleidern lag, erblickte er ihn sofort und nahm sich ihn, als ob er ihm gehörte. Der jüngere Lakai kam von der Jagd zurück, dachte aber nicht daran, in den Koffer hineinzuschauen.

Als er nachts mit dem Hunde und dem Kater in einem Bett lag und die Königstochter in einem anderen, drehte der ältere Lakai, der dem neuen Lakai nicht wohl gesinnt war, den Ring um seinen Finger. Sofort erschienen sechs Herren vor ihm und fragten: „Was wünschst du, Herr, allergnädigster König?“ „Ich will, daß ihr den Palast, in dem die Königstochter wohnt, zusammen mit ihr und mit mir hinter das Meer traget und uns dort lasset. Bis morgen früh um sieben Uhr soll nichts mehr von dem Palaste zu sehen sein, nur der verheiratete Lakai soll unter freiem Himmel mit dem Hunde und dem Kater im Bette liegen.“

Die Königstochter liebte mehr den Lakai, mit dem sie verheiratet war, denn der ältere hatte ein unangenehmes Gesicht, war pockennarbig. Er gefiel ihr deshalb gar nicht. Da sie jedoch schon weit hinter dem Wasser war, konnte sie nicht entfliehen, weil sie in dem Wasser ertrunken wäre.

Der verheiratete Lakai blieb unter freiem Himmel mit dem Hunde und dem Kater liegen. Sobald der König am folgenden Morgen aufgestanden war, blickte er hinaus und sah den Lakai, der wie ein Zigeuner mit den Tieren dalag und nichts mehr besaß. Sofort ließ er den „Herrn Bruder“ ins Gefängnis werfen und sprach zu ihm: „Du hast meine Tochter aus der Welt geschafft, ich besitze sie nicht und du besitzt sie nicht.“ Der König verurteilte den Lakai zunächst zum Tode. Schließlich er-

barmte er sich seiner. Wenn sich seine Tochter nach drei Tagen nicht findet, soll er gehängt werden. Er wurde in einen Keller geworfen und dort angeschmiedet. In der Mitte des Kellers stand eine dicke Säule, an der er mit dem Hunde und dem Kater angebunden war. Eines Tages war der Lakai schon nahe daran, vor Hunger und Durst zu sterben. Da sagte der Hund zum Kater: „Weißt du was, Bruder? Wir müssen unseren Herrn vom Tode erretten, denn auch er hat uns vom Tode errettet. Wir müssen ihn um jeden Preis retten.“

Der Hund befahl dem Kater, die Säule hinaufzuklettern und neben der Säule in die Mauer ein Loch zu kratzen, durch das er hinauskr kriechen könnte. Der Kater gehorchte. Er kratzte ein Loch in die Mauer, welches so groß war, daß auch der Hund hindurchkriechen konnte. Der Kater kroch zuerst hinaus und rief dem Hunde zu: „Komm auch du, damit wir unseren Herrn versorgen.“ Sie gingen zu einem Bäcker, der gerade Brot und Semmeln gebacken hatte. In einer Stunde hatten sie alles in den Keller hinuntergeschafft. Was der Bäcker an einem Tage gebacken hatte, trugen sie in einer Stunde hinunter und umgaben ihren Herrn mit Semmeln und Brot. Der Hund sagt: „Iß, Herr!“ Und der Kater: „Weißt du was, mein Hund? Wir müssen ihm auch einige Flaschen Wein aus der Wirtschaft bringen, damit er auch etwas zu trinken hat und an dem trockenen Brot nicht erwürgt.“

Sie eilten in eine Wirtschaft, brachten allen Wein in den Keller hinunter, reichten ihn dem Herrn mit den Worten: „Iß und trink, wir wollen dein Leben retten.“

Die beiden Tiere gingen auf einem Wege dahin, der gerade in einen Wald führte. Sie betraten den Wald; da dieser sehr schattig war und der Hund und der Kater sehr müde waren, sagte der Hund zum Kater: „Legen wir uns hier in den Schatten, ruhen uns ein wenig aus und gehen gleich weiter.“ Der Hund legte sich hin und rollte sich zusammen, der Kater setzte sich neben ihn und blieb so sitzen. Da hört er auf einmal Mäuse herumspringen. Sobald eine Maus in seine Nähe kam, ergriff er sie, erwürgte sie und legte sie auf einen Haufen. So hatte er schon sehr viele Mäuse gefangen. Schließlich kam die älteste Maus, der König der Mäuse, dem sie gehorchen mußten, und sprach zu dem Kater: „Weißt du was, Bruder? Was sind wir dir schuldig? Sage uns lieber, was du brauchst und wir wollen es dir beschaffen.“ Und der Kater antwortet: „Saget uns, wo unser Verlust zu finden ist und wir wollen euch nicht mehr töten.“ Der Mäusekönig stieß einen durchdringenden Ton aus, alle Mäuse versammelten sich und der Kater fragt: „Sind das alle? Wißt ihr nicht von unserem Verlust?“ Und der Mäusekönig fragt: „Von was für einem Verlust?“ Der Kater antwortet: „Einen goldenen Ring haben wir verloren.“ Der König ruft den Mäusen zu: „Setzt euch alle hin.“ Die Mäuse erzählen ihm, daß eine Maus fehle. Da rief der König noch einmal und eine lahme Maus kam mit Mühe herangeschlichen. Der Mäuserich fragt sie: „Wo warst du?“ Sie antwortet: „Hinter dem Wasser, dort wohne ich bei einem Herrn.“ Und der Kater fragt sie: „Weißt du

nichts von dem goldenen Ringe?“ „Gewiß, ich bin dort im Quartier und der Ring liegt im Koffer“, antwortet die lahme Maus. „Du mußt uns dahin bringen, denn wenn du es nicht tust, werde ich euch alle vernichten“, droht ihr der Kater. Und sie entgegnet: „Du siehst doch, Kater, daß mein Fuß weh tut und daß ich nicht gehen kann.“

Der Kater weckte seinen Kameraden auf, der unter einem Strauch schlief und rief ihm zu: „Steh auf, wir gehen unseren Verlust holen.“ Der Hund sprang auf. Man berätet, in welcher Reihenfolge sie gehen sollen. Der Hund sagt: „Es ist am besten, wenn die Maus als erste geht, der Kater als zweiter und ich, der größte von euch, will hinter euch her marschieren.“ Und die Maus geht voran, hinter ihr der Kater, zuletzt der Hund. Sie kommen zu einem Wasser. Der Kater sagt zur Maus: „Krieche du in mein Ohr und du, Bruder, steig in das Wasser und ich setze mich auf dich.“ Da stieg der Hund ins Wasser, der Kater setzte sich auf ihn, die Maus kroch dem Kater ins Ohr und so gelangten sie über das Wasser.

Als sie auf der anderen Seite waren, sagt der Kater zu der Maus: „Geh du hinein, ich erwarte dich bei dem Hause.“ Der Hund blieb am Wasser zurück, die Maus begab sich in den Palast. Sie schlich sich in das Zimmer hinein, in dem der Koffer mit dem Ring stand, begann an dem Koffer zu nagen, nagte ein Loch durch und kroch in den Koffer hinein, um den Ring zu holen. Dann schlich sie mit dem Ring wieder hinaus und alle drei traten den Rückmarsch an. Die Maus übergab den Ring dem Kater; der nahm ihn zwischen die Zähne und ging weiter. Beim Wasser angekommen, sprach der Hund zum Kater: „Setz dich auf mich, halte den Ring zwischen den Zähnen und paß auf, daß du ihn nicht ins Wasser fallen läßt.“ Der Kater setzte sich auf den Hund und sie schwammen über das Wasser. Als sie ungefähr in der Mitte des Wassers waren, fragte der Hund den Kater: „Hast du ihn?“ Und der Kater öffnet den Mund und sagt: „Ja, ich habe ihn.“ Dabei fiel ihm aber der Ring ins Wasser. Doch der Kater sagte es dem Hunde nicht, weil er ihn fürchtete. Am jenseitigen Ufer fragt der Hund den Kater: „Hast du ihn?“ „Nein, ich habe ihn nicht“, antwortet dieser. „Wann hast du ihn verloren?“ fragt der Hund weiter. „Als du mich fragtest und ich dir antwortete, fiel mir der Ring ins Wasser“, entgegnet der Kater. „Hör mal, Kater, ich steige ins Wasser, denn ich habe längere Beine als du und werfe dir Fische hinauf. Du mußt sie zerbeißen und sehen, ob nicht in irgend einem der Fische der Ring liegt.“ So geschah es. Der Hund nimmt einen oder zwei Fische und wirft sie ans Ufer; der Kater zerbeißt sie und schaut, ob sich nicht der Ring in einem befindet.

Da schwamm der Fischkönig an den Hund und sprach: „Warum vernichtest du uns so fürchterlich? Was sind wir dir schuldig?“ Und der Kater antwortet: „Wir haben gerade in der Mitte des Wassers einen Ring verloren. Solange ihr uns den Ring nicht zurückgebet, solange werden wir euch zugrunde richten.“ Der Fischkönig ruft alle Fische zusammen und fragt sie: „Welcher von euch hat den Ring aufgegessen?“ Keiner meldete sich. Und der Fischkönig ruft zum zweitenmal, ob nicht

zufällig noch ein Fisch kommt. Er sieht sich um, ein zerschlagener Fisch nähert sich noch und spricht: „Ich habe den Ring aufgezehrt und mich dabei an einem Stein zerschlagen. Denn ich sah einen zweiten Fisch, der den Ring zuerst verschlingen wollte; doch ich überholte ihn, stieß aber an den Stein.“ Nach diesen Worten übergab der Fisch den Ring dem Kater. — Es war schon der dritte Tag, seitdem die beiden Tiere ihren Herrn verlassen haben. Der Hund sagt zum Kater: „Ich werde dir den Ring an den Schwanz stecken; denke daran, den Schwanz hoch zu tragen, damit du den Ring nicht verlierst. Ich will hinter dir hergehen.“ So legten sie den ganzen Weg zurück. Sie gelangten zu dem König, bei dem ihr Herr im Gefängnis saß, übergaben diesem den Ring und sprachen: „Quäle dich nicht, lieber Herr, du hast uns vom Tode errettet, dafür haben wir auch dich vor dem Tode bewahrt.“ Mit diesen Worten übergaben sie ihm den Ring. Hoch erfreut steckte er den Ring an den Finger und befestigte die Schnur um den Hals. Der Kater und der Hund betrachteten ihren Herrn. Von den vielen Nahrungsmitteln blieb ihm nur eine einzige Semmel und eine Flasche Wein übrig. Damit bewirtete er die beiden Tiere.

Dann drehte er den Ring um. Sechs Herren erschienen und fragten ihn: „Erlauchter König, was wünschest du von uns?“ „Schaffet mir den Palast herbei, der am oder hinter dem Meere steht und marmorne Mauern und ein goldenes Dach hat, und zwar dann, wenn er mit ihr im Bette schläft.“ So geschah es. Als der ältere Lakai eingeschlafen war, nahmen die sechs Herren den Palast und trugen ihn fort zu dem Gefangenen. „Wir haben getan, was uns der allergnädigste König befohlen hat“, sprachen sie zu ihm. „Tragt mich von hier fort“, befahl ihnen der gefangene Lakai. Sie nahmen ihn, trugen ihn aus dem Keller und zerstörten diesen. Der Lakai begab sich zum König, bat ihn um Verzeihung und führte ihn in den Palast. Dort sprach er: „Seht, mein König, Ihr sagtet, daß ich ein Zauberer bin, dabei ist dieser der Zauberer und Ihr habt mich dafür in den Keller geworfen.“ Der König sah alles, geriet in Zorn und ließ den älteren Lakai erschießen.

---

### Der Dicke, der Lange und der Kluge<sup>1)</sup>.

In einem Dorfe lebte einst ein nicht besonders reicher Mann. Er hatte drei Söhne. Da starb ihm seine Frau und nach ein paar Jahren starb auch er. So blieben die drei Söhne allein. Da sagte der jüngste von ihnen: „Was sollen wir jetzt hier zu Hause tun? Wir müssen in die Welt gehen und einen Verdienst suchen.“ Und sie begaben sich auf die Reise und wanderten schon ziemlich lange. Sie hatten sich von zu Hause etwas Essen

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Wisła, einem Dorf im Fürstentum Teschen, und ist niedergeschrieben von Malinowski in „Materyały antrop.-archeol. i etnogr.“, Bd. IV, Teil II, S. 31 f.

mitgenommen. Dann gelangten sie in einen großen Wald. Aus diesem konnten sie nicht wieder herausfinden, denn sie hatten den Pfad verloren. Da kam der jüngste Bruder auf den Gedanken, den dicksten Baum des Waldes zu suchen und auf seinen Gipfel zu klettern. Von dort würde man sehen, in welcher Richtung sie gehen müßten, um möglichst schnell aus dem Walde zu kommen. Der Älteste von ihnen sollte nun auf den Baum klettern. Der aber beteuerte, daß er nicht hinaufklettern könnte, weil er zu dick sei und zwischen den Ästen nicht hindurchkäme. Er bat und flehte so lange, bis ihm seine Ausreden gelangen. Der Jüngste aber war sehr unwillig hierüber und sprach zu dem Ältesten: „Mußt du denn so viel essen, daß du so dick wirst? Aber du würdest so viel essen, wieviel man dir gibt.“ „Lieber Bruder,“ sagte der Älteste, „nimm es mir schon nicht übel, denn ich kann nicht anders.“ Da richtete sich der jüngste Bruder an den mittleren: „Du, Bruder, wirst dich nicht darum drücken können, du mußt durchaus hinaufklettern.“ Aber auch dieser begann ihn anzuflehen, er möchte ihn doch nicht hinauftreiben, denn er sei sehr lang und könnte sich zwischen den Ästen nicht krümmen. „Ihr seid beide gleich“, sagte der Jüngste; „der eine gibt vor, er sei zu dick und du gibst vor, du seist zu lang. Nun gut, ich werde selbst hinaufklettern.“ Und er begann zu klettern. Anfangs war es sehr mühevoll, denn der Baum war sehr dick und von unten ein Stück sehr glatt. Nachdem er aber das untere Stück überwunden hatte, ging es schon besser, weil Äste da waren. So kletterte er bis zur äußersten Spitze. Von dort hielt er nach allen Richtungen Umschau, um zu sehen, ob nicht irgendwo ein Licht brennt. Es war nämlich schon spät abends. Endlich bemerkte er, daß an einer Stelle ein starkes Licht brannte. Da nahm er die Mütze und warf sie in der Richtung des Lichtes hinunter. Dann gingen die drei Brüder in dieser Richtung. Schließlich kamen sie aus dem Walde heraus und setzten ihren Weg noch ein Stück fort. Dann gelangten sie zu einem großen Schloß und sprachen zueinander: „Mag dort sein, was will, wir wollen dennoch hinein!“ Sie gingen also in das Schloß hinein. Kein Mensch war darinnen, nur die Lichter waren alle angezündet und auf Tischen stand ein Abendessen für drei Personen bereit. Jeder setzte sich an einen Tisch und der Jüngste sagte: „Was sollen wir anderes tun als essen, da wir alle großen Hunger haben?“ Sie begannen zu essen und aßen, bis sie satt wurden, aber es blieben noch Speisen übrig. Und dann sagten sie: „Nun wäre es Zeit, sich schlafen zu legen, wenn sich Platz dazu fände.“ Und bald sollte sich auch Schlafgelegenheit für sie finden. Denn als sie in das Schloß weiter hineingingen, kamen sie in eine Kammer, in der ein Bett bereit stand. Da sagte der Dicke: „So werde ich schon hier liegen bleiben“, und der Jüngste entgegnete: „Nun, so bleib hier liegen.“ Die zwei Brüder gingen weiter. Wieder kamen sie in eine Kammer, in der ein Bett stand. Da sagte der Mittlere: „So werde ich hier liegen“, und der Jüngste antwortete: „Als ihr auf den Baum klettern solltet, da habt ihr nach Ausreden gesucht, aber jetzt, wo es sich um Schlafen handelt, da wollt ihr die ersten sein; doch bleibe nur schon hier, ich will noch weiter

suchen.“ Er ging weiter und fand bald eine dritte Kammer mit einem Bett. Dort legte er sich hin und alle drei schliefen sehr gut. In der Kammer jedoch, wo der Dicke schlief, befand sich unter dem Bett ein großes Loch und auf dem Loch stand ein Korb mit einer Peitsche und einem Stock. Als die zwölfte Stunde kam, sprang ein sonderbarer Mann hervor. Es war der Teufel, denn das Schloß war verzaubert. Er ergriff die Peitsche und den Stock und begann damit den Dicken im Bett zu prügeln. Dieser schrie um Hilfe, aber die beiden Brüder hörten ihn nicht. So lange schlug ihn der Teufel, bis er beinahe halbtot war. Dann sprang der Teufel in das Loch und der Dicke wußte nicht, wohin sein Peiniger verschwunden war. Nächsten Morgen, als die Brüder aufgestanden waren, fragte einer den anderen: „Wie hast du geschlafen?“ O, gut, und du wie?“ „O, auch gut!“ Aber der Dicke sagte zuerst nichts; erst als er zum zweitenmal gefragt wurde, antwortete er: „O, auch gut.“ Doch er sagte es halb weinend. Das Frühstück stand für sie bereit. Was sie sich nur wünschten, das bekamen sie im Augenblick. Bald kam Mittag. Wieder stand das Mittagessen für sie bereit. Nach dem Essen gingen sie in dem Schlosse von Zimmer zu Zimmer und sahen sich alles an. Da kam auch schon der Abend. Wieder stand das Abendessen bereit. Nachdem sie zu Abend gegessen hatten, sagte der Jüngste: „Wir könnten schon schlafen gehen.“ Und der Älteste entgegnete: „Gut, gehen wir schlafen.“ Dann aber sagte er zu dem Mittleren: „Du, mein liebes Brüderchen, du könntest hier in meinem Bette liegen, damit du auch weißt, wie gut es sich in meinem Bette schläft“. Dieser war mit dem Tausch einverstanden und blieb in dem Bette des Ersten. Kaum war er jedoch eingeschlafen, so sprang der Teufel wieder hervor, ergriff die Peitsche und den Stock und begann den Mittleren zu prügeln und prügelte, solange er konnte. Er stellte sich zu seinen Füßen auf und bearbeitete ihn der Länge nach von den Füßen bis zum Kopf. Als er ihn genug geprügelt hatte, verschwand er wieder. Nächsten Morgen fragte wieder einer den anderen, wie er geschlafen habe und jeder antwortete: „Gut.“ Auch der Mittlere sagte so, weil er sich schämte, die Wahrheit zu sagen. Wie am ersten Tage fanden sie auch am zweiten Frühstück, Mittag- und Abendessen bereit. Nach dem Abendessen sagte wiederum der Jüngste: „Gehen wir nun schlafen.“ Da sagte zu ihm der Lange: „Mein liebes Brüderchen, bleibe du hier und ich will in das Zimmer gehen, wo du geschlafen hast.“ Der Jüngste blieb; aber er war nicht so dumm wie die beiden anderen. Es fiel ihm der Handel der beiden Brüder auf. Bevor er sich in das Bett legte, nahm er die Kerze und suchte das ganze Zimmer ab. Als er den Korb unter dem Bette gefunden hatte, nahm er die Peitsche und den Stock heraus und legte es ins Bett unter den Kopf. Er schlief nicht, sondern wartete, was weiter geschehen wird. Als die zwölfte Stunde nahte, sprang wieder der Teufel aus dem Loch hervor, nur schade, daß er in dem Korbe weder die Peitsche noch den Stock fand und so nichts zum Schlagen hatte. Der Jüngling aber holte die Peitsche und den Stock hervor, ergriff den Teufel und sprach: „Du hast die Beiden geschlagen, aber ich werde dich jetzt selbst durch-

hauen.“ Er warf ihn auf den Boden und begann ihn mit dem Stock und der Peitsche furchtbar zu hauen, schleuderte ihn dann in das Loch und verfluchte ihn so, daß nur ein Tropfen Pech von ihm übrig blieb.

Am Morgen fragen die Brüder wiederum einer den anderen, wie er geschlafen. Der Jüngste antwortet: „Ich sehr gut, denn ich ließ mich nicht so durchprügeln wie ihr Dummköpfe.“ Aber schade — das Frühstück stand für sie nicht bereit. Doch er hatte wieder etwas ausfindig gemacht: Wenn sie eine Leine hätten, müßte einer von ihnen in das Loch hinuntersteigen. Bald fand sich auch eine Leine. Und der Jüngste sagt: „Nun, Ältester, du wolltest zuerst dich schlafen legen, jetzt kannst du auch als erster in das Loch klettern.“ Doch dieser fängt an, ihn flehentlich zu bitten: „Liebes Brüderchen, ich klettere nicht hinunter, denn ich bin sehr dick; wenn dort das Loch irgendwo zu eng wäre, könnte ich ja erstickten.“ Da sagt der Jüngste: „Nun, dann gehst du hinunter, Langer.“ Aber auch dieser bittet ihn: „Liebes Brüderchen, ich gehe nicht hinunter; denn wenn das Loch irgendwo krumm wäre, könnte ich nicht hinuntersteigen, weil ich doch so lang bin.“ Der Jüngste entgegnet: „Ich wußte ja gut, daß ihr euch beide ausreden werdet; nun, ich steige selbst hinunter.“ Und er nahm sich den Stock und die Peitsche und wurde von den Brüdern an der Leine in das Loch hinuntergelassen. Als er den Grund erreichte, fand er dort eine eiserne Tür und daran befand sich ein großer Bund Schlüssel. Er nahm die Schlüssel und schloß die Tür auf. Dort saß eine sehr schöne Prinzessin, die ihn von Zeit zu Zeit begrüßte. „Wie bist du hieher gekommen?“ fragte sie ihn, „jetzt wirst du mich von hier befreien.“ Mit diesen Worten nahm sie ihren Ring vom Finger und gab ihn ihm. Und er band sie an die Leine und bewegte mit dieser. Die Brüder begannen zu ziehen. Als sie die Prinzessin hinaufgezogen hatten, fingen sie sofort an, sich zu streiten. Der eine sagt: „Sie wird für mich sein“, der andere: „Nein, für mich.“ So kam es bis zum Schlagen. Da sagte die Prinzessin zu ihnen, daß sich noch zwei Prinzessinnen dort befinden. Und sie hörten auf, sich zu zanken. Inzwischen kam der Jüngste in den zweiten Keller. Dort saß die zweite Prinzessin, noch schöner als die erste; sie grüßte ihn noch mehr als die erste und schenkte ihm ebenfalls ihren Ring. Und er tat mit ihr dasselbe wie mit der ersten. Er band sie an die Leine und die Brüder zogen sie herauf. Dann ging er weiter in den dritten Keller. Dort saß die dritte Prinzessin, die schönste von allen. Und wiederum bewillkommnete sie ihn sehr. Er band sie an die Leine, die Brüder zogen sie herauf und begannen wieder zu streiten. Der Dicke sagte zu dem Langen: „Nimm du dir die zwei und ich nehme mir die eine.“ Von ihrem Bruder war gar nicht mehr die Rede, sie dachten nicht daran, ihn heraufzuziehen. Erst als die Prinzessinnen sie baten, sie sollten ihn doch heraufziehen, ließen sie die Leine herunter. Aber er war noch klüger als sie. Er band an die Leine die eiserne Tür und sie begannen zu ziehen. Als sie bis zur Mitte gezogen hatten, ließen sie die Leine los und dachten, er würde sich totschiagen. Und so wäre es auch geschehen, wenn er an der Leine geblieben wäre. Nun freuten sie sich sehr, ihren

Bruder los geworden zu sein. Doch den Prinzessinnen lag das sehr im Kopfe; den ganzen Tag gingen sie an das Loch, um zu horchen, ob er nicht doch noch lebt. Sie konnten sich aber mit ihm nicht verständigen, denn das Loch war tief in der Erde. Und auch er hatte die Hoffnung, ob ihn die Prinzessinnen nicht irgendwie herausziehen werden. So geschah es auch. Er versuchte auf der Leine hinaufzuklettern. Die Prinzessinnen bemerkten es und zogen ihn herauf. Sie erzählten ihm, wie sich seine Brüder über ihn beraten haben, um ihn los zu werden und wie sie, nachdem sie die Tür fallen gelassen, zueinander gesagt haben, daß er jetzt tot sein wird. Doch es war nicht so gekommen, denn nicht er war an der Leine angebunden, sondern die Tür. Da er sich fürchtete, seine Brüder möchten ihn totschiagen, wollte er sich von ihnen befreien. „Ich weiß gut,“ sagte er zu sich selbst, „daß sie mich töten werden und ich werde keine Sünde begehen, wenn ich sie beide töte.“ So tat er auch und nahm sich alle drei Prinzessinnen. Und sie feierten eine herrliche, große Hochzeit. Ich selbst war damals ein kleiner Knabe. Man schoß dort furchtbar. Ich wurde gefangen, in die Kanone gesteckt und hier an die Weichsel geschossen. Bis hierher trug es mich. Deshalb weiß ich gut, wie es dort war und niemand soll mit mir streiten, der nicht dabei war<sup>1)</sup>.

### Von einem armen Manne<sup>2)</sup>.

Ein armer Mann hatte sieben Kinder. Da er für sie nichts zu essen hatte, ging er in den Wald Pilze suchen. Während des Suchens erblickte er hoch oben auf einer Tanne ein Nest. Er kletterte hinauf. In dem Nest lagen 30 Eier. Er nahm sie in den Korb und trug sie nach Hause. Er wollte die Eier verkaufen. Seine Frau aber sagte, man solle sie lieber unter eine Henne legen; für die Hühnchen würden sie mehr bekommen. Es waren nämlich Eier von Feldhühnern. Die Henne saß vier Wochen auf den Eiern und brütete 30 Knäblein aus. Was sollten sie mit ihnen anfangen? Sie wollten sie ertränken. Da sie ihnen aber doch leid taten, zogen sie die Knäblein auf. Sie wurden 18 Jahre alt. Der Mann sagte zu ihnen, er hätte sie schon lange genug ernährt. Sie gingen Dienst suchen. Nirgends fanden sie etwas Geeignetes, denn sie wollten gern alle zusammen dienen. Schließlich kamen sie zu einem Kaiser. Zuerst wollte sie auch er nicht alle annehmen. Als sie ihn aber so sehr darum baten, nahm er sie doch alle auf. Sie pflügten dem Kaiser die Felder. Die Ernte war sehr gut. Sie fuhren sie zu ihrem Nährvater. Im zweiten Jahre taten sie dasselbe und der Mann wurde dadurch sehr reich. Im dritten Jahre hatten

<sup>1)</sup> Ein ganz ähnliches Märchen ist auch in Giebułtów in Galizien bekannt. An Stelle der drei Brüder sind hier drei Riesen die Hauptpersonen. S. Kolberg: Ser. VIII, S. 76 f. Vgl. auch Kolberg: Serya XIV, S. 94 f.

<sup>2)</sup> Das Märchen ist bei den polnischen Bergbewohnern in Ungarn bekannt und von Zawiliński erzählt in „Materyały antrop.-archeol. i etnogr.“, Bd. I, Teil II, S. 419 f.

sie die Äcker wieder gepflügt. Eines Tages, als sie die Saaten besichtigen wollten, sahen sie, daß alles von Pferden zertrampelt war. Sie wußten aber nicht, wessen Pferde<sup>1)</sup> es waren. Sie schickten einen von ihnen zur Wache. Um Mitternacht erschienen 30 Pferde und begannen auf den Saaten herumzuspringen. Der Wächter lief nach Hause und weckte seine Brüder. Als sie aber auf das Feld kamen, war dort kein einziges Pferd mehr zu sehen. In der folgenden Nacht schickten sie einen anderen zum Wachen. Die Pferde erschienen abermals. Ehe aber der Wächter seine Brüder geholt hatte, waren sie verschwunden. Er wurde nur noch von seinen Brüdern durchgeprügelt, weil sie glaubten, er hätte gelogen. In der dritten Nacht paßten alle dreißig auf. Die Pferde kamen und begannen die Saaten zu zertreten. Den Brüdern gelang es, die Pferde zu fangen. Das dreißigste Pferd sprach zu dem kleinsten der Brüder, von dem es gefangen wurde, er solle, wenn er auf ihm reite, nichts von der Straße aufheben, auch wenn er etwas sehen sollte. Er versprach es dem Pferde. Während sie so des Weges daherritten, erblickte der kleinste der Brüder einen goldenen Katzenschweif. Er hob ihn auf. Das Pferd ermahnte ihn, er solle nichts mehr aufheben. Der Reiter versprach es. Sie ritten weiter. Da lag eine goldene Hahnenfeder auf dem Wege. Er hob sie auf, denn sie war sehr schön. Das Pferd ermahnte ihn abermals, er solle jetzt nichts mehr aufheben, widrigenfalls es ihm schlimm ergehen könnte. Sie ritten weiter und fanden ein diamantenes Hufeisen. Seine Schönheit stach dem Reiter in die Augen; er hob es auf und nahm es zu sich. Zu Hause angelangt, zeigte er alles dem König. Der König fand daran Gefallen und sagte zu den übrigen Brüdern, er werde den Kleinsten über sie setzen, dieser solle ihnen befehlen, da sie es nicht gebracht hätten. Die Brüder wurden eifersüchtig auf ihren kleinsten Bruder, der den goldenen Schweif gebracht hatte. Dem Kaiser gefiel der Schweif sehr und sagte zu dem Kleinsten, er werde um einen Kopf kürzer gemacht, wenn er ihm nicht auch die goldene Katze bringe. Weinend begab sich dieser zu dem Pferde. „Warum weinst du so?“ fragte es ihn. Er sagte, daß es mit ihm schlecht stehe, daß er um einen Kopf kürzer gemacht werde, wenn er nicht die goldene Katze bringe. „Siehst du, ich habe dir doch gesagt, du sollst nichts aufheben“, antwortete das Pferd. „Aber weine nicht, geh zum Kaiser und bitte ihn, daß er dir ein Viertel Hafer und ein Viertel Roggen gibt.“ Der Kaiser gab ihm sofort das Gewünschte. Er bestieg mit dem Getreide das Pferd. Sie kamen an das Rote Meer. Dort war eine Höhle. Das Pferd ließ ihn den Hafer und Roggen in die Höhle schütten und sagte zu ihm, er solle hinter das Meer gehen. Dort wohne ein Zauberer, der eine derartige Katze besitze. Er solle aber ganz leise auf den Zehenspitzen gehen und die Stiefel ausziehen. Die Katze befinde sich hinter der Tür. Er solle sie schnell ergreifen und fortlaufen. Er tat, wie ihm das Pferd befohlen, fing die Katze, stahl sie und lief davon.

---

<sup>1)</sup> In einem Märchen aus Szmigel in Posen weiden einer Frau jede Nacht drei Pferde, verzauberte Jungfrauen, eine Wiese ab. S. Kolberg: Serya XIV, S. 3 f.

Während er davonlief, wieherte des Zauberers Pferd Tatos, welches auch reden konnte. Der Zauberer kam hinzu und fragte das Pferd, was ihm fehle, daß es wiehere. Dieses antwortete ihm, daß es schlecht mit ihm stehe, daß man ihm die Katze gestohlen. „Ich habe noch Zeit, eineinhalb Zentner Tabak auszurauchen, dann will ich erst den Dieb verfolgen“, sagte der Zauberer. „Nicht einen einzigen Pfeifenkopf kannst du auszurauchen“, erwiderte das Pferd. Der Zauberer bestieg schnell das Pferd und sprengte dem Dieb nach. Dieser jedoch sprang mit der Katze ins Rote Meer und schwamm hinüber. Beim Kaiser angekommen, zeigte er ihm die Katze. Jetzt wollte ihn der Kaiser zum Herrn über die Brüder machen. Diese aber sagten, der Kleinste solle doch auch den goldenen Hahn bringen, da er schon die Feder besitze. Dem Kaiser gefiel der Rat. Er sprach zu dem Kleinsten: „Wenn du mir nicht den Hahn bringst, lasse ich dir den Kopf abhauen.“ Weinend begibt er sich wieder zu seinem Pferde. „Was ist dir?“ fragt es ihn. „Wenn ich nicht den goldenen Hahn bringe, werde ich einen Kopf kürzer gemacht.“ „Siehst du, ich habe dir doch gesagt, du sollst nichts aufheben, was auf der Straße liegt. Aber weine nicht; geh zum Kaiser und bitte ihn um ein halbes Maß Roggen und ein halbes Maß Weizen.“ Der Kaiser gab es ihm sofort. Sie ritten wieder zum Roten Meere. Das Getreide wurde in die Höhle geschüttet. Das Pferd befahl ihm abermals hinter das Rote Meer zu gehen. Der goldene Hahn befinde sich in einem Käfig am Fenster des Zaubererhauses. Er solle ihn fangen und fortlaufen, müsse aber acht geben, daß ihn der Hahn nicht erblicke, bevor er den Käfig ergriffen habe. Es gelang ihm, mit dem Hahn zu entkommen. Das Pferd Tatos wieherte wieder im Stalle. Der Zauberer kam und fragte das Pferd, was es habe. „Es steht schlecht mit dir, man hat dir auch schon den goldenen Hahn gestohlen“, entgegnete das Pferd. Der Zauberer bestieg das Pferd, setzte dem Diebe nach, konnte ihn aber nicht einholen. Er übergab den Hahn dem Kaiser, der ihn jetzt zum Obersten über die anderen einsetzen wollte. Die Brüder jedoch sagten: „Da er ein diamantenes Hufeisen besitzt, soll er auch das diamantene Pferd herbeischaffen.“ Das Pferd des kleinsten der Brüder ließ ihn 8 Maß Weizen, 5 Maß Erbsen, 14 Ochsenfelle und 14 Pferdefelle mitnehmen. Dann fuhr er wieder hinter das Meer. Das Pferd von Diamanten stand im Stalle des Zauberers. Es war derselbe Tatos, der immer gewiehert hatte. Er führte ihn aus dem Stalle und bestieg ihn. Er mußte aufpassen, daß ihn das Pferd nicht erblickte, ehe er es festhielt. Er ritt mit ihm davon. Der Zauberer aber ergriff ihn am Meere, führte ihn zurück, sperrte ihn in einen kleinen Stall ein und fütterte ihn ein Jahr lang wie ein Ferkel mit italienischen Nüssen und süßer Milch. Dann befahl er seiner Wirtin ihn zu backen. Sieben Wochen heizte sie den Ofen für ihn. Der Zauberer begab sich irgendwo zu einem Gastmahl. Die Wirtin führte ihn aus dem Stalle, sagte zu ihm, er solle sich, da es ihm sehr kalt sei, auf diesen kleinen Wagen setzen, sie werde ihn auf der Ofenmauer herumfahren, damit er sich erwärme. Er wußte aber, was mit ihm geschehen sollte. Er stellte sich auf dem Wagen aufrecht hin,

so daß sie ihn nicht in den Ofen setzen konnte. Die Wirtin forderte ihn auf, sich mit dem Bauch nach oben hinzulegen. Er streckte aber die Beine in die Höhe und sie konnte ihn wiederum nicht hineinssetzen. Er stellte sich so, als ob er nicht wüßte, wie er sich hinsetzen sollte und bat die Frau, es ihm zu zeigen. Sie legte sich ausgestreckt hin, er schob sie in den Ofen hinein, wo sie gebacken wurde. Dann legte er den „Braten“ auf den Tisch, deckte ihn mit einem Tischtuch zu, legte das Butterfaß ins Bett, führte das Pferd aus dem Stalle und entfloh. Es wieherte aber das zweite Pferd Tatos und der Zauberer kam zurück. „Was fehlt dir?“ fragte er das Pferd. „Es steht schon schlecht mit dir,“ antwortete das Pferd, „man hat dir die Frau gebacken und das Pferd gestohlen.“ Der Zauberer setzte dem Diebe nach, konnte ihn aber nicht ergreifen. Als dieser hinter das Meer kam, band er das Pferd an und begab sich zu seinem eigenen Pferde, das in der Höhle lag und das Getreide zu Ende fraß. Es sagte zu ihm, daß es dreimal in die Höhe springen und wiehern werde. Er solle das Pferd loslassen und wenn diesem rote Flammen aus dem Maul flackern, dann sei es ein schlechtes Zeichen, wenn aber die Flammen hell seien, dann sei es ein gutes Zeichen. Ist die Flamme rot, so solle er schnell zu dem Pferde laufen und sich oder das Pferd mit dem Messer erstechen. So geschah es auch. Da fielen von dem Pferde alle Felle und auch das eigene Fell ab. Es wurde schwach; sie legten ihm die Zügel an und führten es zum Kaiser. Der Kaiser wollte nun den Kleinsten über seine Brüder setzen. Die aber sagten, er sei ledig, er solle sich doch mit der sehr schönen verzauberten Prinzessin verheiraten und sie von dem Kleinsten befreien lassen. Befreie er sie nicht, so werde er einen Kopf kürzer gemacht.

Weinend begab sich der Kleinste zu seinem Pferde. „Füttere mich nur gut“, riet ihm das Pferd. Dann ließ es ihn einen großen Hammer mitnehmen, mit dem sie zu dem Schlosse fuhren, wo die Prinzessin verzaubert war. Dort standen dreißig Pfähle; auf neunundzwanzig von ihnen staken Köpfe, der dreißigste war noch frei. Er fragte, wozu die Pfähle seien, worauf ihm die Leute antworteten: „Neunundzwanzig Menschen versuchten die Prinzessin zu befreien, wurden aber alle getötet. Der dreißigste Pfahl ist für deinen Kopf bereit.“ Es befahl ihn Angst. Das Pferd jedoch riet ihm, sich nicht zu fürchten. Dann sprang es im Galopp in das Kastell und befahl dem Reiter, mit dem Hammer stark gegen die Mauer zu schlagen. Da kroch ein Drache hervor und kam ihm entgegengelauften. Er hatte neun Köpfe, aus denen Flammen herausflackerten. Der Reiter hatte eine Lanze. Mit dieser stach er kräftig auf den Drachen ein, bis er tot war. Hierauf befreiten sie die Prinzessin und brachten sie zum Kaiser. Doch sie wollte nicht den Kaiser heiraten, sondern ihren Befreier. Der Kaiser beriet sich mit seinen Dienern, was zu tun sei. Sie rieten ihm, Pech zu kochen und den Kleinsten darin zu ertränken. Der Kaiser war damit einverstanden. Sieben Tage wurde das Pech gekocht, damit es recht heiß wäre. Das Pferd wußte gut, was da vor sich ging. Als der Dreißigste zu ihm kam, sagte es: „Es steht schlecht mit dir; sieben

Tage kocht man das Pech, in dem du ertränkt werden sollst. Nimm mich und führe mich in die Nähe des Pechs!“ So geschah es. Als der kleinste Bruder in das Pech springen sollte, trat das Pferd noch näher heran und zog die Hitze in sich. Das Pech wurde kalt und der Bruder stieg ganz mit Gold bedeckt aus dem Kessel. Der Kaiser dachte, er werde noch schöner werden und sprang auch in den Kessel. Das Pferd trat schnell heran, ließ die Hitze wieder los und der Kaiser wurde gebraten. Der Dreißigste vermählte sich nun mit der Prinzessin und wurde Kaiser. Die Brüder aber ließ er von Pferden zerreißen<sup>1)</sup>.

### Von einer Königstochter, die in der Macht von Teufeln stand<sup>2)</sup>.

Es war im Sommer. Auf einer blühenden Wiese standen zwei Bauern und stritten sich um eine goldene Feder. Die schrieb von selbst alles, was sich ihr Besitzer wünschte. „Die Feder,“ sagte der eine, „kommt mir zu, denn der sterbende Vater liebte mich besonders und vermachte im Testament alles mir; also gehört mir auch die Feder.“ „Es ist wahr,“ entgegnete der andere, „daß dich der Vater zu meinem Schaden am meisten liebte und das Testament nur zu deinem Nutzen abfaßte, aber bedenke doch, daß ich älter bin als du und wenn ich vom Vater nichts geerbt habe, so kommt mir doch wenigstens die Feder zu. Und wenn ich auch gleich tot hinfiele, will ich dir das Recht auf die Feder nicht abtreten.“ — Wer weiß, wohin der Streit geführt hätte. Zum Glück trat ein Wanderer zu ihnen und forderte sie auf, sich nicht zu zanken, sondern die Angelegenheit vors Gericht zu bringen. Die beiden Brüder begaben sich nun in das nächste Städtchen mit dem Vorsatz, sich auf das Urteil des Richters hin auszusöhnen. Derjenige, dem das Recht auf die Feder zugesprochen würde, sollte zu dem Wanderer zurückkehren, bei dem die Feder vorläufig zurückgelassen wurde. Doch der Wanderer verdiente dieses unbegrenzte Vertrauen nicht; denn kaum hatte er die beiden Brüder aus dem Auge verloren, so machte er sich auf die Beine und wanderte schnellen Schrittes weiter.

Eines Tages gelangte er in eine sehr große Stadt. Daselbst wohnte der König des Landes. Die Stadt war schön und gut bevölkert, dennoch fühlte man von überall her Trauer und Wehmut wehen. Die Menschen ließen traurig die Köpfe herabhängen, auf allen Kirchtürmen flatterten schwarze Fahnen, besonders viele aber wehten auf dem Königsschloß. Das machte den Wanderer neugierig. Darum fragte er einen Vorübergehenden nach dem Grunde der allgemeinen Trauer. Der Gefragte blickte den Wanderer von oben herab an und sprach: „Man merkt, daß du unsere Stadt zum erstenmal siehst, da du von dem großen Unglück nichts weißt,

<sup>1)</sup> Vgl. „Das Märchen von den zehn Brüdern“ und die Anmerkungen dazu.

<sup>2)</sup> Das Märchen stammt aus Stawków im Königreich Polen und ist niedergeschrieben von Udziela im „Lud“, Bd. IX, S. 179 f.

welches schon seit langem unseren König berührt. Er hat nämlich eine Tochter, die jede Nacht aus dem Schloß verschwindet, ohne daß jemand in Erfahrung bringen kann, wohin sie sich begibt. Der König hat eine große Belohnung demjenigen versprochen, der dieses Geheimnis aufdecken kann. Viele versuchten es bereits; alle aber starben den schmachlichen Galgentod, denn der König bestraft alle, die den Versuch machen und nichts erreichen, mit dem Tode. Seit geraumer Zeit hat es nun niemand mehr unternommen, die Königstochter zu bewachen, obwohl der König dem Erlöser die Hand seiner Tochter und das Königreich versprach.“

Der Wanderer hörte sich die Erzählung mit großer Aufmerksamkeit an und ließ sich nach kurzem Bedenken in den Königspalast führen. Der König freute sich sehr darüber, daß es noch Menschen gibt, die auf sein Glück bedacht sind. Er erinnerte den Wanderer sofort an die Lage derjenigen, die den geheimnisvollen Aufenthaltsort der Königstochter auskundschaften wollen und erklärte ihm, daß er im Falle des Gelingens die Hand seiner Tochter, im Falle des Mißlingens aber den Tod erhält. Der Wanderer war mit allem einverstanden. Da es schon dunkel war, begab er sich in das Gemach der Königstochter; diese nahm ihn sehr freundlich auf, als sie von seiner Absicht hörte. Sie lud ihn zu einem bereitgestellten Mahl ein. Nach der Mahlzeit reichte sie ihm verschiedene Getränke, um ihn betrunken zu machen. Der Wanderer jedoch, der ihre Absicht merkte, nahm ein Glas nach dem anderen, tat so, als ob er tränke, goß aber alles hinter den Kragen. Zuletzt stellte er sich ganz betrunken und fiel so lang wie er war unter den Tisch.

Darauf wartete nur die Königstochter. Schnell nahm sie eine Büchse mit einer Salbe, bestrich damit ihren Ring, drehte ihn um den Finger — und war verschwunden. Der Wanderer wurde betroffen, denn das Unternehmen begann eine unangenehme Wendung zu nehmen. Ohne viel nachzudenken, bestreicht er mit der Salbe seine Feder und führt sie um den Finger herum. Welch ein Wunder! Eine unsichtbare Gewalt erfaßt ihn plötzlich, führt ihn durch den Schornstein und trägt ihn über Berge und Wälder in die weite Welt hinaus. Bald fühlt der Wanderer, daß er zur Erde hinabgleitet. In dem Walde stand unter einer gewaltigen Eiche eine Bank mit Kaffee. Unser Wanderer trank ihn aus, stellte sich unter einen Baum und wartete, was weiter geschieht. Nach kurzer Zeit kam die Königstochter herangeflogen. Als sie sah, daß der Kaffee ausgetrunken ist, brummte sie: „Jemand ist mir zuvorgekommen“, und ein Schatten von Verdacht glitt über ihr Antlitz, verflog aber bald bei dem Gedanken, daß sie ihren Verfolger betrunken im Schlosse zurückgelassen. Von neuem drehte sie den Ring um den Finger und verschwand.

Der Wanderer tat das gleiche mit seiner Feder. Abermals wurde er in die Lüfte gehoben und flog an Bergen, Wäldern und Flüssen vorüber. Doch schwebte er von neuem hinunter an das Ufer eines ziemlich breiten und tiefen Flusses, über den man weder durch Schwimmen noch durch Waten gelangen konnte. Gleich nach ihm erschien auch die Königstochter; sie pfiß auf einer Pfeife, sofort kam vom anderen Flußufer ein Kahn

angefahren. Der Wanderer, der sich keinen anderen Rat weiß, verläßt sein Versteck, tut, als ob er sich in dem Walde verirrt hätte, und bittet die Prinzessin, sie möchte ihn an das andere Ufer hinüberfahren. Der Prinzessin fiel zwar die Ähnlichkeit dieses Menschen mit dem auf, der den Ort ihrer nächtlichen Ausflüge ausfindig machen wollte, aber der Gedanke, daß sie ihn ja betrunken zurückgelassen hatte, zerstreute ihren Verdacht und sie erlaubte dem Verirrten mit über den Fluß zu fahren.

Auf einen zweiten Pfiff der Königstochter erschien ein Kutschwagen, in dem sie zweifellos zum Ziele ihres Ausfluges fahren sollte. Wie sollte der Wanderer dieses Ziel erreichen? Notgedrungen mußte er entweder zusammen mit der Prinzessin in dem Wagen fahren, was aber unmöglich war, oder er mußte die Fahrt stören, was schon viel leichter war. Die Schrauben der Vorderräder aufdrehen war das Werk eines Augenblicks. Kaum war der Wagen einige Schritte gefahren, so gleiten die beiden Räder aus den Achsen, der Wagen fällt auf die Erde und zerbricht. Die Königstochter muß nun den Weg zu Fuß zurücklegen.

Hinter dem Walde lag auf einem Berge ein prächtiges Schloß. Hell erleuchtet dringt das reichliche Licht durch die ein wenig geöffneten Fenster und herrliche Musik erschallt. Wegen der längeren Abwesenheit der Prinzessin verspätete sich etwas das Vergnügen. Aber schon tritt sie in den Saal. Der Wanderer hatte es nicht so leicht, in den Saal zu gelangen. Erst nach langem Bitten ließ ihn der Pförtner hinein, aber nur unter der Bedingung, daß er bei ihm ein wenig schlafe und noch vor Tagesanbruch das Schloß verlasse. Der Wanderer war damit einverstanden. Er fand bei dem Pförtner eine Lakaienuniform, zog sie an und ging in die Gastgemächer. Unter den sich vergnügenden Gästen fand er bald die Königstochter. Um dem König seine Enthüllung zu beweisen, mußte er ein augenscheinliches Beweismittel haben. Er bemerkte, daß die Königstochter Schuhe mit sehr schönen Rosen trage, die einander sehr glichen. In ihre Nähe tretend, bückte er sich, indem er so tat, als ob ihm ein Taschentuch heruntergefallen wäre und schnitt ihr geschickt eine von den Rosen ab. Mit diesem Beweismittel verließ er sofort den Saal und das Schloß, da er glaubte, daß seine Mission erfüllt sei. Auf dieselbe Weise gelangte er in den Königspalast und legte sich unter den Tisch, sich trunken stellend.

Bald nach ihm kehrte auch die Königstochter zurück. Da sie den Wanderer noch schlafend fand, lächelte sie ärgerlich und wünschte ihm einen leichten Galgentod. Doch wie verwunderte sie sich, als am Morgen der Wanderer auf die Frage des Königs, wohin seine Tochter immer verschwinde, feste und sichere Antworten gab. Und als er zum Beweise seiner Behauptungen die Rose hervorholen wollte, wurde die Prinzessin bleich wie die Wand und rief mit furchtbarer Stimme: „Vater, wolle nicht die Wahrheit erfahren, sonst sterbe ich sofort, und du mußt bei meiner Leiche jede Nacht eine Wache aufstellen, widrigenfalls ich dich, Vater, und dein ganzes Reich vernichten muß.“

Doch der König achtete nicht auf die Drohung seiner Tochter, sondern

ließ den Wanderer die volle Wahrheit aussprechen und das Beweismittel zeigen. Als der Wanderer in seiner Erzählung das letzte Wort ausgesprochen hatte, fiel die Prinzessin mit einem furchtbaren Seufzer tot zu Boden.

Vor dem Hochaltar der Kathedrale steht der gläserne Sarg mit der Leiche der kürzlich gestorbenen Königstochter. Rings umher herrscht Grabesstille, nur durch den Widerhall der Schritte des Wachtpostens gestört, die an dem Gewölbe des Heiligtums dumpf abprallen. Plötzlich, als die Uhr zwölf geschlagen hatte, erhob sich in der Kirche ein Getöse und Gebrause; ein Ringen und ein durchdringender Schrei der Schildwache wurde vernommen, und dann trat wiederum Stille ein, die nun durch nichts mehr gestört wurde.

Des Morgens herrschte dann in der Stadt furchtbare Angst. Die bei der toten Königstochter aufgestellte Wache war spurlos verschwunden. Man vermutete, daß sie ein Opfer der Toten wurde und das vergrößerte noch die Angst. Dasselbe geschah in der zweiten, dritten und zehnten Nacht. Der König riß sich vor Verzweiflung die Haare vom Kopfe, da er sah, daß mit der Zeit sein ganzes Reich zugrunde gehen würde. Da erinnerte er sich des Wanderers, der ihm das Geheimnis seiner Tochter enthüllte. „Dieser,“ dachte der König, „wird sich vielleicht mit der Verstorbenen Rat wissen.“ Der Wanderer wurde gerufen. Flehend legte er dem Könige auseinander, daß die Prinzessin, die schon an unschuldigen Menschen Rache übt, sich erst recht an ihm rächen werde, da er ja augenscheinlich die Ursache dieses ganzen Unglückes sei. Doch das half ihm nichts. Der König drohte ihm mit dem Tode, wenn er ihm den Gehorsam verweigere. Auf den Tod gefaßt, begab sich der Wanderer in die Kirche, um an der Leiche der Königstochter zu wachen. An der Kirche saß ein alter Mann, weiß wie eine Taube. Er sah den traurigen und nachdenklichen Wanderer kommen und fragte ihn, was ihn quäle. Der Wanderer erzählte ihm alles, der Greis ermunterte ihn und sagte, er solle sich vor nichts fürchten, nur müsse er aufs Chor steigen: „Um zwölf Uhr wird die Königstochter aufstehen, dich überall suchen und beim Namen rufen, doch du darfst dich weder zeigen noch antworten. Erst, wenn der Hahn kräht und die Königstochter in den Sarg zurückkehrt, sollst du dich ihr zeigen und sagen: „Ich bin es, aber du fandest mich nicht!“

Diese Ratschläge flößten dem Wanderer Mut ein und er betrat schon fröhlicher die Kirche. Auf dem Chore fand er einen geeigneten und gut versteckten Ort, von wo aus er auch die ganze Kirche gut übersehen konnte. Vor Dunkelheit sah er nichts, die tiefe Stille ängstigte ihn und die schlagende Turmuhr beunruhigte ihn um so mehr, je mehr sie sich der Mitternacht näherte. Schließlich schlug die Uhr zwölf. Kaum war das letzte Echo verklungen, als der Sarg sich plötzlich mit Gekrach öffnete und die Königstochter aus demselben heraussprang. Der Wanderer erbleichte bei ihrem Anblick. Sie hatte zerzaustes Haar, wilde Augen, aus denen Funken sprühten, die Fäuste zusammengeballt und aus ihrem Munde sprudelten jeden Augenblick furchtbare Flüche hervor. In diesem Zustande lief sie

die ganze Kirche ab, wobei sie kein Winkelchen vergaß; nur das Chor durchsuchte sie nicht. Als sie sich bereits wieder in den Sarg legte, zeigte sich ihr der Wanderer und rief vor Furcht nur aus: „Ich bin es.“ „Warte,“ entgegnete die Prinzessin, „morgen wirst du dich nicht mehr vor mir verstecken.“

Am folgenden Tage riet ihm der Greis, sich auf der Kanzel zu verstecken. Die Königstochter fand ihn auch diesmal nicht, tat ihm aber ausdrücklich kund, sie werde in der dritten Nacht kein einziges Winkelchen unberücksichtigt lassen und alles durchsuchen. Selbst der Greis zweifelte schon an der Rettung, riet ihm aber doch, sich ganz neben dem Sarge zu verstecken so, daß ihn der sich öffnende Deckel zudeckte; und wenn sich die Königstochter in die Mitte der Kirche begeben sollte, solle er in den Sarg steigen und warten, bis sie zurückkehrt. Sobald sie ihn in dem Sarge bemerkt, werde sie ihn vertreiben wollen, er aber solle verlangen, ihm die ganze Hand zu reichen. Darauf werde sie ihm einen Finger reichen, doch er dürfe ihn nicht anfassen, weil sie noch Macht über ihn haben würde.

Es geschah, wie der Greis gesagt hatte. Erst als ihm die Prinzessin die ganze Hand reichte, ergriff er sie kräftig, erhob sich aus dem Sarge und ging mit ihr an den Altar, um zu beten. Am Morgen kam der König mit seinen Hofleuten in die Kirche und sah, wie seine Tochter allmählich weiß wurde. Jetzt erst erhob sich der Wanderer und ließ den Priester rufen, damit er ihn mit der Königstochter traute. Nach der Trauung dankte ihm die Prinzessin für die Erlösung; denn gleich nach ihrem Tode fiel sie in die Macht der Teufel, aus der sie der Wanderer befreite. Eine prächtige Hochzeit wurde gefeiert. Der alte König starb bald. Der Wanderer übernahm die Regierung und herrschte weise lange Zeit<sup>1)</sup>.

---

### Das Märchen von den vierundzwanzig Räubern<sup>2)</sup>.

Es lebte einst ein sehr reicher Kaufmann. Er besaß einige Kaufläden, in denen verschiedene Waren lagen. In einem Laden hatte er Eisen, in einem anderen Stoffe, in einem dritten Zuckerwaren und Gewürze. Überall hatte er Gehilfen und treue Leute, die ihm in allem halfen und die Waren verkauften. Aber in dem reichsten Laden befanden sich nur Goldsachen, wie Ringe mit kostbaren Steinen, Ohrringe, Ketten und Uhren. In diesem Laden saß der Kaufherr selbst und verkaufte alles eigenhändig. Das wunderte niemanden, denn jeder wußte, daß es leichter ist einen Ring zu stehlen als einen Eisenstab, daß Gold hundertmal mehr wert ist als Eisen.

<sup>1)</sup> Vgl. das Märchen „Von einem Grafen, der die Not nicht kannte“, und die Anmerkung 2 hiezu.

<sup>2)</sup> Das Märchen stammt aus der Gegend von Lemberg und ist erzählt von Siewiński im „Lud“, Bd. II, S. 266 ff.

Es hatte dieser Kaufmann eine Frau und eine einzige Tochter, mit Namen Julusia (Julie). Nun erlaubte manchmal der Kaufmann, wenn er selbst die anderen Läden besichtigen ging, seiner Frau und seiner Tochter, die Waren zu verkaufen. In kurzer Zeit erwarb sich die Tochter eine solche Fertigkeit, daß sie so gut verkaufte wie ihr Vater, ja der Gewinn war sogar größer als früher, weil viele Herren, welche die schöne Jungfrau kennen lernen wollten, absichtlich Goldsachen kaufen kamen.

Doch mußte man sehr vorsichtig sein, denn bisweilen kamen auch Diebe, die als feine Herren sich verkleideten, um etwas stehlen zu können. Ho! ho! das glückte ihnen aber nicht so leicht, denn Jungfrau Julusia beobachtete sehr scharf die Hände und Augen jedes solchen Kunden. Es waren fürchterliche Zeiten. In der Nähe der Stadt sollten nämlich auf einem Berge Räuber hausen, vierundzwanzig Stück. Sie hatten einen eigenen Hauptmann, einen furchtbaren und bösen Räuber. Mehr als einen Menschen hatte er bereits beraubt. Keinem, der ihm in die Hände fiel, schenkte er das Leben.

Eines Tages kamen in den Goldladen zwei bärtige Herren, die sich Goldwaren zeigen ließen. Ihre Augen liefen hin und her wie die Augen eines Fuchses, bisweilen wurden sie düster wie die Augen eines Wolfes. Julusia dachte sich sofort, daß es Räuber sind und beobachtete sie sehr genau. Der eine von ihnen war mit dem Einkaufen beschäftigt, aber es gefiel ihm nichts, der andere begann die eiserne Tür und das Fenstergitter zu mustern. Die Jungfrau ließ ihn nicht aus den Augen. Das merkte der Dieb und sagte: „Wie stark doch bei Ihnen die Schlösser und Riegel sind!“ „O ja,“ entgegnete die Jungfrau, „so ein Laden wie der unsrige muß unzugänglich und fest sein.“ Die Diebe schüttelten mit den Köpfen, kauften nichts und gingen wieder fort.

Als der Vater zurückkam, sagte ihm die Tochter kein Wort von alledem; in der Nacht aber setzte sie sich in ein Fenster, das gerade über dem Laden lag und schloß die ganze Nacht kein Auge, sondern paßte auf. Doch es war nichts zu sehen. Am nächsten Tage war sie sehr müde und blaß. Die Mutter glaubte, sie wäre krank und gestattete ihr deshalb, den ganzen Tag zu schlafen. In der Nacht saß Julusia wieder in dem Fenster, aber niemand war zu sehen: Am nächsten Tage schief sie wieder aus und wachte die dritte Nacht. Die Lampen waren ausgelöscht, der Mond schien nicht, der Himmel war bewölkt und die Nacht so finster, daß man nicht die eigene Hand vor den Augen sehen konnte. Auf einmal, um Mitternacht, vernahm sie Schritte, die sich so anhörten, als wenn jemand schleichen würde. Sie spitzte die Ohren und merkte, daß es zwei sind. „Hier?“ — „hier“ — hörte sie sprechen. „Ha, nun an die Arbeit“, sagte einer und sie begannen die steinerne Schwelle unter der Treppe zu untergraben. Die Jungfrau nahm schnell den scharfen Säbel des Vaters vom Nagel und eilte leise die Treppe hinunter. Sie stellte sich in die Nähe der Tür und wartete. Die Räuber schoben unterdessen die Schwelle weg und gruben ein Loch unter der Tür aus. Einer von ihnen sagte: „Ich gehe zuerst hinein und überreiche dir das Gold, du übernimm es und paß

auf, daß niemand kommt!“ „Gut“, sagte der andere. Kaum aber hatte die Jungfrau gemerkt, daß der Räuber den Kopf hineinsteckte, hieb sie mit dem Säbel ein und das Haupt rollte unter einen Schrank. Ohne sich lange zu besinnen, faßte sie den Rumpf am Nacken und zog ihn hinein, um dann auf den zweiten zu warten. Inzwischen wartet dieser, wartet, doch er wartet umsonst. „He, Hetmann!“ ruft er, aber niemand antwortet. Ungeduldig kriecht er selbst in das Loch. Da riecht er frisches Blut. Betroffen zieht er sich zurück, die Jungfrau versetzt ihm eins mit dem Säbel. Da es aber dunkel war, verwundete sie ihn nur am Ohr. Der Räuber griff nach seinem Ohr und rief: „He, du gnädiges Fräulein, du wirst furchtbar für das Haupt unseres Hetmanns bezahlen!“

Sofort waren alle im Hause aufgewacht und aufgesprungen. Als sie im Laden die Leiche und das Loch unter der Tür sahen, erschrakten sie sehr. Am folgenden Tage kamen der Bürgermeister und die Räte, um sich alles anzusehen. Einige erkannten, daß es das Haupt des Räuberhauptmanns war. Der Bürgermeister ließ der Jungfrau einen goldenen Orden verleihen mit einem roten Bande, den sie auf der Brust tragen sollte. Sie besaß Gold genug; es handelte sich für sie nicht um den goldenen Orden, sondern um die Ehre, daß sie von allen gerühmt wurde. Das bedeutete für sie das meiste.

So verging ein Jahr. Die Räuber vergaß man, obwohl sie von Zeit zu Zeit Ausfälle machten und viele aus dem Wege schafften. Im allgemeinen aber verhielten sie sich ruhig, weil sie ihren Hauptmann verloren hatten. Um diese Zeit war der Jahrmarkt herangekommen, so einer, wie er jetzt in Lemberg vor dem Tage des heiligen Georg stattfindet. Doch die damaligen Jahrmärkte waren nicht ganz dieselben. Es gab da Gold, Silber, Stoffe und andere teure Waren. Und heute? Heute gibt es nur einige Pelze, Würste, im übrigen lauter Töpfe und Schnittfleisch. Ja, damals waren die Zeiten besser. Die Leute waren reich, es gab viel Gold und deshalb waren auch die Diebe tüchtiger, das waren wahre Räuber. Wenn man einen Dieb ergriffen hatte, so hatte man wenigstens etwas zum Schauen. Da begoß man ihn mit Pech, brannte ihn und schlug ihn mit Haken, ohne daß er die Miene verzog. Und heute? Heute geht es den Dieben besser wie einem ehrbaren Menschen. Man gibt ihnen zu essen, gibt ihnen warme Kleidung und sie sitzen wie die Herren und arbeiten nicht.

Der Kaufmann erbaute sich eine Bude und breitete seine teuersten Waren auf einer Bank auseinander. Die Tochter verkaufte sie. Gegenüber stellte sich irgend ein anderer Kaufmann seine Bude auf und verkaufte Blumensträuße, Blumen und Parfum. Er war von stattlichem Wuchs, gesprächig und liebenswürdig. Gleich am ersten Tage machte er einen Strauß aus Blumen und warf ihn auf den Tisch, an dem die Jungfrau saß. Sie lächelte, dankte ihm und befestigte sich den Strauß an der Brust. Das tat er jeden Tag während der ganzen Woche. Als der Vater den liebenswürdigen Herrn sah, lud er ihn öfter in seine Bude zur Unterhaltung ein. Die Jungfrau plauderte vor dem Herrn aus, daß sie vier

Meilen von der Stadt eine Tante wohnen hat, die sie gern besuchen möchte; allein aber fürchte sie sich zu fahren. „O, ich kenne Ihre Tante sehr gut, überdies muß ich in einigen Tagen dorthin fahren, um frische Blumen zu holen; wenn das gnädige Fräulein wünscht, nehme ich es mit.“ Die Jungfrau klatschte in die Hände und rief: „Ich fahre mit dem Herrn!“ „Nun gut.“ Aber der Vater und die Mutter waren darüber nicht sehr erfreut, weil sie irgend ein Unglück fürchteten und überdies den Herrn wenig kannten. Doch die Tochter bestand darauf, begann zu flehen und zu bitten und sagte, daß sie sich vor nichts fürchte; und der Vater gestattete ihr schließlich zu fahren.

Am folgenden Tage fuhr früh ein Wagen mit zwei schönen Pferden vor, die ein treuer Diener kutscherte. Wovor sollte sie sich fürchten? Sie verabschiedete sich von den Eltern und heidi! gings vorwärts. Als sie bereits anderthalb Meilen zurückgelegt hatten, befiehlt der junge Herr dem Kutscher in den Wald zu fahren. Das war ein sehr großer und schrecklicher Wald. Alle mieden ihn; denn wer einmal hineingeriet, kam auch nicht mehr zurück. „Hier führt nicht der Weg“, sagte der Kutscher. „Fahre, wenn ich dir befehle“, schrie der Herr und der Kutscher fuhr in den Wald hinein. Als sie schon im Walde waren, zog der Herr eine Pistole aus der Tasche, zielte von hinten auf den Kutscher und feuerte ab. Der arme Kutscher fiel vom Bock, der liebenswürdige Herr nahm eine seidene Schnur aus der Tasche, sprang auf die Jungfrau zu und ehe sie sich versah, hatte er ihr die Hände und Füße gebunden. Dann warf er sie in eine Ecke des Wagens und rief: „Aha, jetzt habe ich dich, gnädiges Fräulein, jetzt wirst du mir nicht mehr den Kopf abschlagen, wie du es mit meinem Hauptmann getan hast; schau, wer ich bin!“ Er zeigte ihr das schon geheilte Ohr. „Aber warte nur, schrecklich bezahlst du mir für das Ohr und den Kopf unseres Hauptmanns!“

Jetzt erst erkannte die Jungfrau, mit wem sie es zu tun hatte, jetzt erst wußte sie, daß es derselbe war, der bei ihr das Schloß geprüft hatte. Furcht benahm ihr die Sprache. Wozu sollte sie auch reden? Es hätte ihr doch nichts genutzt. Unterdessen trieb er die Pferde mit der Peitsche an und fuhr immer weiter. Als sie endlich tief in den Wald kamen, nahm der Räuber eine Schalmeipfeife aus der Tasche und begann ein wildes Lied zu spielen. Auf den Klang dieser Melodie hin kamen aus dem Dickicht merkwürdige, schreckliche Gestalten hervor. Alle waren schwarz, mit Bärten, die Augen mit Blut unterlaufen, Männer wie die Eichen; ein jeder hatte einen Knüttel in der Hand, ein Messer und eine Pistole hinter dem Gürtel. Als sie ihren Kameraden erblickten, verneigten sie sich vor ihm und fragten: „Wie geht es dir, Hauptmann?“ Dieser Herr war nämlich der Hauptmann der Räuber. „Es geht mir gut; seht, was für ein Vögelein ich euch bringe, seht, das ist diejenige, die meinem Vorgänger das Haupt abgeschlagen hat!“ Die Räuber blickten in den Wagen hinein und schrien erfreut: „O, das wird einen Ball geben, es lebe unser Hauptmann!“

Man zog die Jungfrau aus dem Wagen und führte sie zu Fuß weiter in den Wald. Gegen Abend kamen sie zwischen Berge und Felsen. Hier

erwarteten sie noch mehr Räuber, zusammen waren es vierundzwanzig. Wie schrecklich diese Leute aussahen, kann man schwer beschreiben. Sie hatten den Blick von Wölfen und Haare wie Bären. Sie setzten sich um ein großes Feuer herum und brieten Eberfleisch oder Hirschfleisch. Um die Räuber tummelte sich ein kleiner, siebenjähriger Knabe herum, mit Namen Jaś (Hans). Dieser Knabe trat an den Hauptmann heran. Der gab ihm die Schalmei und sagte: „Lerne auf ihr spielen, dann wirst du mein Nachfolger werden.“ Und der Knabe spielte auf der Schalmei vor der Jungfrau und freute sich zusammen mit den anderen.

Mittlerweile kamen die Räuber zu der Jungfrau, rissen ihr die Kleider herab und warfen sie nackt in einen Keller, der in einem Berge ausgegraben war. Die eiserne Tür schlossen sie ab und berieten sich, was mit ihr zu tun sei. Einer von ihnen sagt: „Sie soll unsere Wirtschaftlerin sein, sie soll uns das Essen zubereiten!“ „Oho, sie würde uns was rechtes zubereiten, vergiften würde sie uns und dann fliehen; den Tod verdient sie!“ „Ja, den Tod verdient sie!“ schrien die anderen. „Aber was für einen Tod?“ „Hängen wir sie auf mit den Füßen nach oben!“ „Nein, nein, die Haut soll ihr in Streifen heruntergeschnitten werden!“ „Ach was, für so ein Verbrechen muß sie im Öl gesiedet werden!“ „Ja, ja!“ schrien die anderen. Man brachte einen riesigen Kessel, goß Leinöl hinein und legte Holz unter. Der Knabe sprang vor Freude in die Höhe und klatschte in die Hände. Was war denn das für ein Knabe? Vor vielleicht drei Jahren hatte den Knaben eine Zigeunerin einem reichen Herrn gestohlen und wollte ihn später dem Herrn für hohes Geld wieder verkaufen. Sie ging durch den Wald. Dort aber überfielen sie die Räuber und schlugen sie tot; der Hauptmann nahm den Knaben mit ins Lager und wollte ihn zu seinem Nachfolger erziehen. Die Räuber waren zwar nicht froh über den fünfundzwanzigsten Zuwachs. Sie sagten, daß sie der Knabe einmal verraten wird. Doch der Hauptmann antwortete, daß ihnen eine solche Zugabe nicht schadet; wer nicht zufrieden ist, soll es sagen und der Kopf wird ihm vom Rumpfe fallen. Sie mußten also schweigen.

Während die Räuber sich so berieten und schrien, kamen zwei jüdische Spione zu ihnen und sagten: „Ihr Herren Räuber, der König hat Geld und Nahrungsmittel für das Heer geschickt; ein beladener Wagen fährt durch unseren Wald und nur sechs Soldaten sind dabei zur Bedeckung, kommt rasch und nehmet ihnen alles weg.“ „Hurra!“ schrien die Räuber. Der Hauptmann ließ den Knaben zurück; er sollte das Feuer beaufsichtigen. Dann sprach er zu den Räufern: „Die da läuft uns nicht fort; dort werden wir einen guten Fang machen und dann erst uns mit ihr einen lustigen Tag machen.“ Hierauf gingen sie fort.

Die arme Jungfrau hörte die ganze Unterhaltung der Räuber. Sie vertraute sich in allem Gott an und betete, sich auf den Tod vorbereitend. Als es aber plötzlich still wurde, sah sie durchs Schlüsselloch hinaus und erblickte den Knaben, der auf der Schalmei spielte. Sie rief ihn sehr liebenswürdig an: „Mein lieber Junge, mach mir auf!“ Aber der Knabe, der schon mehr als einmal zugesehen hatte, wie die Räuber Menschen

im Öl gekocht hatten, antwortete: „Ich mach dir nicht auf; ich werde zuschauen, wenn du in dem Öl tanzen wirst.“ Die Jungfrau jedoch redet ihn von neuem an: „Laß mich heraus, mein goldener Knabe; ich nehme dich in die Stadt; daselbst schenke ich dir ein Pferdchen, eine kleine Geige, Pfefferkuchen und eine viel schönere Schalmey, wie die deinige ist.“ Dem Knaben gefiel das sehr, er steckte den Schlüssel in das Schlüsselloch und begann aufzuschließen. Inzwischen zog sich die Jungfrau eine männliche Kleidung an. In dem Keller nämlich lagen viel Kleidungsstücke, Gold, Silber, Geld und verschiedene andere Sachen. Hier befand sich das Lager für die gestohlenen Gegenstände. Mittlerweile hatte Jaś die Tür aufgeschlossen und die Jungfrau wollte schnell fliehen. Der Knabe aber sprach zu ihr weinend: „Nimm mich mit, denn an deiner Stelle werden sie mich sieden.“ Sie nahm ihn auf die Arme und eilte davon. Sie lief wie der Wind, sie flog nur so dahin, denn sie ahnte, daß man sie suchen wird. Es war Nacht, den Weg kannte sie nicht, ging jedoch immer weiter, zwar schon langsamer, denn ihre Kräfte reichten nicht aus. So war sie zwei bis drei Tage gegangen. Da kam sie auf einen Weg und erblickte von weitem ein Dorf und bald darauf ein Gehöft. Sie besaß noch so viel Kraft, daß sie bis an das Gehöft kam. Dort aber sank sie fast tot zusammen mit dem Knaben zur Erde. Während drei Tagen hatten sie nichts gegessen. Was Wunder, daß sie die Kräfte verließen?

Sofort gab man vom Hofe dem Herrn zu verstehen, daß auf dem Hofe ein Mensch mit einem Kinde im Sterben liege. Der Herr kam mit der Dienerschaft heraus und man begann sie zum Leben zurückzurufen. Sie gaben ihnen Milch, wuschen ihnen den Kopf mit Essig und legten sie in ein Bett. Hier sahen sie mit Verwunderung, daß es eine schöne Jungfrau war. Der Herr gebot Ruhe. Alle gingen auf Zehen und warteten, um zu erfahren, wer das sei. Am folgenden Tage kam die Jungfrau zu sich und erzählte, wer sie sei und von wo sie zurückkehre. Der Herr ließ sofort die Jungfrau und den Knaben anders ankleiden. Die Jungfrau gefiel ihm sehr, denn sie war hübsch und gebildet; sie stammte ja auch aus einer Herrenfamilie. Zu den Eltern jedoch konnte sie der Herr nicht schicken, denn sie wohnten auf der anderen Seite des Waldes, 30 Meilen entfernt. Die Jungfrau wohnte also in dem Gutshof. Der Herr verliebte sich in sie und heiratete sie. Den Knaben nahmen sie an Kindes Statt an. Sie ließen ihn im Lesen und Schreiben unterrichten, zogen ihm schöne Kleider an, kauften ihm ein Pferdchen und eine Schalmey und es ging ihm sehr gut. Den Herrn und die junge Herrin nannte er: „Vater und Mutter.“ Er und die Jungfrau waren also glücklich.

Doch kehren wir zu den Räufern zurück! Sie liefen zu ihrer Beute. Aber die Soldaten, welche aus Erzählungen diesen schrecklichen Ort kannten, fuhren sehr schnell und entkamen. Die Räuber mußten also mit leeren Händen zurückkehren. Doch sie suchten sich zu trösten. „Ach was, wir haben noch genug Schätze zu Hause. Wenn wir zurückkommen, werden wir uns mit unserer Jungfrau belustigen.“ Aber schon von weitem sahen sie, daß das Feuer ausgegangen war. „Oho, etwas ist nicht in

Ordnung“, sagten sie. Als sie in die Nähe kamen, sahen sie den Keller geöffnet und die Jungfrau und Jaś waren spurlos verschwunden. Sie liefen nach allen Richtungen, um die Flüchtlinge zu suchen, aber umsonst. Sie suchten in der falschen Richtung. Sie versammelten sich von neuem und machten dem Hauptmann Vorwürfe darüber, daß er den Knaben zu ihrem Verrat aufgezogen hatte. Der Hauptmann trat in ihre Mitte und sprach: „Ich schwöre euch bei unserer Bruderschaft, daß ich sie wiederfinde und von neuem herbringe oder auf der Stelle töte!“

Er wählte sich einen Begleiter aus. Beide rasierten sich die Bärte ab, schnitten sich auf dem Kopfe runde Tonsuren aus und verkleideten sich als Bernhardinermönche. Mönchsgewänder hatten sie genug, denn sie hatten mehr als einen Bernhardinermönch umgebracht. Geradenwegs begaben sie sich zu dem alten Kaufmann, um bei ihm um Almosen zu bitten. „Gelobt sei Jesus Christus.“ „In Ewigkeit.“ „Die Herrschaften möchten so gnädig sein und für unser Kloster eine Wohltat erweisen.“ „Woher seid ihr?“ „O, von weit her, bis aus Kiew. Unsere Kirche ist abgebrannt und wir haben kein Geld um eine neue zu bauen. Wir bitten deshalb barmherzige Menschen um Beistand.“ „Ganz gern geben wir euch etwas für das Gotteshaus, betet nur für unsere einzige Tochter, die von Räubern getötet worden ist.“ „O, wie schade! und auf welche Weise erschlugen sie sie?“ Die unglücklichen Eltern erzählten den frommen Priestern die ganze Begebenheit, bewirteten sie und gaben ihnen noch etwas für den Weg mit. Es war auch der Kutscher dabei, der mit der Jungfrau gefahren war. Er hatte einen Schuß bekommen, der aber nicht tödlich war. Sobald er wieder zur Besinnung gekommen war, kehrte er mit Blut befleckt zurück. Der Kutscher erkannte die Räuber nicht und küßte ihnen sogar die Hände.

Sobald die beiden frommen Mönche draußen waren, blickten sie sich gegenseitig an und sprachen: „Ha, nun, sie ist nicht mehr am Leben, sie ist irgendwo im Walde vor Hunger umgekommen, oder Wölfe haben sie aufgefressen.“ Sie gingen auf einem anderen Wege nach Hause zurück. Sie besuchten die Höfe und kundschaffeten sie aus, um zu wissen, wo und wie sie einbrechen könnten. So kamen sie in die Nähe des Gutes, wo Julusia sich verheiratet hatte. „Gehen wir hinein“, sagte einer von den Mönchen. „Ach, wozu? Hier wohnt ein armer Kerl, hat selbst nichts zu essen.“ Indem vernahmen sie ihre wohlbekannte Räubermelodie. Sie schauen sich um und sehen, wie Jaś in einem Teiche Fische angelt und sich dabei eins spielt. Sie näherten sich ihm. Als Jaś die Priester erblickte, küßte er ihnen die Hand. Die Räuber fragten ihn: „Wer bist du?“ „Hast du Eltern?“ usw. Jaś erkannte sie nicht, antwortete ihnen höflich und führte sie zu seinen Pflegeeltern. Diese nahmen die Priester sehr gastfreundlich auf und die Räuber erkannten sofort, daß die Herrin ihre alte Bekannte sei, die sie suchten. Sie stießen sich nur mit den Ellenbogen an und lächelten. Beim Abschied bat einer von ihnen den Herrn, er möchte so gut sein und ihre Pferde bei sich übernachten lassen; sie gingen hinter ihnen her und sammelten das Getreide für das Kloster.

„Sehr gern“, sagte der Herr. Sobald sie auf die Straße gekommen waren, sprachen sie: „Nun haben wir so viel Meilen ihretwegen zurückgelegt und sie wohnt uns vor der Nase.“

Noch an demselben Tage kamen sie zu ihren Kameraden und sprachen fröhlich: „Wir haben sie, Brüder, hier in unserer Nähe, kommt, belustigen wir uns ordentlich.“ Sie nahmen elf Pferde, hingen über jedes Pferd zwei Säcke, und in jeden Sack kroch ein Räuber hinein. Die Mönche führten die Pferde und brachten sie in den Stall im Hofe. „Was habt ihr denn da in den Säcken?“ fragte der Herr verwundert. „O, das sind die Gaben, die uns die Menschen gnädig schenkten, Getreide, Äpfel und Nüsse.“ Jaß aber, der sich die Pferde genau betrachtete, begann etwas zu merken. Als die Mönche im Hause waren, ging er ganz leise in den Stall, band einen Sack auf und faßte das Haar eines Räubers. „Ist's schon Zeit?“ fragte leise der Räuber. „Nein, noch nicht“, antwortete der Knabe, lief weg und gab seinen Pflegeeltern zu erkennen, daß es Räuber seien. Der Gutsherr wußte seine Angst zu verbergen, ging leise zu seinem treuen Diener und sagte zu ihm: „Um Gotteswillen! das sind Räuber; nimm das beste Pferd und reite zu meinem Bruder, der in dem nahen Städtchen, drei Meilen von hier, Rittmeister ist; sage ihm, er soll sofort zu meiner Rettung kommen, sonst ist es um uns geschehen.“

Der Diener sprang aufs Pferd, ritt, so schnell das Pferd nur laufen konnte, und gelangte auf dem schaumbedeckten Pferde in einer Stunde vor die Wohnung des Rittmeisters. Das Pferd sank auf der Stelle zu Boden, aber es war keine Zeit, es zu retten. Zum Glück war der Rittmeister zu Hause. Als er von dem Überfall der Räuber hörte, ließ er sofort zur Hilfe blasen. In fünf Minuten saßen 200 Ulanen zu Pferde und ritten davon. Schon einige Jahre spürten sie den Räubern nach, konnten aber ihr Versteck nicht ausfindig machen. Und nun kommen sie ihnen von selbst in die Hände. Es war schon dunkel, als sie in das Dorf kamen. Sie ließen die Pferde vor dem Dorfe zurück, umzingelten leise den Hof, betraten den Stall, an jedem Sack stellten sich vier Ulanen mit gezogenen Säbeln auf und zwölf besetzten die Tür.

Was geht unterdessen im Hause vor? Der Herr und die Herrin hielten die Gäste so lange wie möglich auf und ordneten der Köchin an, sie sollte sich mit dem Nachtessen nicht beeilen, auch wenn der Herr sie zur Eile antriebe. Die Mönche unterhielten sich sehr gut und scherzten. O, sie wollten sich unterhalten wie der Kater mit einer Maus. Mittlerweile war es spät geworden, aber der Bruder kam nicht. Das Nachtessen sollte schon aufgetragen werden. In dem Augenblick geht die Tür auf und der Rittmeister tritt ein. Die Räuber erschrecken zunächst. Doch der Rittmeister begrüßte sie freundlich und sagte zu seinem Bruder: „Lieber Bruder, sei so gut und laß mich bei dir übernachten. Ich führe Geld für das Heer mit mir und habe zwei Soldaten. Vielleicht findest du ein Plätzchen für mich.“ Aber der Bruder entgegnete: „Wo soll ich dich übernachten, du siehst ja, daß ich Gäste habe, doch wir müssen auch dich irgendwo unterbringen.“ Die Räuber dachten sich: „O, ein günstiger

Zufall, so gibt's mehr.“ Bei dem Nachtessen ließ ein Räuber seine Gabel zur Erde fallen, bückte sich danach, zog dabei aus dem Stiefelschaft ein riesiges Messer heraus und schlug es dem Rittmeister gegen die Brust. „Jesus Maria!“ schrie der Rittmeister. Doch er hatte unter der Uniform Eisenblech und das Messer glitt daran ab. Im Nu waren zwölf Ulanen in dem Zimmer. „Ergebt euch!“ schrie der Rittmeister. Die Räuber waren ganz paff, die Soldaten banden sie. Der Rittmeister zog eine Pistole und schoß zum Fenster hinaus. Die Räuber begannen sich in den Säcken zu rühren, aber die Soldaten hieben auf sie ein und schlugen sie in Stücke. Die beiden gefangenen Räuber mußten am folgenden Morgen ihr Versteck zeigen. Welch eine Menge von Schätzen, Stoff, Waren und Menschenknochen fanden sie dort! Angst überfiel einen dabei. Die Überreste all der Unglücklichen wurden bestattet, die Schätze wurden unter die Waisen der Getöteten verteilt, den Rest schenkte man für Kirchen. Die beiden Räuber wurden in die Stadt geschafft. Man riß ihnen Hautstreifen vom Leibe, hing sie dann mit den Rippen an Haken, schließlich wurden sie mit Pech begossen und verbrannt. Und es geschah ihnen recht, warum haben sie Straßenraub getrieben. Die ganze Umgegend wurde von Räufern frei. Die junge Herrschaft begab sich nun zu dem Kaufmann. Was da für Freude herrschte, könnt ihr euch vorstellen<sup>1)</sup>.

### Der Schmied<sup>2)</sup>.

Es lebte einmal ein armer Schmied; er verdiente nichts, denn es gab keine Arbeit. Was tat er da? Er malte den Teufel auf ein Brett und hing ihn auf eine Wand in der Schmiede. Jeden Morgen zündete er in der Schmiede ein Feuer an, nahm einen Weihwedel und sprach: „Gott gebe Glück!“ Mit diesen Worten besprengte er den Teufel an der Wand. So geschah es Tag für Tag, bis es der Teufel satt bekam. Eines Tages erscheint er vor dem Schmied und spricht: „Gott schenke dir Glück!“ „Gott schenke es“, entgegnet der Schmied. „Mein lieber Schmied, nehmet mich in die Arbeit, ich verlange dafür kein Geld, will ganz umsonst arbeiten.“

Der Schmied antwortet: „Ich habe selbst keine Arbeit, was wollten wir da zwei machen?“ „Hab keine Angst, wir werden schon genug Arbeit haben“, entgegnet der Teufel.

Der Schmied nahm ihn auf. Da kommt ein Herr vierspännig zum Schmied gefahren und ruft: „Gott schenke dir Glück!“ „Gott schenke es“, entgegnet der Schmied. „Herr Meister, Ihr könnt wahrscheinlich

<sup>1)</sup> Ähnliche Märchen von Räufern sind in Polen sehr verbreitet. Vgl. Kolberg: Serya VIII, S. 179, 181; Serya III, S. 325; Serya XIV, S. 253, 259. Alex. Petrow: Lud ziemi Dobrzyńskiej im „Zbiór wiad. do antrop. kraj.“, Bd. II, S. (162) f.

<sup>2)</sup> Das Märchen stammt aus Przebieczany, einem Dorf im Kreise Wieliczka in Galizien, und ist entnommen den „Materiały antrop.-archeol. i etnogr.“, Bd. I, Teil II, S. 61.

alte Leute in junge umarbeiten?“ „Ja, ich kann's“, antwortet der Schmied. Und der Herr stieg aus dem Wagen und der Teufel, welcher als Geselle diente, lief in das Zimmer. Er brachte eine Bank, der Herr zog sich aus und legte sich auf dieselbe. Der Geselle nahm ein Messer, zerschnitt den Herrn in Stücke, nähte ihn wieder zusammen, umklebte ihn mit Erde und steckte ihn ins Feuer. Darin ließ er ihn brennen, bis er glühend geworden und nahm ihn dann aus dem Feuer. Der Herr stand als ein junger Mensch auf, war schön wie ein Adliger und sprach: „Wieviel verlangt Ihr dafür, Schmied?“ „Tausend Gulden“, antwortet der Geselle. Der Herr nahm das Geld, übergab es und fuhr weiter.

Am folgenden Tage begab sich der Schmied abermals mit dem Gesellen in die Schmiede, wo sie mit den Hämmern zu schlagen begannen. Da kommt wiederum ein Herr vierspännig angefahren. Der Herr ist alt, nähert sich dem Schmied und sagt: „Guten Tag, Gott gebe dir Glück!“ „Gebe es Gott“, antwortet der Schmied. „Ich habe gehört, daß Ihr, Herr Schmied, alte Leute in junge umwandeln könnt“, spricht der Herr weiter. „Ja, das kann ich“, entgegnet der Schmied dreist. Und der Herr stieg aus dem Wagen. Der Geselle lief fort und brachte eine Bank, auf die sich der Herr hinlegte. Der Teufel zerschnitt ihn in Stücke und nähte diese mit Zwirnsfäden wieder zusammen. Dann umklebte er ihn mit Erde, steckte ihn ins Feuer und ließ ihn so lange brennen, bis er so glühend war wie das Feuer. Darauf nahm er ihn wieder heraus und der Herr war jung wie ein Adliger und sprach: „Herr Schmied, was verlangt Ihr dafür?“ „Tausend Gulden“, antwortet der Geselle. Der Herr nahm das Geld und übergab es dem Gesellen. Dieser behielt sich eine Hälfte und gab die andere dem Schmied. Der Schmied war nun reich, denn er hatte 500 Gulden bekommen, ohne etwas gearbeitet zu haben. Da sagt zu ihm der Geselle: „Herr Schmied, ich werde euch schon verlassen.“ Der Schmied war darob nicht sehr bekümmert. Er besaß jetzt schon genug und hatte gelernt, wie man alte Leute in junge umwandelt.

Am dritten Tage kommt wiederum ein Herr zu dem Schmied gefahren und sagt: „Gott gebe dir Glück!“ „Gebe es Gott“, entgegnet der Schmied. „Ihr könnt wahrscheinlich alte Leute in junge umarbeiten.“ „Ja, das kann ich!“

Und der Herr stieg aus dem Wagen. Der Schmied lief schnell ins Zimmer und brachte eine Bank. Der Herr legte sich hin; der Schmied zerschnitt ihn mit einem Messer, nähte dann die Stücke wieder zusammen, beklebte ihn mit Morast, steckte ihn ins Feuer und ließ ihn furchtbar brennen. Als der Herr so glühend war wie das Feuer, faßte ihn der Schmied mit einer Zange und warf ihn auf den Boden der Schmiede. Da zerfiel der Herr in Stücke. Der Schmied nähte die Stücke noch einmal zusammen, beklebte sie mit Morast und steckte sie wieder ins Feuer. Sobald er so glühend war wie das Feuer, warf er ihn abermals auf den Schmiedeboden. Der Herr aber zerfiel wiederum in Stücke. In demselben Augenblick gehen Gendarmen vorbei. Sie sehen die armselige und zerlumpte Schmiede; vor ihr steht ein reicher Wagen und der Kutscher sitzt auf einem Ziegen-

bock. Da ihnen das sonderbar vorkommt, gehen sie in die Schmiede hinein. Darin erblicken sie den Schmied, der über Knochen arbeitet, sie sammelt und zusammenrichtet. „Das ist schlecht von dir, Schmied, wenn du Menschen tötest!“ So sprachen die Gendarmen und führten den Schmied ins Gefängnis. Am folgenden Tage sollte er gehängt werden. Da kam zu ihm der Teufel, der bei ihm gearbeitet hatte, und sprach: „Ich will dich vom Tode befreien; du mußt aber den Teufel von der Wand herunternehmen und darfst ihn nicht mehr hauen.“ Freudig willigte der Schmied ein. Er ging nach Hause und der Teufel wurde aufgehängt. Nachts verschwand dieser vom Galgen.

### Von einem Schmied, der den Tod und die Teufel täuschte<sup>1)</sup>.

Es war einmal ein sehr alter Schmied. Es wurde ihm überdrüssig auf dieser Welt zu leben und er sagt also: „Und wo ist der Tod, der mich nicht holen kommt?“ Bis eines Tages der Tod ihn wirklich holen kommt. „Komm, Schmied,“ sagt der Tod, „denn du hast schon Leute genug auf dieser Welt in Versuchung geführt.“ Der Schmied saß gerade am Tisch und aß Brot mit Butter aus einer hölzernen Büchse. „Sofort,“ sagt er, „komme ich mit dir, steige nur in diese Büchse und bleibe dort sitzen, bis ich zurückkehre, ich will nur meinen Brüdern die Arbeit zuteilen, die sie verrichten sollen.“ Er begab sich in die Schmiede, schmiedete einen Reifen für die Büchse, kehrte dann zurück, beschlug die Büchse und warf sie auf das Wandbrett.

Er lebte ein paar Jahre. Wiederum wurde es ihm überdrüssig auf der Welt zu leben und er sagt zu sich: „Und wo ist denn der Tod, der mich nicht holen kommt?“ Da erinnerte er sich, daß er den Tod auf dem Wandbrett hatte, ging hin und ließ ihn hinaus. Der Tod sprach: „Nie mehr komme ich dich holen!“

Einige Male noch bat er den Tod, er möge ihn doch holen kommen. Schließlich kommt der Tod und sagt: „Komm, es ist schon Zeit mit dir, du hast schon genug altes Eisen geklopft, jetzt will ich dich klopfen.“ „Sofort komme ich, warte nur, bis ich mir den Sarg hole.“ Er bringt den Sarg, den er schon fertig hatte, und spricht zum Tod: „Zeige mir doch, wie man in dem Sarge liegen muß.“ Der Tod legte sich in den Sarg mit der Kehle nach oben und er hatte schon den Deckel bereit und deckte ihn schnell zu. Dann trug er ihn ans Wasser und warf ihn hinein. Der Tod schwimmt, schwimmt den Fluß hinab, bis ihn die Leute fingen, welche glaubten, daß es ein Stück Holz ist. Als sie sahen, daß es ein Sarg ist, öffneten sie ihn mit Angst. Da dankte ihnen schön der Tod und versprach, daß derjenige, der ihn hinausließ, zehn Jahre länger auf der Welt leben wird.

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus den Beskiden aus der Gegend von Rabka und ist erzählt von Kopernicki im „Zbiór wiad. do antrop. kraj.“, Bd. XV, S. (20).

Von neuem wurde es dem alten Schmied überdrüssig auf der Welt zu leben und er sagt: „Wo sind denn all die Teufel, die mich nicht holen kommen?“ Da kommen drei zu ihm und sagen: „Nun! komm, Schmied, denn wir werden nicht so dumm sein wie der Tod.“ „Setzt euch nur etwas auf die Bank, ich will nur zu meinen Brüdern gehen und ihnen Verordnungen geben, ich komme schnell zurück.“ Und das war eine solche Bank, daß jeder, der sich auf sie setzte, nicht eher aufstehen konnte, bis es der Schmied zuließ. Der Schmied blieb in der Schmiede vier Tage lang, währenddem die Teufel auf der Bank saßen und nicht aufstehen konnten. Endlich am fünften Tage kommt der Schmied und die Teufel fragen ihn: „Was machst du so lange, daß wir dich kaum erwarten können?“ „Habe ich euch denn geheißt zu warten? Als ihr sahet, daß ich nicht zu sehen bin, konntet ihr gehen.“ „Und wie gehen,“ sagen die Teufel, „da es kein Mittel gibt, von der Bank aufzustehen?“ Er drehte ihnen den Rücken zu mit den Worten: „Halte ich euch denn fest? Da ihr euch hingesezt habt, so bleibt sitzen, wenn nicht, so geht.“ Fünfzehn Tage lang hielt er die Teufel zurück, bis sie dürr wurden wie Späne. Dann erst ließ er sie los. Sie sagten ihm, nie mehr würden sie ihn holen kommen.

Und er lebte abermals ein paar Jahre, bis es ihm überdrüssig wurde auf der Welt zu leben. Und wiederum sagt er zu sich: „Wo sind denn all die Teufel, die mich nicht holen kommen?“ Nun kamen zwölf zu ihm. Und er hatte in seinem Garten einen Apfelbaum, an dem jedes Menschen Hand, wenn er einen Apfel abpflücken wollte und ihn nur berührte, antröcknete und nicht mehr losgetrennt werden konnte. Er sagt also zu ihnen: „Pflücket euch jeder einen Apfel ab!“ Sie kletterten auf den Apfelbaum, um sich Äpfel zu pflücken, einem jeden aber trocknete die Hand an einem Apfel an. Und als der Schmied sah, daß jeder Teufel seinen Apfel in der Hand hält, bekreuzigte er sie, ging fort und ließ sie auf dem Apfelbaum. Nach einiger Zeit kommt er zu ihnen und spricht: „Ihr habt lange genug auf dem Apfelbaum gesessen, habt euch genug an den Äpfeln satt gegessen, jetzt steigt hinunter und ich gehe mit euch.“ „Schmied! wir bitten dich schön, laß uns nur los von dem Apfelbaum und wir wollen niemals mehr dich holen kommen.“

Er ging an den Apfelbaum und schlug mit der Faust dreimal gegen ihn; die Teufel fielen hinunter, liefen fort, wollten ihn nicht mehr mitnehmen, sondern riefen: „Niemals mehr werden wir dich holen!“

Nach langer Zeit wurde es ihm wieder überdrüssig auf der Welt zu leben und er bat nun Gott selbst, daß sie ihn holen kommen.

So kamen denn 25 Teufel zu ihm. Sie reden ihn so an: „Nun, Schmied, komm jetzt schon mit uns!“ „Da so viele von euch mich holen, fünfundzwanzig Stück, wie sollt ich da nicht mit euch gehen? Ich muß gehen, weil ich mich fürchten muß; doch höret meinen Rat, den ich euch geben will.“ „O, uns wirst du nicht so hinaustreiben, wie du jene in den Garten hinausgetrieben hast, denn wir rühren uns nicht von der Stelle, bis du mit uns kommst.“ „Ich sage euch ausdrücklich, daß ich mit euch gehe; kommt mit mir in die Schmiede.“ Die Teufel kommen in die Schmiede und fragen: „Was

wird es dort Neues geben?“ „Sehet, ich gebe euch folgenden Rat: Steiget in diesen alten Sack, denn wie wolltet ihr, die ihr fünfundzwanzig seid, mich als einzigen durch die Stadt führen? Und so wird es besser sein, wenn ich euch fünfundzwanzig in dem Sack durch die Stadt trage.“

Sie gehorchten seinem Rat und stiegen alle in den Sack. Er aber hatte schon fertige Reifen für den Sack und legte sie schnell herum. Er nimmt den Sack auf die Schultern und trägt ihn hinter die Stadt. Hinter der Stadt kam er unter die Scheuern, wo die Leute droschen, und er dachte bei sich: „Ich muß den Sack etwas durchschütteln lassen, denn es ist viel Staub darin.“ Er geht, es dreschen zwei Männer, aber das schien ihm zu wenig; er ging weiter. Er geht weiter, man drischt zu dritt. Er geht weiter, man drischt zu viert. Er nähert sich den Männern und fragt sie: „Meine Herren! seid so gut und schüttelt mir etwas den Sack durch, denn in ihm ist viel Staub.“ „O, wir werden ihn schon ausklopfen, legt ihn nur hin.“ Sie fingen an zu klopfen, daß die Teufel um Hilfe schrien. Schließlich entstand in dem Sack ein Loch und die Teufel liefen jetzt erst einer nach dem anderen fort. Und er machte sich auf und kehrte nach Hause zurück.

Als es ihm von neuem überdrüssig wurde, auf der Welt zu leben, denkt er bei sich so: „Ich will niemanden bitten, daß man mich holen kommt, ich will selbst in die Hölle gehen.“ Und 21 Tage lang machte er Vorbereitungen für den Weg in die Hölle. Er nahm eine neunmal geweihte Peitsche mit, er nahm sich neunmal geweihtes Wort, er nahm sich neunmal geweihte Kreide und dazu noch einen alten Pelz.

Er ging und ging 50 Tage in die Hölle und nahm als Geschenk für die Teufel alte Pelze mit.

Er kommt an das Tor und ruft: „Öffne, denn es ist mir sehr schwer.“ Und der Teufel, der die Wache hatte, öffnet so schnell wie möglich, weil er denkt, daß jemand Seelen bringt. Er tritt in die Hölle ein, will sich mit den Teufeln begrüßen, aber der Teufel fiel vor Angst in die Ecke. In der Mitte der Hölle machte sich der Schmied einen Kreis mit der geweihten Kreide<sup>1)</sup>. Den Sprengwedel, das Wasser und die Peitsche nahm er mit sich in den Kreis und begann nun die Teufel zu besprengen. Und einen jeden, der in der Nähe des Kreises war, schlug er mit der Peitsche, bis er allen das Leder so gegerbt hatte, daß sie mit allem einverstanden waren, was er wollte. Er aber wollte nur dreimal mit dem alten Pelz den Kessel umrühren. Es waren alle damit einverstanden, nur der alte Lahme nicht, der in dem Kessel rührte. Ei, wie setzte er ihm zu, als er näher zu ihm trat und ihn mit dem Sprengwedel zu besprengen begann. Schließlich ruft ihm der Teufel zu: „Rühre meinerwegen auch hundertmal, nicht dreimal, nur laß mich in Ruhe.“ Er rührte dreimal den Kessel um und alle Seelen fingen sich so, daß vier oder fünf an einem Härchen hingen; eine jedoch blieb auf dem Boden zurück und streckte ihre Arme zu ihm aus. Er senkte ein wenig den Pelz und auch sie heftete sich an die anderen,

<sup>1)</sup> Vgl. Kolberg; Lud. Poznanskie, Ser. XIV. S. 78.

denn an den Haaren war kein Platz mehr. Dann verließ er die Hölle. Er geht und geht, bis er auf ein Feld kommt. Er schüttelte den Pelz und alle Seelen verwandelten sich in Schafe: Er bläst auf einer Pfeife und die Schafe weiden.

Der alte Lahme sagt zu einem der Teufel: „Geh nur die Schafe holen und bringe sie zurück in die Hölle. Ich gebe euch ein Rätsel auf. Ihr werdet um die Schafe spielen. Wer sie gewinnt, dem sollen sie gehören. Es gibt dort so einen großen Hügel. Du bist doch schnell auf die Beine und er kann nicht das ausführen, was du. Ihr werdet auf den Hügel um die Wette laufen. Wer eher auf den Hügel hinaufläuft und zu den Schafen wieder zurückkehrt, dem werden sie gehören.“

Es nähert sich der Teufel dem Schmied und sagt zu ihm: „Wessen Schafe sind das?“ Der Schmied antwortet: „Meine.“ Und wer ist ihr Hirt?“ „Ich.“ Da sagt zu ihm der Teufel: „Dann werden sie dein sein, wenn du auf den Hügel eher hinaufläufst als ich und zu den Schafen wieder zurückkommst.“ Und der Schmied antwortet: „Was soll ich da selbst hinlaufen? Ich habe einen Bruder, den will ich schicken, er wird schneller laufen wie du.“ Der Schmied hatte nämlich gerade zwei Hasen im Walde gefangen und hielt sie in einem Sack. „Laufe du selbst, ich aber schicke meinen Bruder.“ „Wo hast du ihn?“ Und der Schmied zeigt ihm aus dem Sack die Ohren und sagt: „Hier ist er!“ Und der Teufel entgegnet: „Das macht mir keine Sorge; schicke meinerwegen auch den Bruder, mag er zuerst laufen, dann wirst du die Schafe gewinnen.“ Der Schmied ließ einen Hasen laufen. Der Teufel lief auf den Hügel, der Hase in den Wald. Der Teufel kehrte zurück und fragt den Schmied: „Und dein Bruder ist schon hier?“ „Ho, ho! schon vor einer halben Stunde ist er zurückgekehrt“ und er zeigt ihm den zweiten Hasen im Sack.

Der Teufel packte sich und lief in die Hölle. In der Hölle angelangt sagt er: „Denkst du, man kann irgend welche Schafe von ihm gewinnen? Ich lief, daß die Fichten umfielen und er lief nicht einmal selber, sondern schickte nur seinen Bruder und der lief schneller als ich.“ Und ein anderer Teufel erwidert: „Weil du dumm bist; wenn ich hingehe, gewinne ich die Wette.“

Er geht zu dem Schmied und fragt ihn: „Wessen Schafe sind das?“ „Meine.“ „Und wer ist ihr Hirt?“ „Ich.“ „Dann werden es deine Schafe sein, wenn du so stark pfeifst wie ich.“ „Es mag so sein; pfeife du zuerst.“ Als der Teufel gepfiffen hatte, fielen Äste von den Bäumen herunter. Und der Schmied schnitzt sich einen Reifen. Der Teufel fragt ihn: „Wozu schnitzt du das?“ „Hm! du piffst und die Äste fielen von den Bäumen und wenn ich pfeife, würde mir der Kopf auseinanderplatzen, darum muß ich mir den Kopf beschlagen.“ Da bekam der Teufel Angst und fragte: „Und was soll ich tun?“ „Du tu, was du willst.“ Der Teufel beginnt so schnell wie möglich ein Loch in der Erde zu graben und sagt: „Ich stecke mir den Kopf in das Loch, damit er mir nicht zerplatzt.“ Der Schmied aber hatte einen ordentlichen Knüttel. Als er diesen auf den Teufel hinunterpfeifen ließ, da kümmerte sich dieser weder um die Schafe

noch um sonst etwas — auf einmal war er wieder in der Hölle. Er kommt in die Hölle und spricht: „Denkt ihr, man kann ihn besiegen? Er treibt jetzt mit uns dasselbe wie früher.“ Da läßt sich einer hören: „Weil ihr alle Strohmänner seid; ich soll nur hingehen und ich werde ihn mitsamt den Schafen herbringen.“

Er macht sich auf und geht zu dem Schmied. Und er nahm sich den Torriegel von der Hölle mit. Er kommt zu dem Schmied und fragt ihn: „Und wessen Schafe sind das?“ „Meinel“ „Und wer ist ihr Hirt?“ „Ich.“ „Dann werden sie dein sein, wenn du den Torriegel ebenso hoch wirfst wie ich.“ Der Teufel nimmt den Torriegel und fordert den Schmied auf, ihn zu werfen. Der Schmied aber sagt: „Wenn du die Schafe gewinnen willst, so wirf du zuerst; ich will sehen, wie hoch du ihn wirfst.“ Der Teufel warf den Torriegel so hoch, daß er erst am vierten Tage wieder herunterfiel und sich so tief in die Erde hineinbohrte, daß man ihn nicht sehen konnte. Es sagt der Teufel zum Schmied: „Nimm den Torriegel und wirf!“ „Wie soll ich ihn werfen, wenn er in der Erde ist?“ „Nun, hole ihn dir selber heraus!“ „Habe ich ihn denn geworfen, daß ich ihn herausholen soll? Wer ihn geworfen hat, der mag ihn auch herausholen.“ Der Teufel ergriff den Torriegel, zog ihn mit einem Male heraus und gab ihn dem Schmied in die Hände. Und der Schmied hält ihn mit seiner ganzen Kraft so, daß er kaum auf den Beinen stehen kann und schaut in einem fort zum Himmel hinauf. Der Teufel kann es nicht länger aushalten und fragt ihn: „Was schaust du so in einem fort zum Himmel?“ Und der Schmied antwortet ihm: „Wenn du nur wüßtest, was ich da schaue? Warte eine Weile und du wirst es erfahren.“ Da fragt ihn der Teufel weiter: „So sage mir doch, was du dort immerfort schaust?“ Der Schmied zeigt in die Höhe und fragt ihn: „Siehst du dort in dem Mond?“ Und der Teufel fragt ihn: „Was?“ „Nun, meine Brüder; siehst du nicht, wie sie schmieden und arbeiten? Ich warte, bis sie fertig sind mit ihrer Arbeit, dann werfe ich den Torriegel.“ Da packte der Teufel aus Angst, er möchte ihm den Torriegel auf den Mond hinaufwerfen, den Torriegel, daß der Schmied einen Purzelbaum schlug. Er kommt in die Hölle gelaufen und sagt zu den anderen Teufeln: „Der hätte uns aber angeschmiert, wir würden nichts haben, womit wir die Hölle und die Seelen zuschließen könnten, wenn uns einer welche bringt. Ich gehe nie mehr zu ihm. Da er sich die Seelen genommen hat, so mag er sie auch behalten. Es wird ihm überdrüssig sie zu weiden, dann wird er selbst mit ihnen zu uns kommen wollen.“

Doch dem Schmied wurden die Schafe nicht überdrüssig. Sie weideten, weideten, bis sie zu Tauben wurden und in den Himmel flogen<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Ähnliche Märchen vom Schmied und den Teufeln sind in Polen sehr verbreitet. Vgl. z. B. Kolberg: Serya III, S. 178 f, 179 f, 181 f; oder Kolberg: Serya XIV, S. 246, 248.

## Der Frosch<sup>1, 2)</sup>.

Ein Herr hatte drei Söhne, von denen einer dumm war und zwei klug. Als es schon Zeit für sie war, zu heiraten, gab er einem jeden von ihnen einen Bogen und befahl ihnen zu schießen. Nach welcher Seite der Pfeil fliegen wird, dort sollten sie sich ihre Frauen suchen.

Der Älteste schoß und der Pfeil flog in irgend ein Schloß. Er verheiratete sich mit einer reichen Jungfrau. Und der zweite verheiratete sich auch mit einer reichen Jungfrau, denn auch sein Pfeil fiel neben irgend einem Schlosse zur Erde. Als aber der dritte, der Dumme, schoß, fiel der Pfeil in einen Teich, aus dem ein riesiger Frosch zu ihm sprang. Und da der Vater sagte, man solle dort heiraten, wohin der Pfeil fällt, sagt er sich: „Man muß nehmen, was Gott gibt.“ Er nahm sich also den Frosch zur Frau.

Und es nahte der Namenstag seiner Mutter. Die beiden anderen Schwiegertöchter bereiteten für die Mutter reiche Geschenke vor. Alle diese Kostbarkeiten sah auch der Dumme. Und als er nach Hause kam, begann er über die schönen Geschenke nachzudenken und bereute es, daß er nur einen häßlichen Frosch bei sich hatte. Der Frosch jedoch ermunterte ihn und bittet, sich nicht zu grämen, da er auch das vermag, was die beiden anderen. Und es erschienen von irgend woher zwölf Jungfrauen und verfertigten für die Mutter einen mit Gold gestickten Diwan und verschiedene andere schöne Kleider. Als der Namenstag kam, kamen von überall Gäste und auch die beiden Schwiegertöchter erschienen mit ihren Geschenken. Und der Frosch sagt zu seinem Manne also: „Wenn es regnet, dann sage: Meine Frau wäscht sich; und wenn es blitzt, dann sage: Meine Frau betrachtet sich im Spiegel; und wenn es donnert, dann sage: Meine Frau fährt schon.“

Als er nun bei der Namenstagsfeier war und es anfang zu regnen, sagt er: „Meine Frau wäscht sich.“ Aber niemand achtete auf seinen Ausspruch, denn man sagte, er habe keinen Verstand. Als es blitzte, sagte er wieder: „Meine Frau spiegelt sich.“ Aber auch dieser Ausspruch fand bei niemandem Beachtung. Als es donnerte, begann er sich zu freuen und sagte, daß seine Frau schon fährt.

Und es kam etwas angerasselt. Es öffnet sich die Tür des Gemaches und es tritt ein nicht der Frosch, sondern eine schöne Jungfrau mit den Geschenken<sup>3)</sup>. Er freute sich sehr und dachte, daß sie ihre Froschhaut schon irgendwo abgelegt und gelassen hat. Er begab sich nun dahin, wo sie beide wohnten und suchte in der Wohnung die Froschhaut. Und er

<sup>1)</sup> Frosch poln. aba hat weibliches Geschlecht. (S. Beil.)

<sup>2)</sup> Das Märchen stammt aus Modlnica in Galizien und ist entnommen Kolberg: Serya VIII, S. 61.

<sup>3)</sup> Das Märchen ist auch sonst verbreitet. Vgl. Kolberg: Serya XIV, S. 11 und Serya III, S. 122, wo nur anstatt des Frosches eine Schlange auftritt, die ein verzauberter Prinz ist. Siehe auch noch Kolberg: Serya VIII, S. 157 Fußnote und S. 161 und „Wisła“, Bd. VII, S. 157, wo der Frosch ebenfalls ein verzauberter Jüngling ist.

fand sie im Bett unter dem Kissen. Sobald als er fortgegangen war, wurde seine Frau sehr unruhig. Als er die Froschhaut anrührte, stöhnte sie auf. Als er dann die Froschhaut ins Feuer warf, begann sie immer mehr rot zu werden, so, daß es allen Gästen auffiel. Und als er dann in den Saal der Mutter trat, stand sie schon ganz in Flammen.

Und sie sprach zu ihm: „Wenn du geduldig gewesen wärest, so wie du früher vorsichtig warst und die Haut nicht verbrannt hättest, hättest du mich schon in einem Jahre frei gesehen. Und so bin ich für alle Ewigkeit verflucht und niemals mehr wirst du mich sehen. Denn wisse, daß mein Zauberfluch nur sieben Jahre dauern sollte und das jetzige Jahr war schon das siebente.“

Der arme Mann war nahe der Verzweiflung und obwohl er sie unermüdlich auf der ganzen Welt suchte, blieb alles umsonst; nirgends ließ sie auch nicht eine Spur von sich zurück, weshalb er sie auch nirgends finden konnte.

### Vojtek, der Eulenspiegel<sup>1)</sup>.

Ein fauler Vojtek<sup>2)</sup> wollte bei seinen Eltern nicht gut tun. Sie gaben ihn deshalb in Dienst zu einem Pfarrer; er war dort Hausknecht. Wenn ihn der Pfarrer früh zum Aufstehen rief: „Vojtek, sieh mal nach, ob im Ofen Feuer ist“, rief Vojtek die Katze: „Ci, ci, ci.“ „Vojtek, wozu rufst du denn den Kater?“ fragt ihn der Pfarrer. Darauf Vojtek: „Nun, Herr Pfarrer, wenn der Kater warm ist, dann ist Feuer im Ofen.“ — „Vojtek, sieh mal nach, ob es draußen regnet.“ Und Vojtek ruft dem Hunde zu: „Such, such.“ Der Pfarrer sagt: „Vojtek, wozu rufst du denn den Hund?“ „Nun, Herr Pfarrer, wenn der Hund naß ist, regnet es draußen.“ — „Vojtek, steh auf, du wirst Wein aus dem Keller holen; komm aber zu mir, ich will dich bezeichnen, damit du nicht von dem Weine trinkst.“ Und er machte ihm über die Lippen einen Strich mit Kreide. Vojtek ging in den Keller, nahm die Flasche, trank sich an dem Wein satt und machte sich einen Strich über die Nase und den Mund. Als er zu dem Pfarrer kam, fragt ihn dieser: „Vojtek, hast du Wein getrunken?“ „Nein, Herr Pfarrer, ich habe nicht getrunken.“ „Aber Vojtek, du hast doch getrunken.“ „Nein, Herr Pfarrer, sehen Sie denn nicht, daß ich den Strich über der Nase und dem Mund habe?“ Der Pfarrer mußte lachen. Dann schickte er ihn in den Keller eine gebratene Gans holen und sagte: „Nun, Vojtek, daß du mir ja nichts von der Gans abbeißt.“ Vojtek ging in den Keller, nahm die Gans, riß ihr ein ganzes Bein ab und aß es auf. Und als er mit ihr zum Pfarrer kam, fragte ihn dieser: „Wo hat die Gans ihr zweites Bein?“ Und Vojtek entgegnete:

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus der Gegend von Oppeln in Oberschlesien und ist erzählt von Malinowski in „Materiały antrop.-archeol. i etnogr.“, Bd. V, Teil II, S. 204.

<sup>2)</sup> Vojtek, Wojciech = Adalbert. Dieser Name hat ungefähr dieselbe Bedeutung wie Till Eulenspiegel. Vgl. auch Das „Märchen von Wojtek“.

„Herr Pfarrer, haben Sie denn nicht Gänse mit einem Bein gesehen?“  
 „Natürlich nicht.“ „Ha, dann haben Sie noch wenig gesehen.“

Auf diese Weise konnte der Pfarrer nichts mit ihm anfangen. Er befahl ihm, die Pferde an den Wagen zu spannen. Sie fuhren übers Feld an einem Teich vorbei. Dort waren Gänse, die auf einem Bein standen. Der Pfarrer pfiß ihnen zu und die Gänse stellten sich auf beide Beine. „Siehst du, Vojtek, daß sie beide Beine haben?“ sagte er zu ihm. „Ja, Herr Pfarrer, Sie konnten der gebratenen Gans zupfeifen, dann hätte sie auch beide Beine gehabt.“ Sie fuhren weiter und da der Pfarrer nichts mit ihm anfangen konnte, schrieb er eine Karte und schickte ihn mit ihr zu einem anderen Pfarrer. Er sollte ihm sofort die Antwort bringen. Als er zu dem Pfarrer gekommen war, las dieser die Karte durch, rief ihn ins Zimmer und prügelte ihn durch. Denn auf der Karte stand, daß er ihn durchprügeln soll. Vojtek lief mit den Hieben zurück zu seinem Pfarrer, welcher ihn fragte: „Vojtek, was bringst du mir für eine Antwort?“ „Da, sehen Sie, Herr Pfarrer, die Antwort befindet sich hinten.“ Der Pfarrer lachte ihn aus und trieb ihn fort. Vojtek ging zurück zu seinen Eltern.

Eines Tages blieb er allein zu Hause. Sein Vater war aufs Feld gegangen und die Mutter backte Brot. Da kam der Gutsherr auf einem Pferde in die Stube gefahren und fragte Vojtek: „Wie viele seid ihr?“ Und er antwortete: „Herr, wir sind hier zweieinhalb.“ „Wie denn, zweieinhalb.“ „Ich und Sie und ein halbes Pferd macht zweieinhalb.“ Der Herr fragte ihn weiter: „Wo ist der Vater?“ „Auf dem Feld, wo er Schaden auf Schaden macht.“ „Und wo ist die Mutter?“ „Sie bäckt aufgegessenes Brot.“ „Was für einen Schaden auf Schaden macht denn der Vater?“ „Nun, die Leute fuhren uns da auf dem Felde herum und der Vater macht dort Gräben, damit sie uns da nicht mehr herumfahren — das ist Schaden auf Schaden.“ „Und was für ein aufgegessenes Brot bäckt die Mutter?“ „Nun, was wir geborgt hatten, haben wir schon aufgegessen und jetzt bäckt sie Brot, um es wieder zurückzugeben.“ „Da du so schlau bist, Vojtek, kannst du nächste Woche zu mir zum Mahle kommen.“

Einmal war sein Vater auf dem Felde, fing dort einen Hasen und brachte ihn nach Hause für Vojtek. Und als der Tag des Mahles kam, sagte Vojtek zu seinem Vater: „Vater, ich soll zum Herrn zum Mahle gehen, ich will den Hasen mitnehmen.“ Der Vater erlaubte es ihm. Zu dem Mahle war auch der Pfarrer eingeladen, bei dem Vojtek diente. Von dem Herrn erfuhr er, daß auch Vojtek zu dem Mahle kommen sollte. Und er sagte zu dem Herrn: „Lassen Sie ihn nicht herein, denn er wird uns alle zum Narren halten.“ Alle Hunde, die auf dem Hof waren, wurden losgelassen, damit Vojtek nicht hereinkommen kann. Als aber Vojtek in das Tor trat und die Hunde auf ihn losstürzten, ließ er den Hasen los und die Hunde liefen ihm nach. Und Vojtek kam doch in das Schloß. Da fragte ihn der Herr: „Und du, wie bist du hergekommen?“ „Nun, Herr, auf den Beinen“, antwortete Vojtek. Man stellte ihn ins Zimmer

an den Ofen. Der Pfarrer trat zu ihm und fragte: „Vojtek, kannst du das Vaterunser beten?“ „Nein, Herr Pfarrer“, entgegnete Vojtek. Da faßte ihn der Pfarrer am Ohr und sagte: „Dann lerne es, dann lerne es.“ Er zog ihn ordentlich am Ohr, Vojtek blieb traurig sitzen und schaute auf den Kanarienvogel im Käfig. Der Pfarrer fragte ihn: „Warum schaut du denn so hin?“ „Nun, Herr Pfarrer, ich sehe auf den Käfig. Können Sie, Herr Pfarrer, auch solche Käfige machen?“ „Nein, ich kann nicht“, antwortete der Pfarrer. Und Vojtek faßte ihn am Ohr und sagte: „Dann lernen Sie es, dann lernen Sie es“, und zog ihn auch ordentlich daran. Da sagte der Pfarrer zu dem Herrn: „Sehen Sie, habe ich Ihnen nicht gesagt, daß er uns alle zu Narren machen wird?“ Und sie konnten nichts mit ihm anfangen und trieben ihn fort.

### Das Märchen von Vojtek<sup>1)</sup>.

Daß sich auch diese Juden jedem Menschen fühlbar machen, mag es im Dorfe oder in der Stadt sein. Sie lungern in den Schenken herum, arbeiten nicht, sondern verleiten die Männer nur zum Branntweintrinken. Andere kommen Gott weiß woher ins Dorf, gehen von Haus zu Haus und schachern bei ehrlichen Leuten bald um Getreide, bald um Werg, bald um Hühner und bisweilen erschachern sie sogar das Haus mit Grund und Boden. O, dann ist es schon schlecht bestellt. Und wieviel erst sind in den Städten? Die Straßen sind schwarz von ihnen. Dort betrügen sie erst recht die Leute und prügeln bisweilen sogar einen durch. So zudringlich sind die Bestien, daß sie überall in Fülle vorhanden sind, sogar auf den Gutshöfen, wo sie die Herren selbst betrügen.

Dennoch gibt es eine Stadt in unserem polnischen Reiche, wo es überhaupt keinen Juden gibt und niemals geben wird. Diese Stadt liegt weit, weit weg bis hinter Krakau an einem großen Flusse. Es ist sehr lange her, da sich die Juden in dieser Stadt niederließen und ausbreiteten. Sie nahmen alle Häuser in ihren Besitz, nur ein Haus blieb übrig. In diesem wohnte Vojtek mit seiner Frau und vier Kindern. Auch ihn wollten die Juden aus dem Hause jagen. Aber der Rabbiner verbot es ihnen aus dem einfachen Grunde, daß sie dann niemanden hätten, der ihnen am Sabbat im Ofen Feuer anlegt oder die Kerze auslöscht, bisweilen als Träger dient oder ihnen Wasser fährt. Vojtek hatte ein Pferd und fuhr mit diesem anfangs Wasser für die Juden. Aber auch das Pferd erschacherten sie von ihm. Er mußte nun das Wasser auf der Schultertrage tragen. Seine Frau wusch den Juden die Wäsche.

Das wurde aber Vojtek doch zu viel. Er überlegte hin und her, wie er sich sein Los verbessern könnte. Eines Tages machte er sich einen Kochlöffel, d. i. ein flacher Stab zum Mischen von Mehlbrei, und erwartete den Sonnabend. Es war gerade Winter. Seiner Frau befahl er, einen

<sup>1)</sup> Das Märchen ist erzählt von Siewiński im „Lud“ III, S. 146. Der Abstammungsort ist nicht angegeben.

Topf voll Weizengrütze zu bereiten, während er selbst ins Fenster schaute, um zu sehen, ob die Juden nicht kommen. Unterdessen warten die Juden auf Wojtek, aber vergebens. Im Hause ist's kalt, sie haben kein Wasser, aber Wojtek läßt sich und läßt sich nicht blicken. Sie gehen ihn schließlich holen. Wojtek erblickte sie schon von weitem. Sofort befahl er seiner Frau das Feuer auszulöschen; er selbst ergriff den Topf mit der Grütze, trug ihn in den Schnee hinaus, begann mit dem Kochlöffel zu rühren und die Grütze machte: bulk, bulk! Ihr müßt nämlich wissen, daß Weizengrütze sich sehr lange warm hält und daß man sie lange blasen muß, um sich den Mund nicht zu verbrennen. Doch die Juden merkten nichts, sondern fragten ihn neugierig: „Was machst du da, Wojtek?“ „Ich bereite Grütze zu!“ antwortete er. „Wo, hier im Schnee, ohne Feuer?“ „Jawohl, ich habe so einen Stock, daß, wenn ich mit ihm drehe, die Grütze sich selbst zubereitet, jetzt werde ich nicht mehr Holz kaufen brauchen.“ Und er begann mit dem Löffel zu rühren und die Grütze machte von neuem: bulk, bulk! „Seht, schon ist sie fertig!“

Die verwunderten Juden glaubten ihren Augen nicht; einer von ihnen rührte mit dem Kochlöffel und die Grütze bereitete sich zu. Sie aßen sogar die Grütze, obwohl sie nicht koscher war. Der Stab gefiel ihnen gar sehr; sie wollten ihn kaufen, aber Wojtek verlangte 100 Gulden dafür und wollte nichts herablassen. Die Juden bezahlten ihm wohl oder übel die 100 Gulden und trugen den Löffel mit großer Freude nach Hause. Wieder war es Samstag. Die Juden gossen Wasser in einen Topf, taten Fisch, Salz und Pfeffer hinein, trugen den Topf hinaus und begannen darin mit dem Stock zu rühren und zu drehen, aber das Wasser wollte nicht nur nicht kochen, sondern fror ein. Sie drehten den Stock um, drehten nach rechts und nach links, aber es half nichts. Beschämt, daß sie nicht rühren können, gehen sie mit dem Löffel zum Wojtek.

Wojtek hatte sich unterdessen einen Schlitten gemacht. Mit diesem stieg er auf einen Hügel und wartete. Als die Juden nicht mehr weit entfernt waren, setzte er sich auf den Schlitten, stieß mit dem Fuß ab, fuhr im rasenden Tempo von dem Hügel gerade zwischen die Juden hinein und hielt an. Die Juden kannten damals noch keine Schlitten und es kam ihnen nicht in den Sinn, daß man auch mit einem Wagen ohne Räder fahren kann. Vor Freuden begannen sie aufzuspringen und baten Wojtek, er möge ihnen erlauben, auf diesem Wagen ohne Räder zu fahren. Wojtek führte sie auf den Hügel, ließ sie sich setzen, er selbst setzte sich hinten hin und stieß den Schlitten ab. Der Schlitten kam in Schwung und fuhr im Nu mit den Juden hinunter, die aus lauter Freude immer nur riefen: „Hif, hif, aj, waj!“ Sie vergaßen den Kochlöffel oder schämten sich vielleicht einzugestehen, daß sie ihn nicht drehen könnten und begannen um den Schlitten zu handeln. Doch Wojtek, der nicht auf den Kopf gefallen war, sagte: „Ich bin nicht so dumm, eine so nützliche Sache zu verkaufen; jetzt brauch'ich mir keine Pferde mehr zu halten, sondern lade so viel Waren auf wie es mir gefällt und fahre, wohin ich will; dabei verdiene ich mehr, als zehn Fuhrleute zusammen.“ Diese Worte ver-

drehten den Juden noch mehr die Köpfe. Sie boten Wojtek 100 Gulden für den Schlitten, aber umsonst, sie boten 150 Gulden, ebenfalls umsonst; schließlich trat er ihnen nach langem Handeln den Schlitten für 200 Gulden ab. Am folgenden Tage sollten die Juden mit Waren nach Berdyczow fahren. Sie beluden den Schlitten mit Kisten und Säcken, setzten sich darauf und wollten fahren; aber der Schlitten rührte sich nicht. Sie schnalzten mit den Zungen, rückten hin und her, stießen, doch der Schlitten rührte sich nicht von der Stelle. Sie gehen zu Wojtek, um sich Rat zu holen.

Wojtek jedoch ergriff eine Elster, band sie an eine Schnur und treibt sie vor sich her. Die Juden wollten, wie es ihr Brauch ist, nicht sofort mit Wojtek über den Schlitten reden, sondern fragten ihn: „Was hast du da, Wojtek?“ „Das ist eine Verkäuferin; wenn ihr sie im Laden hättet, würde sie euch in einer Nacht alle Waren verkaufen und ihr könntet dabei friedlich schlafen.“ „Sie würde uns von Nutzen sein; oft liegen ein Jahr lang unsere Waren im Lager, ohne daß sie jemand kauft und hier läßt sich in einer Nacht ein Geschäft machen. Wojtek, wieviel verlangst du für die Verkäuferin?“ „Hundert Gulden.“ Die Juden begannen zu handeln. Da aber Wojtek nichts herunterlassen wollte, sahen sie ein, daß mit ihm nichts anzufangen sei und zahlten ihm soviel er verlangte. Sie brachten die Elster in den Laden, setzten sie auf den Tisch, machten alle Schubladen auf, übergaben ihr alle Waren und sagten zu ihr beim Weggehen recht freundlich: „Gute Nacht, Frau Verkäuferin!“ Darauf gingen sie schlafen. Wojtek eilte unterdessen hinter die Stadt, rief dort die merkwürdigen Leute zusammen, die ohne Geld kaufen und das finden, was niemand verloren hat und erzählte ihnen, wo sie auf billige Weise zu Besitz kommen könnten. Die Käufer kamen, kauften alle Waren auf, durchsuchten die Schubladen, ob nicht zufällig noch was übrig geblieben ist, machten sich dann davon und ließen nur die Elster zurück, nachdem sie ihr zuerst die Schnur abgeschnitten hatten.

Am nächsten Morgen kommen die Juden in den Laden, schauen, alles ist ausverkauft. „O, guten Tag! Frau Verkäuferin! wie herrlich hat sie alles verkauft.“ Sie gehen zu der Geldschublade, aber von Geld keine Spur. „Was ist das? wo ist das Geld?“ schrien sie. Die Elster flog mittlerweile durch die offene Tür davon, glücklich, daß es ihr geglückt war, so geschickt aus der Schar der wütenden Juden zu entkommen. „Ist dieser Wojtek aber ein Schurke, der hat uns aber angeführt; gehen wir zu ihm und nehmen ihm weg, was uns gehört. Sind wir aber dumme Juden, daß wir uns von so einem Wojtek an der Nase herumführen lassen!“ Und alle begaben sich zum Hause des Wojtek.

Was tat nun Wojtek? Er war gestorben. Es gab keinen anderen Rat für ihn, denn die Juden hätten ihn sonst getötet, er mußte also freiwillig sterben. Eilig kommen die Juden heran und wollen Wojtek aus dem Hause schleppen, doch siehe, er liegt im Sarge, neben ihm brennen Wachskerzen, über seinem Haupte steht ein Heiligenbild, er liegt regungslos da, blaß, die Hände gefaltet, ganz ruhig. Sein Weib weint, ringt die

Hände und ruft: „Mein lieber Wojtek, was werde ich nun allein ohne dich auf der Welt anfangen, was soll ich mit den kleinen Knirpsen tun?“ Dann schrie sie gegen die Juden gewendet: „Ihr seids, Halunken! ihr Schacherer, ihr habt ihn zum Tode geführt, o, ich Unglückliche!“ Die Kinder sitzen in einer Ecke und vergießen bittere Tränen. „Vater, unser lieber Vater!“ schrien sie. Doch die Tränen flossen ihnen nicht gerade stark aus den Augen. Das merkte die Mutter, sprang zu ihnen, tat so, als wenn sie die Kinder besänftigen wollte und wischte ihnen die Tränen mit einem Fetzen Tuch ab. Niemand wußte, daß sie in dem Tuch geschnittene Zwiebel hatte. Mit dieser Zwiebel wischte sie den Kindern die Augen, damit sie besser weinen könnten. Die Juden merkten es nicht, weil sie alle nach Zwiebel rochen. So blieben sie eine Zeitlang traurig und ruhig stehen. Bald aber erinnerten sie sich, weswegen sie gekommen und sprachen alle zugleich: „Das geschah dir ganz recht, Wojtek!“ Dann spuckten sie aus, fluchten und wollten das Haus verlassen. Im Nu rief die Frau: „Ei, ei, mein verstorbener Wojtek sprach davon, daß er in der Kammer eine Rolle habe; wenn man mit ihr einen Toten berühre, so stehe dieser sofort auf und gehe umher.“ Die Juden machten Halt und warteten ab, was daraus wird. Wenn man einmal gestorben ist, kann man doch nicht mehr aufstehen, sicherlich hat die Frau vor Schmerz den Verstand verloren. Das Weib war inzwischen in die Kammer gelaufen, begann dort alles zu durchsuchen und umzudrehen, bis sie schließlich nach langem Suchen in einer alten Kiste die Rolle fand, die sorgfältig in Leinwand eingewickelt war. Die Juden schauen und erwarten das Ende. „Hier ist sie“, schreit die Frau freudig. Sie kommt in die Stube, die Juden ihr nach, sie tritt an den Sarg und schlägt mit der Rolle leicht die Ferse Wojteks. Es entstand eine solche Stille, daß man sogar den Gang einer Fliege gehört hätte. Alle hielten den Atem zurück und schauten verwundert. Wojtek aber rührte sich nicht. Sie schlug ihn zum zweitenmal, Wojtek bleibt liegen. Doch als sie ihn zum drittenmal ein wenig fester schlug, machte Wojtek, wie aus einem tiefen Traume erwachend, die Augen auf, blickte mit Bestürzung auf die brennenden Kerzen, auf den Sarg, auf die weinende Frau, die Kinder und die Juden. Plötzlich schreit er: „Wo bin ich?“ und springt aus dem Sarge. „Wojtek, teurer Wojtek“, ruft die Frau. „Vater!“ rufen die Kinder und die Juden hätten vor Freude beinahe das Haus umgedreht und betäubten alle mit ihrem Geschrei. „Wojtek, Wojtek! du warst schon tot und lebst wieder?“ Einige von ihnen schielten auf die Rolle. Die Frau merkte es, wickelte die Rolle sorgfältig in Leinwand, legte sie in die Kiste und schloß sie zu. O, das muß eine sehr wertvolle Rolle sein, da sie die Frau so sorgfältig aufbewahrt, dachten sich die Juden. Nachdem sich Wojtek verschnauft und ein wenig gestärkt hatte, erzählten ihm die Juden, wie er gestorben war und wie sie ihn betrauernten. Schließlich baten sie ihn, ihnen die wunderbare Rolle zu zeigen, sie wollten sie kaufen. Aber Wojtek wollte nichts davon hören und die Juden mußten unverrichteter Sache nach Hause. Am Abend berieten sie sich, was sie ihm für die unschätzbare Rolle geben sollten.

Am nächsten Morgen kommen sie zu Wojtek und sagen: „Unser lieber Herr Wojciech (sie sagten nicht mehr: du), verkaufen Sie uns die Rolle, wir bezahlen sie Ihnen gut, sie soll unser gemeinsames Besitztum sein; und wenn einer von uns oder von Ihnen stirbt, werden wir ihn auferwecken.“ Wojtek ließ sich schließlich dazu überreden und verkaufte die Rolle für einige hundert Gulden.

Gerade um diese Zeit starb in der Hauptstadt die Tochter des Königs. Davon hörten die Juden. Da sie sich beim Könige beliebt machen wollten, um neue Rechte und Steuerermäßigung zu erlangen, wählten sie so schnell wie möglich die zwölf Klügsten und Reichsten aus und schickten sie zum König. Diese nahmen die Rolle mit und machten sich auf den Weg. Gegen Abend erreichten sie die Königsstadt. Man ließ sie zum König zu und der König fragte sie, was sie wünschen. Die Juden antworten, sie besäßen die Kunst, die Königstochter zum Leben zurückzuführen, nur müßte ihnen der König gestatten die Tochter zu sehen und sie mit der Toten allein lassen. Der König erfüllte natürlich sofort ihren Wunsch, denn er liebte die Tochter wie ein Vater. Die Juden traten an den Sarg, berührten leise die Ferse der Königstochter mit der Rolle: *pac, pac, pac*, — aber die Königstochter rührte sich nicht. Da sagte einer von den Juden: „Man muß sie kräftiger berühren.“ Sie schlugen kräftiger auf die Ferse, aber die Königstochter bleibt liegen. Ein schon ungeduldig gewordener Jude sagt: „Das ist die Tochter des Königs, des Hauptes des Landes, es gehört sich, sie auf das Haupt zu schlagen, nicht auf die Füße.“ Mit diesen Worten ergriff er die Rolle und schlug damit aufs Haupt der Königstochter: *hop, hop, hop*. Die Königin rührte sich nicht. Die Juden gerieten in Verzweiflung, schlugen die Königstochter immer stärker am ganzen Leibe, aber vergeblich. Sie setzten sich in die Winkel, rissen ihre Haarlocken aus und warteten, was geschehen wird. Plötzlich kamen die Hofleute herein. Als sie die zerschlagene Königstochter sahen, wurden sie sehr zornig und führten die Juden vor den König. Nachdem er gehört hatte, was geschehen war, ließ er sie sofort ertränken.

Die Kunde von dem Lose der Juden, die in die Königsstadt ausgeschiedt worden waren, drang bald bis in das Städtchen. Die Juden entflamten in furchtbarem Zorn und drangen unverhofft bei Wojtek ein. Es war noch vor Sonnenaufgang; Wojtek schlief noch wie eine Ratte und wußte nicht, was geschehen war, denn sonst wäre er beizeiten davon-gelaufen. Er ließ sich also ergreifen. Die Juden steckten ihn in einen großen Sack, banden ihn fest zu, damit ihnen Wojtek nicht entwischte, luden ihn dann auf einen Wagen und fuhren geradenwegs zum Flusse, um ihn zusammen mit dem Sack zu ertränken. Der arme Wojtek sagte kein Wort mehr, denn er wußte, daß es nichts nützen würde. Er betete nur leise zu Gott. Als sie auf die Brücke kamen, wollten sie ihn sofort in den Fluß werfen. Doch einer von den Juden sagte: „Er entwischt uns nicht, lassen wir ihn hier und gehen zuerst beten und unsere Hände reinigen, denn es schickt sich nicht, ihn so auf einmal zu ertränken.“ Da hört Wojtek, daß jemand in die Stadt fährt; sofort kehrt ihm der

Lebensgeist zurück. Es war der reichste Jude der Stadt, ein großer Schacherer, der den Leuten um einen geringen Preis den Acker abkaufte und sie zu Bettlern machte. Dieser Jude wußte nicht, was hier vorgegangen war. Verwundert blieb er neben dem Sack stehen und fragte: „Was ist das?“ Und Wojtek antwortet aus dem Sacke: „O, die Juden sind verrückt geworden, sie wollen mich zu ihrem Könige machen und ich Armer kann weder lesen noch schreiben; was für ein König kann da aus mir werden? Aber sie fragen nicht danach, sondern banden mich in diesen Sack und sagten, daß ich solange hier sitzen müßte, bis ich mich entschieße, ihr König zu werden.“ „Bist du aber dumm, Wojtek; weißt du was? Ich lasse dich hinaus, nimm du dir meinen Wagen und meine Pferde und ich krieche in den Sack, denn für mich schickt es sich mehr König der Juden zu sein, wie für dich.“ Nach diesen Worten band er den Sack auf, ließ Wojtek hinaus und kroch selbst in den Sack. Wojtek band ihn so schnell wie möglich fest zu, setzte sich auf den Wagen, trieb die Pferde an und fuhr in die Welt hinaus.

Die Juden kommen zurück; der Reiche läßt sich aus dem Sack vernehmen: „Nun, nun, ich will schon euer König sein.“ Doch die Juden, aus Furcht, Wojtek möchte sie betrügen, warfen ihn möglichst schnell ins Wasser, wobei sie sagten: „Gehe dahin und herrsche über die Fische.“ Der Sack fiel ins Wasser und war bald verschwunden. Die Juden kehrten nach Hause zurück und freuten sich, daß sie einen so gefährlichen Feind los geworden sind.

Wojtek fuhr inzwischen in eine weit entlegene Stadt zum Jahrmarkt. Er verkaufte die Pferde, verkaufte den Wagen, bekam eine Menge Geld dafür und kaufte sich eine ganze Herde Schafe und Hammel. Mit dieser Schafherde begab er sich auf den Heimweg. Ganz ruhig näherte er sich der Brücke. Die Juden sahen schon von weitem die Staubwolke und dachten, daß ihnen irgend ein Händler Schafe zum Verkauf bringe. Da sie ein gutes Geschäft zu machen glaubten, gingen sie entgegen, schauten... und sahen Wojtek. „Was ist denn das, Wojtek, wir haben dich ertränkt und du bist schon wieder hier?“

„O, was seid ihr dumm, ihr Juden; ihr glaubtet mir etwas anzutun, wenn ihr mich ins Wasser werft, sehet, was ich besitze“, und er zeigte ihnen seine Hammel. „Wer hat dir die Schafe gegeben?“ fragen ihn die Juden. „Gekauft habe ich sie. Dort, auf dem Grunde des Wassers wohnt eine reiche Herrin. Als ihr mich ertränkt habt, bin ich sofort zu ihr gegangen und sie verkaufte mir die Schafe, für einen Kreuzer eins; ich hätte noch mehrere Tausend kaufen können, hatte aber kein Geld mehr. Die Herrin bat mich jedoch, ihr Käufer zu verschaffen.“ „Gibt es dort wirklich so viel Schafe?“ fragen die Juden. „Seht doch ins Wasser, wie viele da sind!“ Wojteks Schafe spiegelten sich im Wasser wider und die Juden glaubten, es wären wirkliche Schafe. Sie begannen nun einer nach dem anderen ins Wasser zu springen und da keiner von ihnen schwimmen konnte, mußten sie ertrinken. Wie ihr wißt, arbeiten die Ertrinkenden mit den Armen und schlagen das Wasser, um sich zu retten. Als das

Wojtek sah, rief er: „Seht, wie sie euch rufen!“ Jetzt sprangen alle wie Frösche ins Wasser und ertranken bis auf den letzten Mann. Wojtek kehrte glücklich nach Hause zurück. Seit dieser Zeit meiden die Juden die Stadt, als wenn sie verpestet wäre. Denn sie fürchten, es möchte sie von neuem irgend ein Wojtek ums Leben bringen<sup>1)</sup>.

### Die Teufelsverschreibung<sup>2)</sup>.

Ein König fuhr in die Welt hinaus um zu sehen, wie es den Bewohnern seines Reiches geht. Nicht weit von einem Walde bekam der König Durst und schickte seinen Diener nach Wasser. Dieser fand auch bald Wasser, konnte es aber nicht schöpfen, denn aus dem Wasser ertönte eine Stimme: „Er soll selbst herkommen, dann bekommt er Wasser.“ Der Diener kam zu seinem König zurück und sprach: „Eure Majestät, allergnädigster Monarch, ich erhalte kein Wasser, wenn Eure Majestät selbst hingeht, so kann sie von dem Wasser trinken.“ Der König stieg aus dem Wagen, ging zu dem Wasser, legte sich an den Brunnen und trank. Er blies sich nicht einmal den Schmutz zur Seite, sondern trank mit großer Gier. Und er hatte einen ziemlich langen Bart. Wenn nun ein bärtiger Mann aus einem Brunnen Wasser trinkt, so muß sein Bart ins Wasser tauchen. So geschah es auch mit dem Bart des Königs. Da wurde sein Bart von jemandem festgehalten. Solange er trank, merkte er es nicht. Als er jedoch aufstehen wollte, sieht er sich festgehalten und vernimmt eine Stimme, welche spricht: „Gibst du mir das, was dir in deinem Hause unbekannt ist, so will ich dich loslassen<sup>3, 4)</sup>.“ Der König denkt nach: „Als ich mein Haus verließ, war alles in gutem Stande und ich kann mich nicht erinnern, daß ich irgend etwas Neues bekommen hätte.“ Deshalb antwortet er: „Ja, ich gebe es dir.“ Und der Teufel ließ ihn los. Der König lief zu seinem Wagen und gab dem Teufel keine Unterschrift. Schnell bestieg er den Wagen und fuhr weiter. Aber der Teufel überholte ihn bald und verwandelte die trockene Straße in einen Sumpf, so daß der König nirgends vorbeifahren konnte.

<sup>1)</sup> Dieses Märchen ist sehr verbreitet. Wir finden es in der Nähe von Miechów in Galizien mit nur ganz geringen Variationen. Vgl. Kolberg: Serya VIII, S. 188 ff. Auch in der Gegend von Rakutów und Bogusławice in Kujawien ist es bekannt. Vgl. Kolberg: Serya III, S. 190 ff.

<sup>2)</sup> Das Märchen stammt aus Przebiedzany, einem Dorf im Kreise Wieliczka, und ist erzählt von Cercha in „Materyaly antrop.-arheol. i etnogr.“, Bd. I, S. 74 f.

<sup>3)</sup> Vgl. hierzu die Anmerkung 2 zu dem Märchen „Die Rosenstadt“, hauptsächlich Kolberg: Serya XIV, S. 35.

<sup>4)</sup> Der Brunnen, oder überhaupt Wasser, kommt als Wohnstätte verzauberter Wesen öfter in den Märchen vor. So ist in einem Märchen aus Ruszkowo in Kujawien ein Prinz in einem Brunnen als Schlange verzaubert. Die Schlange läßt keine der drei Königstöchter aus dem Brunnen Wasser schöpfen, außer wenn ihr eine verspricht, seine Frau zu werden. Vgl. Kolberg: Serya III, S. 122 f. Oder in einem Märchen aus Modlnica in Galizien ist es ein See, in dem eine als Frosch verzauberte Prinzessin wohnt. Vgl. Kolberg: Serya VIII, S. 6. Vgl. auch „Wisła“, Bd. VII, S. 157.

Der König dachte, er würde durch den Morast hindurchfahren können und fuhr hinein. Doch die Pferde fielen um, der Wagen neigte sich auf die Seite, der Kutscher fiel hinunter und wurde ganz schmutzig. Und der König ruft: „Werde ich vom Unglück geschlagen?“ In demselben Augenblick nähert sich ihm der Teufel und spricht: „Wenn du mir das gibst, was dir zu Hause unbekannt ist, so will ich dich aus dem Sumpf herausführen.“ Der König denkt bei sich: „Ich besitze doch nichts, wovon ich nicht wüßte“ und antwortet dann: „Ja, ich gebe es dir!“ Und der Teufel spricht weiter: „Du mußt dich unterschreiben!“ „Ich besitze weder Papier noch einen Stift, womit soll ich mich unterschreiben?“ antwortet der König. Darauf der Teufel, der auf alles vorbereitet war: „Schneide mit deinem Taschenmesser in den Finger hinein, ich gebe dir Papier, und schreibe darauf, daß du mir das geben willst, was dir in deinem Hause unbekannt ist.“ Wohl oder übel mußte sich der König in den Finger schneiden und ein Stück Papier unterschreiben. Der Teufel nahm die Verschreibung zu sich, sprang dann zu dem Wagen, zog ihn aufs Trockene und stellte die Pferde auf die Beine. Der König fuhr weiter, der Teufel ging seiner Wege. Der König suchte möglichst schnell heimzukehren.

Bei seiner Ankunft im Palaste erkundigt er sich, ob was vorgefallen ist. Da erfährt er, daß ihm Gott unterdessen einen Sohn geschenkt hat. Und es war sein erster Sohn. Der König griff sich an den Kopf, riß sich das Haar aus, denn sein Sohn tat ihm leid. Doch beruhigte er sich schließlich und überließ alles dem Willen Gottes.

Und der Sohn wuchs auf wie Hefe. Er war erst sieben Jahre alt und hatte schon das Aussehen eines jungen Herrn. Der König gab ihn in die Lehre; er sollte Priester werden. Als er mit den Studien fertig war und schon bald ausgeweiht werden sollte, besuchte er vorher noch seinen Vater. Beim Anblick seines Sohnes wurde dem König traurig zu Mute und Leid erfaßte ihn. Da fragt ihn der Sohn: „Lieber Vater, warum quälst du dich so?“ „Mein Sohn, selbst wenn ich es dir sagen würde, könntest du mir doch nicht helfen“, antwortet der König. „Lieber Vater, sagt es mir nur, vielleicht kann ich euch doch helfen!“ „Mein Sohn, ich werde keine Freude an dir haben, denn ich habe dich dem Teufel verkauft und es mit meinem Blute unterschrieben.“

Am folgenden Tage ging der Sohn zur Beichte und erzählte alles dem Priester. Dieser besprengte ihn mit Weihwasser, verlieh seinem Herzen und seiner Brust Heiligkeit und gab ihm für den Weg Weihwasser mit. Dann segnete er den Königssohn und ließ ihn zum Vater gehen. Beim König angelangt, bat er ihn um ein Pferd, damit er nicht zu Fuß gehen müßte. Der Vater gab ihm ein Pferd, die Mutter schenkte ihm ein geweihtes Kreuz für den Weg und beide erteilten ihm den Segen. Eine Viertel Meile begleiteten die Eltern ihren Sohn. Dann ritt er allein in die Hölle, um die Unterschrift seines Vaters zu holen. Während er so auf seinem Pferde dahinreitet, kommt er an einen Teich, der schon sehr weit von seinem Vaterhause entfernt ist.

Auf dem Teiche sieht er dreißig Gänse schwimmen, welche die Gestalt

von Gänsen, aber menschliche Köpfe hatten. Und am Ufer des Teiches lagen dreißig Hemden auf dem Grase. Eines von den Hemden lag etwas abseits von den anderen. Der Königssohn bückte sich zur Erde und nahm das eine Hemd zu sich. Nachdem sich die Gänse gebadet hatten, stiegen sie ans Ufer und kleideten sich an. Nur die dreißigste Gans blieb noch im Wasser, weil der Königssohn ihr Hemd hatte<sup>1)</sup>. Da es die dreißigste Tochter des Zauberers nicht erwarten konnte, bis der Königssohn ihr Hemd wieder hinlege, sprach sie zu ihm: „Mein lieber Königssohn, Alexander, lege das Hemd wieder aufs Gras, du wirst es nicht zu bereuen haben.“ Alexander legte das Hemd nieder, die Gans kam aus dem Teich ans Ufer, kleidete sich an und ging ihren Gefährtinnen nach.

Auch der Königssohn ritt den Gänsen nach, konnte sie aber weder einholen noch irgendwo sehen. Er gelangte in die Hölle. Der Zauberer trat zu ihm mit den Worten: „Du tust wohl daran, daß du von selbst kommst, sonst hätten wir dich holen müssen.“ Und der Prinz spricht zu ihm: „Gib mir das Papier zurück, worauf sich mein Vater mit seinem eigenen Blut unterschrieben hat. Da antwortet der Zauberer: „Alexander, so schnell kommst du nicht zum Ziele, daß du nur herkämeest, das Papier erhieltest und sogleich wieder zurückreiten könntest. Du mußt mir eine Kirche erbauen, die genau so sein muß, wie ich dir angebe. Die Wände müssen von Marmor sein, das Dach ganz von Gold und in acht Stunden muß alles fertig sein.“

Der Zauberer entfernte sich und ließ den Königssohn allein. Dieser begab sich in ein Kämmerlein, das eigens für ihn errichtet war. Dort stand eine kleine Bank, ein kleiner Tisch und ein Stuhl; ein Fenster befand sich auch in der Kammer. Der Prinz setzte sich auf den Stuhl und dachte nach, wie er die Kirche bauen und mauern sollte, da er in seinem ganzen Leben nicht einmal gesehen hatte, wie man ein Haus baut, viel weniger eine Kirche. Und er spricht bei sich: „Hm! da soll ich eine Kirche bauen?“ Dann verrichtete er sein Gebet, legte sich schlafen und horchte. Da drängt sich ein Vogel ins Fenster. Alexander dachte, daß das Vöglein verfolgt werde und vor jemandem fliehe. Er öffnete ihm deshalb das Fenster; das Vöglein flog hinein und sprach zu ihm: „Nimm morgen früh um sieben Uhr eine Zimmermannsaxt, komme mit ihr zu der Kirche und schlage mit dem Axtrücken ein wenig an die Schwellen. Mein Vater steht um halb acht auf, kommt heraus und sieht auf den bestimmten Ort, ob die Kirche steht. Erblickt er sie, so wird er mit den Zähnen knirschen, denn er trachtet dir nach dem Leben und will dich fangen.“ Zuletzt ruft das Vöglein: „Laß mich hinaus!“ Der Prinz öffnete das Fenster, der Vogel flog hinaus. Alexander legte sich hin und schlief ein.

Unter großen Qualen verbrachte er die Nacht schlafend; doch hatte er eine Hilfe an dem Kreuze, das ihm die Mutter geschenkt hatte und an der Heiligkeit des Priesters.

Als er um sieben Uhr aufgestanden war, wusch er sich, verrichtete

<sup>1)</sup> Vgl. Anmerkung 2 des Märchens aus Petrowice im Kreise Leobschütz.

sein Morgengebet, nahm ein Zimmermannsbeil und begab sich an den bestimmten Platz. Dasselbst steht eine prächtige Kirche. Alexander arbeitet ein wenig mit dem Beilrücken. Sobald es halb acht wurde, stand der Zauberer auf, kleidete sich an und schaute hinaus, ob die Kirche fertig ist. Als er die Kirche so stehen sah, wie er sie wünschte, knirschte er so stark mit den Zähnen, daß es der Königssohn hören konnte.

Der Prinz war sehr erfreut über das Glück, das ihm Gott geschenkt hatte. Der Zauberer trug ihm während des ganzen Tages keine Arbeit auf. Erst am Abend rief er ihn heraus und sprach: „Ich besitze dreißig Töchter, die alle ganz gleich sind. Errätst du, welche die jüngste ist, so gebe ich dir die Unterschrift und du kannst zu deinem Vater zurückkehren. Jede ist so wie die andere, keine ist jünger, keine älter, keine größer, keine kleiner, kurz, alle sind von gleich schöner Gestalt. Errätst du es, so hast du gewonnen, errätst du's nicht, so hast du verloren. Morgen früh um acht Uhr komme zu mir!“

Der Königssohn ging wieder in sein Kämmerlein, setzte sich auf den Stuhl und jammerte, was er tun solle. Schließlich sagt er bei sich: „Wie's Gott gefällt, so kommt's!“ Und er verrichtete sein Abendgebet und legte sich aufs Bett. Plötzlich begann eine Fliege zu summen. Er öffnet das Fenster, eine schöne Jungfrau nähert sich seinem Bette und spricht zu ihm: „Lieber Alexander, weißt du, wie du es morgen machst? Wenn wir uns alle in einer Reihe aufstellen, eine neben der anderen, so blicke auf unsere Stirn. Du wirst einmal entlang gehen und nichts bemerken; du wirst zum zweitenmal entlang gehen und nichts bemerken. Sieh aber immer auf die Stirn; beim drittenmal erblickst du auf meiner Stirn eine kleine Fliege. Nimm mich dann sofort bei der Hand, zeige mich meinem Vater und sage: ‚Das ist deine jüngste Tochter.‘ Mein Vater wird nur mit den Zähnen knirschen und dir nichts antworten.“ Nach diesen Worten verwandelte sich die Jungfrau in eine Fliege und flog zum Fenster hinaus.

Alexander machte das Fenster zu und legte sich schlafen. Um halb acht stand er auf, wusch sich, betete, setzte sich hin und dachte nach, wo denn eigentlich sein Pferd sei, auf dem er hergekommen war. Das Pferd stand unter der Erde, so wie er es hingestellt hatte, und lebte durch die Macht Gottes.

Als am folgenden Morgen der Zauberer um acht Uhr aufgestanden war, rief er seine Töchter hinaus und stellte sie in einer Reihe auf. Dann rief er den Königssohn an: „Komm und sage mir, welches meine jüngste Tochter ist, da du so klug bist.“ Die Töchter standen eine neben der anderen; ihr könnt euch denken, daß es eine ziemlich lange Reihe war. Der Zauberer entfernte sich ein wenig und betrachtete den Prinzen neugierig, ob er erkennen wird, welches die jüngste Tochter ist. Alexander schritt einmal die Reihe entlang, sah auf die Stirnen der Töchter, erblickte aber nichts. Er schreitet zum zweitenmal die Reihe ab, betrachtet die Stirnen, sieht aber nichts; er geht zum drittenmal die Reihe entlang, sieht auf der Töchter Stirn und erblickt auf der Stirn einer der Zauberer-

töchter eine kleine Fliege. Er faßt die Jungfrau an der Hand, führt sie vor und sagt zum Zauberer: „Das ist deine jüngste Tochter.“ Der Zauberer knirschte mit den Zähnen und sprach mit dem Königssohn den ganzen Tag kein Wort.

Erst am Abend rief er ihn zu sich und sprach: „Bis morgen früh acht Uhr mußt du mir drei Paar Stiefel machen; gelingt es dir, so kannst du heimkehren, gelingt es dir nicht, so mußt du noch weiter hier bleiben.“ Der Prinz ging in sein Kämmerlein, setzte sich und überlegte: „Hm! wie soll ich hier die Stiefel machen, da ich noch nie gesehen habe, wie die Schuhmacher arbeiten!“ Während er so überlegt, hört er ein Bienchen am Fenster summen. Alexander macht das Fenster auf, die Biene fliegt hinein und fragt ihn: „Was gedenkst du zu tun?“ „Ich will entfliehen!“ antwortet er. „Dann will ich mit dir fliehen“, entgegnet die Biene. Der Prinz packte seine Habseligkeiten gleich am Abend, die Jungfrau bestrich die Tür mit ihrem Speichel und beide begaben sich an den Ort, wo das Pferd stand. Sie setzte sich vorn auf das Pferd, er saß hinter ihr und hielt sie fest. So ritten sie davon. Schon hatten sie die Hälfte des Weges zurückgelegt. Unterdessen wachte der Zauberer auf, wartete die achte Stunde nicht ab, sondern rief: „Alexander, steh auf und gib mir die Stiefel!“ Und der Speichel, den die Jungfrau auf die Tür gestrichen hatte, antwortete: „Ja, ich komme!“ Der Zauberer wartete, bis es acht Uhr wurde. Der Prinz kam aber nicht. Da ließ er die Tür ausheben und der Speichel rief: „Ha! ha! ha! niemand ist darinnen!“

Der Zauberer schickte die Teufel nach allen Richtungen aus; sie sollten die Jungfrau und den Königssohn fangen. Und die Teufel suchten alle Wege ab, fanden aber nichts. Sie kehrten zu dem Zauberer zurück und sprachen: „Wir haben weder jemanden gefangen noch gesehen.“ Da machte sich der Zauberer selbst auf, fand den Weg, auf dem seine Tochter mit dem Prinzen ritt und setzte ihnen nach. Alexander ritt freundlich und rasch mit der Jungfrau dahin. Auf einmal sagte sie zu ihm: „Weißt du was? Bleib stehen, ich steige hinunter und horche, ob uns nicht jemand verfolgt.“ Sie legte das Ohr auf die Erde. „Mein Vater verfolgt uns; weißt du was, Alexander? Gib mir das Kreuz, welches du bei dir hast!“ Alexander gab ihr das Kreuz und sie ritten wieder weiter. Als der Zauberer nicht mehr weit entfernt war, horchte sie noch einmal und sprach dann zu ihrem Prinzen: „Weißt du was, Alexander? Ich verwandle mich in eine Kirche, dein Pferd verwandelt sich in eine Pfarrei und du in einen Priester, der in die Kirche kommt, um die heilige Messe zu lesen. Sehr erzürnt wird mein Vater herbeikommen, wird zwar gut wissen, daß ich mich in die Kirche verwandelt habe, wird dir aber kein böses Wort sagen dürfen und du kannst ruhig aus der Pfarrei in die Kirche gehen. Er wird dich fragen, ob du nicht seine jüngste Tochter und den Königssohn gesehen hast, der auf einem grauen Pferde geritten ist und du antworte, daß du nichts gesehen.“ Und so geschah es auch<sup>1, 2)</sup>.

<sup>1)</sup> Ganz ähnlich wie unser Märchen ist ein Märchen aus der Gegend von Leszno in Posen. Ein König trinkt Wasser aus einem Brunnen. Ein Geist mit grünem Bart

Der Zauberer kehrte zurück, knirschte mit den Zähnen und sprach: „Mögen sie weiterreiten und sich den Hals brechen!“ Darauf begab er sich wieder in die Hölle. Obgleich er wußte, daß seine Tochter sich in die Kirche und der Königssohn in den Priester verwandelt hatte, so mußte er doch zurückkehren, denn er hatte nicht mehr Macht über sie. Wie Samson lief er in die Hölle, während der Königssohn mit der Jungfrau in seine Heimat ritt.

Als sie im Königspalast angelangt waren, begrüßte der König seinen Sohn und die Jungfrau. Und der Sohn sprach: „Das ist die schönste und jüngste Tochter des Zauberers; sie hat mich erwählt und ich sie. Sie bewahrte mich vor dem Tode, vor den Schlingen der Teufel und beschützte mich während drei Tagen und während der Reise.“

Die königlichen Eltern umarmten die Jungfrau, küßten sie und nahmen sie gern als ihre Schwiegertochter auf. Der Königssohn vermählte sich mit ihr und sie lebten glücklich. Die Hochzeitsfeier dauerte wegen der großen Freude des Königs und der Königin zwei Wochen. Bei der Hochzeit war auch ich zugegen. Ich aß und trank und rauchte mich satt und trat am Abend hinaus. Da kam ein Soldat zu mir, ergriff mich, lud mich in eine Kanone und feuerte ab. So kam ich hiehergefliegen und blieb hier bis jetzt, wo ich mich wohl befinde.

---

hält ihn fest und läßt ihn nicht eher los, bis er ihm das verspricht, wovon er nicht weiß. Der Sohn geht in die Welt, trifft die dreißig in Enten verwandelten Zauberertöchter, gelangt dann in die unterirdische Wohnung des Zauberers. Dieser befiehlt ihm, zunächst einen Palast aus Marmor, Kristall und Gold zu errichten, dann die jüngste unter den 30 Töchtern zu erkennen, zuletzt Stiefel zu machen. Vor der dritten Aufgabe flieht er mit der Jüngsten. Auch hier spricht der Speichel, den die Zauberertochter auf einer Fensterscheibe zurückläßt. Der Zauberer läßt sie verfolgen. Die Zauberertochter verwandelt sich in einen Fluß, den Königssohn in eine eiserne Brücke und das Pferd in einen Raben. Die Verfolger werden getäuscht. Zum zweiten Male läßt er sie verfolgen. Die Zauberertochter verwandelt sich, den Königssohn und das Pferd in einen dichten, finsternen Wald. Jetzt verfolgt sie der Zauberer selbst. Die Zauberertochter verwandelt sich in ein Kloster, den Königssohn in einen Mönch und das Pferd in einen Glockenturm. Kolberg: Serya XIV, S. 35 f.

<sup>2)</sup> Die Fähigkeit der Verwandlung ist auch in anderen Märchen bekannt. In einem Märchen aus Kujawien hat ein Junge die Fähigkeit der Verwandlung bei einem Zauberer gelernt. Er verwandelt sich in ein Schwein, einen Ochsen und ein Pferd. Der Zauberer kauft das Pferd. Das Pferd flieht, der Zauberer verfolgt es als Wolf, das Pferd verwandelt sich in einen Fuchs und an einem Fluß in einen Ring, den ein Fisch verschlingt. Der Fisch wird gefangen, kommt in die Küche des Zauberers und soll für die Hochzeit der Zauberertochter gebraten werden. Die Köchin findet den Ring, die Zauberertochter erkennt ihn und nimmt sich den Ring. Der Bräutigam erblickt ihn an ihrem Finger, sie wirft ihn zur Erde, der Ring wird zu drei Erbsen, der Bräutigam verwandelt sich in einen Hahn, die Erbsen verwandeln sich in einen Habicht, der den Hahn erwürgt. Kolberg: Serya III, S. 136 f. Vgl. auch ein ähnliches Märchen aus Gostyn in Posen, wo sich das Pferd in einen Vogel verwandelt und der Zauberer in einen Habicht. Der Vogel wird zu einem Ring, der Ring zu drei Erbsen, der Zauberer verwandelt sich in einen Hahn, die drei Erbsen werden zu einem Iltis, der den Hahn erwürgt. Kolberg: Serya XIV, S. 50 f.

### Von dem Soldaten, dem der Herr Jesus ein Täschchen schenkte<sup>1)</sup>.

Ein Soldat ging nach Hause auf Urlaub. Man gab ihm auf die Reise ein und einen halben Laib Brot und einige Kreuzer. Der Weg führte durch einen Wald. In derselben Zeit ging auch der Herr Jesus mit dem heiligen Petrus und Paulus durch den Wald. Die beiden Heiligen hatten Hunger. Der heilige Petrus erblickte nicht weit vor ihnen den Soldaten, welcher einen ziemlichen Sack auf dem Rücken trug, und sagte zum Herrn Jesus: „Herr, dort geht ein Soldat, er trägt einen Sack, vielleicht hat er Brot darin. Ich werde ein wenig vorausgehen und dem Soldaten in den Weg treten, vielleicht gibt er mir etwas?“ Der Herr Jesus sprach: „Wenn du so großen Hunger hast, dann probiere es, er wird dir wohl etwas geben.“ Der heilige Petrus eilte voraus, überholte den Soldaten, indem er durch den Wald ging, und setzte sich am Wege nieder. Der Soldat kam in seine Nähe. Der heilige Petrus legt die Hände zusammen und bittet: „Liebes Soldatchen, schenke mir armen Bettler etwas!“ „Armer Bettler, was soll ich dir geben? Ich gehe, sagte der Soldat, ich gehe auf Urlaub, habe weit nach Hause; für den Weg bekam ich ein und einen halben Laib Brot und einige Kreuzer. Aber ich gebe dir einen halben Laib, vielleicht vergilt es mir Gott im Himmel.“ Und er gab ihm das Brot. Der heilige Petrus dankte dem Soldaten und blieb. Der Soldat verabschiedete sich von ihm und ging weiter. Der Herr Jesus und der heilige Paulus nähern sich. Jesus fragt den heiligen Petrus: „Nun, hast du was bekommen?“ „Herr, das ist ein furchtbar guter Soldat; er hat nur ein und einen halben Laib Brot und sehr weit nach Hause und trotzdem gab er mir ein halben Laib.“ Sofort teilte der heilige Petrus das Brot mit dem heiligen Paulus und sie aßen es auf. Es schmeckte ihnen ausgezeichnet, aber sie hatten noch Hunger. Da sagt der heilige Petrus zu Paulus: „Geh' du jetzt und mache es ebenso wie ich, mich würde er wiedererkennen.“ Der heilige Paulus eilte voraus, trat dem Soldaten von neuem in den Weg und bat ihn um ein Almosen. Der Soldat sagt: „Wie kommt es, daß ihr, Bettler, hier im Walde so zahlreich vorhanden seid? Eben habe ich einen Bettler beschenkt und schon sitzt auch ein zweiter wieder da und bittet. Ich habe noch einen Laib Brot; dieses will ich mit dir, Bettlerchen, teilen.“ Er nahm das Brot aus dem Sack, zerschnitt es in zwei Hälften und gab eine Hälfte dem heiligen Paulus. Dieser dankte, der Soldat nahm von ihm Abschied und ging seines Weges. Bald kamen der Herr Jesus und der heilige Petrus heran. Der heilige Paulus hält ein halbes Brot in der Hand und spricht: „Herr, sieh, er gab mir ein halbes Brot und ihm blieb auch nur noch ein halbes.“ Der Herr Jesus sagte: „Sehr gut, es muß ein sehr guter Mensch sein, da er mit euch das Brot geteilt hat. Jetzt wollen wir ihm nachgehen, wir müssen ihm etwas schenken.“ Sie brauchten dem Soldaten nicht lange nachzufolgen, um ihn einzuholen, denn er setzte sich auf einen Baumstumpf, um auszuruhen. So holten sie ihn ein. „Ihr

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus der Gegend von Dukli und Iwonicz, im Kreise Krosno, und ist erzählt von Gustawicz im „Lud“, Bd. VI, S. 252 f.

seid es, Bettler, denen ich das Brot geschenkt habe?“ sagte der Soldat, der sie erkannte. „Wir sind's, guter Herr Soldat, wir sind's. Das Brot ist sehr gut.“ Und der Herr Jesus sagte: „Ruhet euch hier etwas aus.“ Sie setzten sich unter eine Tanne. „Liebes Soldatchen, du hast meine Diener beschenkt, deshalb wollen wir auch dich beschenken. Hier, nimm dieses Täschchen; wenn du in ein Unglück kommst und sollten es selbst die Teufel sein, die dich ins Unglück bringen, so öffne das Täschchen und sprich folgende Worte: ‚Ins Täschchen hinein‘; alles wird darin Platz finden.“ Der heilige Petrus schenkte ihm einen Krückenstock: „Nimm dir diesen Stock, schlage mit ihm alles, was in dem Täschchen sein wird, und alles wirst du in Fetzen schlagen<sup>1)</sup>.“ Der heilige Petrus wendet sich hierauf zu Paulus: „Auch du hast von dem Brot gegessen, schenke ihm auch was.“ Der heilige Paulus zog wohl oder übel seine Spielkarten aus der Tasche und schenkte sie dem Soldaten: „Nimm dir diese Karten; spiele mit den besten Spielern, du wirst immer gewinnen; hüte dich nur, daß sie dir nicht jemand nimmt.“ Es waren wunderschöne Karten. Der Soldat nahm alles an, bedankte sich schön und ging dann seiner Wege. Gegen Abend kommt er in ein Dorf. Es dämmerte schon. Er trat in das Haus eines Schmiedes und bat um ein Nachtlager. Man nahm ihn gern auf. Die Frau des Schmiedes reichte ihm ein Abendbrot, der Schmied führte ihn in die Schmiede zum Schlafen und schloß die Schmiede zu. Der Soldat zog sich aus, sprach sein Nachtgebet und legte sich ins Bett, welches in einer Ecke stand. Das Täschchen hängte er oberhalb des Kopfes auf, den Stock stellte er am Kopfende des Bettes hin, die Karten versteckte er unter die bloße Achsel und schlief ein. Der Schmied stand aber mit den Teufeln im Bunde. Er hatte ihnen seine Seele verschrieben, wofür sie ihm in der Arbeit halfen. Wenn bei ihm jemand übernachten wollte, so brauchte er ihn nur in die Schmiede zu führen und die Teufel rissen ihm dort den Kopf ab. Auf diese Weise hatten sie schon viele Menschen ums Leben gebracht. Um Mitternacht erhob sich in der Schmiede ein großes Brausen. Der Soldat wachte auf, setzte sich auf dem Lager, schaute und sah die Schmiede gefüllt mit Schmiedeten. Sie fachten das Feuer an, um etwas zu tun. Der älteste der Schmiede kam an den Soldaten heran und fragte ihn: „Wozu bist du hieher gekommen? Weißt du, daß wir dir den Kopf abdrehen?“ Und sie begannen um ihn herum zu huschen. Der Soldat erhob sich, nahm das Täschchen vom Nagel herunter, öffnete es und rief: „Ins Täschchen hinein!“ Und schon sind alle darinnen. Er machte das Täschchen zu,

<sup>1)</sup> Ähnliche Legenden sind ziemlich häufig. In einem Märchen aus Galizien dient ein alter Soldat bei einem Herrn als Jäger. Eines Tages erschießt er mit seiner Flinte den Teufel. Da kommt Jesus zu ihm in Gestalt eines Greises und gibt ihm zum Danke seine eigene Flinte, eine Tasche und einen Stock mit den Worten: „Was du denkst, wirst du erschießen, was du erschießt, wird die Tasche nehmen, wen du willst, wird der Stock von selbst prügeln.“ Später wird ihm ein Kind geboren, er geht Paten suchen und findet den Tod, der ihm Pate stehen will. Im übrigen ist das Märchen gleich dem unseren: Kolberg: Serya VIII, S. 1333. Vgl. auch Kolberg: Serya III, S. 115 f.

nahm den Stock, legte das Täschchen auf den Amboß und schlägt aus allen Kräften mit dem Stock auf das Täschchen ein. Geschrei und Gejammer dringt aus dem Täschchen — bis es schließlich aufhört. Der Soldat dachte bei sich: „Jetzt habe ich euch gegeben, was ihr haben wolltet“, hing das Täschchen wieder über sich auf, legte sich hin und schlief ein. Als es anfang hell zu werden, stand der Schmied auf, um den toten Soldaten zu begraben. Er schließt die Schmiede auf, — der Soldat schläft. Er weckt ihn auf und fragt ihn: „Du lebst noch?“ „Ja, ja, ich lebe noch, du Schelm! Wenn ich nicht auf deine Frau und deine Kinder Rücksicht nehmen wollte, würde ich mit dir dasselbe tun wie mit den Teufeln, die ich in dem Täschchen habe.“ Den Schmied erfaßte Angst und er lief weg. Der Soldat nahm das Täschchen und seine Habseligkeiten, ging in das Haus, bedankte sich bei der Frau des Schmiedes für das Nachtlager und das Abendbrot, begab sich dann hinter die Schmiede und schüttete die erschlagenen Teufel aus; sie waren zu Asche geworden. Die Teufel lagen sieben Jahre lang in der Hölle, ohne sich rühren zu können.

Der Soldat ging weiter und kam in eine Stadt. In dieser Stadt wohnte der Kaiser. Der Soldat trat in eine Schenke ein. Er ließ sich für zwei Kreuzer Branntwein geben, nahm sein Brot heraus, setzte sich an einen Tisch und begann zu essen. Neben ihm spielten an einem großen Tische Offiziere Karten, und zwar um Geld. Der Soldat zog seine Karten aus der Tasche und durchstöberte sie. Einer von den Offizieren drehte sich um, erblickte ganz erstaunt die Karten, verließ seine Gefährten, kam zu dem Soldaten und sprach zu ihm: „Soldat, verkaufe mir die Karten!“ „O, Hauptmann, wenn du mir auch die ganze Welt geben wolltest, würde ich dir diese Karten nicht verkaufen; aber wenn ihr wollt, werde ich mit euch spielen; verliere ich, so sollen die Karten euer sein, denn Geld habe ich nicht.“ Sie setzten sich zusammen; der Soldat hatte nur zwei Kreuzer, die setzte er ein. Bei jedem Spiel gewinnt er; ei, es geht schlecht. Die Offiziere sehen einander an, spielen aber weiter, sie leihen sich Geld und spielen. Alles hat ihnen der Soldat abgewonnen. Erzürnt wollen ihm nun die Offiziere das, was er gewonnen hat, und die Karten wegnehmen. Der Soldat ergrimmt und sagt: „O, ihr Bestien, ihr habt mich genug gequält, als ich beim Militär war, jetzt habt ihr mir nichts zu sagen, weil ich auf Urlaub gehe.“ Er nahm das Täschchen, öffnete es und rief: „Ins Täschchen hinein!“ und alle fielen hinein. Er machte das Täschchen zu, legte es mitten in die Stube hin, ergriff den Stock und schlug und schlug darauf ein. Geschrei, Gejammer, Hilferufe! Der Gastwirt lief auf die Wache, um das zu melden. Das Heer aus der ganzen Stadt rückte an, umzingelte das Haus und führte den Soldaten vors Gericht. Dieser wollte sie nicht alle in das Täschchen hineinjagen, weil auch einige seiner Kameraden dabei waren. Deshalb ergab er sich und erschien vor dem Gericht. Der Kaiser kam sogar in die Kanzlei. Man verurteilte ihn zum Tode. In dieser Stadt befand sich eine unterirdische Höhle, in welcher der Teufel wohnte. „Hier bist du, armer Kerl! Mehr

als einen habe ich hier schon umgebracht und das geschieht auch mit dir.“ Der Soldat öffnete das Täschchen und sprach: „Ins Täschchen hinein!“ Er legte das Täschchen auf die Erde, versetzte dem Teufel einige Hiebe. Der bittet ihn, er möge ihn herauslassen, er wolle ihm viel Geld dafür schenken. Der Soldat ließ ihn heraus. Der Teufel verschwand nach hinten und brachte bald ein Faß mit Dukaten angeschleppt. „Hier hast du, das gehört dir, ich mache mich aus dem Staube, denn ich fürchte mich vor dir“, und er lief weg. Der Soldat legte sich hin und schlief auf dem Gelde ein. Am Morgen schließt der Wächter auf, um den Leichnam zu bestatten. Schrecken erfaßt ihn: Der Soldat schlummert auf Dukaten und dehnt sich. Er lief, um es dem Kaiser zu melden. Das Militär rückte heran. Sie weckten den Soldaten auf und fragen ihn, wer ihm das Geld gegeben hat? Er antwortet: „Der Teufel.“ Darauf sagt der Kaiser: „Da dir sogar die Teufel gehorchen, so können wir dir nichts machen. Nimm dir das Geld und geh' mit Gott.“ Soviel er mitnehmen konnte, nahm er mit, den Rest schenkte er den Soldaten. Er erreichte schließlich sein Heimatsdorf. Er besaß weder Vater, noch Mutter, noch eine Familie. Er kaufte sich einen Bauplatz, fuhr Holz zusammen, erbaute sich ein Haus und verheiratete sich bald. Nach einigen Jahren schenkte ihm der liebe Gott einen Sohn. Die Leute hielten den Soldaten für einen Zauberer; niemand wollte ihm den Sohn bei der Taufe halten. Nachdenklich begab er sich aufs Feld, er schaut — eine Frau kommt. Als sie in seine Nähe kam, begrüßte sie ihn: „Sei gegrüßt, Wojciech!“ Er sinnt nach: „Wie kann sie wissen, welches mein Name ist?“ Die Frau fragt ihn: „Wojciech (Adalbert), warum seid Ihr so traurig?“ „Darum: der liebe Gott schenkte mir einen Sohn, aber niemand will mir ihn bei der Taufe halten.“ „Ich will ihn halten, Ihr werdet mein Pate sein und ich Eure Patin, aber vorher will ich Euch noch sagen, daß ich der Tod bin!“ Wojciech wurde fröhlich, nahm die Frau in sein Haus, bewirtete sie, ließ den Kirchenbettler holen und bat ihn, er möchte morgen mit dieser Frau sein Kind zur Taufe tragen. Der Bettler war damit einverstanden. Nach der Taufe gab Wojciech ein Mahl. Die Patin hatte es sehr eilig, denn sie mußte heute noch weit gehen, um einen zu erwürgen. Sie verabschiedete sich von allen und ging ihrer Wege<sup>1)</sup>.

Mehrere Jahre waren vergangen. Da kommt eines Tages die Patin zu Wojciech, ihren Paten. Wojciech freute sich sehr über ihren Besuch, veranstaltete ein Mahl und bat sie, sie möchte bei ihm übernachten. Die Patin aber ist sehr traurig und atmet sehr schwer. Wojtek fragt sie:

<sup>1)</sup> Der Tod als Pate ist ein beliebtes Motiv. Ein Mann hat schon so viele Kinder, daß ihm niemand mehr Pate stehen will. Als ihm ein neues Söhnchen geboren wird, geht er betrübt hinaus. Er trifft den Tod, der ihm Pate sein will. Der Sohn wurde später Doktor. Eines Tages erscheint ihm die Taufpatin und sagt zu ihm: „Wenn du mich zu Füßen des Kranken siehst, dann ist es ein Zeichen, daß er gesund wird; wenn aber zu Häupten, dann stirbt er.“ Er wird ein berühmter Doktor. Eines Tages wird er krank und erblickt den Tod zu seinen Häupten. Er will ihn täuschen, indem er sich in dem Bett umlegen läßt. Kolberg: Serya VIII, S. 136. Vgl. auch dasselbe Märchen aus Kujawien: Kolberg: Serya III, S. 156 f.

„Patin, was fehlt Euch denn?“ „O, mir fehlt nichts, aber Euch wird es schlimmer ergehen.“ „Ah, was gibt's denn?“ „Ich komme Euch holen, es ist mir befohlen worden.“ „Ha! alles ganz gleich“, er nimmt das Täschchen, öffnet es und spricht: „Ins Täschchen hinein!“ Er band das Täschchen zu und hing es an die Decke in den Rauchfang. Sieben Jahre lang hing dort das Täschchen, sieben Jahre lang starb kein Mensch auf Erden, denn der Tod saß im Gefängnis.

Im achten Jahre näherte sich Wojtek dem Täschchen und fragt: „Patin, lebt Ihr noch?“ Sie antwortete mit piepsender Stimme wie eine Mücke: „Ja, ich lebe; laßt mich los, Pate, laßt mich los, ich komme Euch nie mehr holen.“ Er nahm das Täschchen und ging damit aufs Feld. Dort öffnete er es und schüttete es aus. Und der Tod war noch elender und gräßlicher als auf der Kirchenfahne. Sie sprang schnell auf und begann davonzulaufen. Der Pate schreit ihr nach: „Liebe Patin, lebet wohl!“ Und sie antwortet ihm, ohne ihm Ihr zu sagen: „Nie mehr wirst du mich hier sehen!“ So kam es auch. Alle Menschen hatte sie hinweggenommen, nur er allein war übriggeblieben. Und es war ihm gar nicht mehr angenehm, so lange zu leben.

Eines Tages kam er an den Ort, wo er die Patin aus dem Täschchen herausgeschüttet hatte. Er sieht sich um und erblickt eine Frau, die in ein Bettlaken eingehüllt herankommt. Er kroch unter einen Strauch, um nicht gesehen zu werden. Als sie in seine Nähe kam, rief er im Geiste: „Mein Gott, das ist ja meine Patin!“ und schrie dann laut: „Patin!“ Sie sieht sich um, erblickt den Paten und läuft, so schnell sie laufen kann. Er bittet sie: „Patin! kehrt um!“ „Aha! um mich wieder in das Täschchen einzuschließen?“ Wojtek nahm das Täschchen und warf es weg. „Seht, liebe Patin, ich habe das Täschchen nicht mehr bei mir, das tu ich Euch nicht mehr an.“ Sie kam zu ihm, sie begrüßten sich. Wojtek bittet sie, sie möchte ihn von dieser Welt hinwegnehmen, sie sollte ihn aber nicht erwürgen, sondern mit Leib und Seele nehmen und in den Himmel tragen. Und er gab ihr das Täschchen, damit sie leichter zu tragen hätte, denn in dem Täschchen wog ein ganzes Regiment Soldaten gar nichts. Er gab es ihr also und ließ sie die Worte sagen: „Ins Täschchen hinein!“ und sprang hinein. „Liebe Patin, daß Ihr mich nur ja in den Himmel traget!“ Sie trägt ihn. Nach einer Weile fragt er sie: „Ist's noch weit?“ „Man sieht schon etwas den Himmel.“ Sie kam zur Himmelspforte und pochte an. Der heilige Petrus kommt heraus, öffnet ein wenig die Tür und fragt: „Nun, was bringst du uns?“ „Wojtek, meinen Paten“, antwortet sie. „Er hat hier nichts zu suchen, trage ihn in die Hölle.“ Wojtek hörte alles. Als die Patin ein Stück gegangen war, fragte sie den Paten: „Habt Ihr gehört, wie sie uns da geantwortet haben?“ „Ja, ja, ich hab's gehört!“ „Wenn ich Euch auch im Himmel lassen wollte, es geht nicht, ich muß Euch in die Hölle tragen.“

Sie nähert sich der Hölle. Die Teufel reparieren das Dach, denn es regnet durch, die Schindeln hatten sich auf irgend eine Weise verschoben. Sie erblicken das Täschchen; ein Geschrei entsteht, sie springen

vom Dache, laufen in die Hölle und schließen sie zu. Der Tod geht an die Pforte und klopft an: „Macht nur auf, macht nur auf!“ „Wen bringst du uns da?“ „Wojtek, meinen Paten!“ „Wir können ihn hier nicht gebrauchen. Er hat uns ordentlich in dem Täschchen beim Schmied durchgehauen, so, daß wir sieben Jahre krank waren.“ Die Patin machte sich auf und ging weg. „Pate, was werde ich, Unglückliche, mit Euch tun? Man will Euch weder im Himmel noch in der Hölle.“ „Geht nur noch einmal an den Himmel; versteckt das Täschchen mit mir unter das Laken, klopft an und wenn sie Euch fragen, wozu Ihr kommt, so antwortet: „Nu so, ich komme nur mich zu wärmen, denn ich bin durchgefroren,“ und wenn sie Euch aufmachen, so werft das Täschchen in eine Ecke und geht weiter! — Sie werden mich doch da nicht hinauswerfen.“ So machte es die Patin. Sie sagte, daß sie durchgefroren sei; der heilige Petrus machte ihr auf, sie warf das Täschchen mit Wojtek, ihrem Paten, schnell in eine Ecke und ging fort. Der heilige Petrus kommt heran und stößt mit dem Fuß an das Täschchen. Da läßt sich Wojtek vernehmen: „Na, warum trittst du mich? bin ich dir auch hier in der Ecke im Wege? Das Brot hat aber im Walde gut geschmeckt? ha? erinnerst du dich noch, wie du dich für einen Bettler ausgabst?“ Der heilige Petrus ließ ihn in Ruhe und Wojtek blieb auf diese Weise im Himmel.

### Der heilige Georg und sein goldener Steigbügel<sup>1)</sup>.

In einem Dorfe wohnte ein Mann. Er war sehr arm, hatte eine Frau und mehrere Kinder, die er nicht ernähren konnte, obwohl er sehr viel arbeitete, sowohl beim Gutsherrn als auch bei Bauern. Eines Tages nahm er einen Strick und ging heimlich in den Wald, um sich zu erhängen. Er durchwandert den Wald und sucht nach einem geeigneten Baum, um gut hängen zu können. Da blickt er sich um und sieht, wie ein Herr auf einem Pferde angeritten kommt. Der Herr fragt den Mann: „Mensch, was tust du hier?“ „Herr, ich suche mir einen Baum, ich werde mich nämlich erhängen.“ „Und warum denn das?“ „Herr, ich leide große Not, kann meine Frau und meine Kinder nicht ernähren, darum erhänge ich mich, denn was soll ich tun?“ „Hör' mich an, lieber Mensch! erhänge dich noch nicht,“ so spricht der Herr zum Manne, „ich bin der heilige Georg, reite in Dienstsachen zum lieben Gott, da will ich auch den lieben Gott wegen deines Loses fragen, wer weiß, vielleicht hört deine Not bald auf und du hast dich dann umsonst erhängt; setz' dich hier nieder und warte auf mich; wenn ich zurückkehre, will ich dir verkünden, was mir der liebe Gott von dir sagt, ob es dir besser gehen wird oder nicht.“ „Herr, ich bin hungrig und wer weiß, wann du zurückkehrst, oder du kommst auf einem anderen Wege zurück und ich kann mich hier vergeblich weiden; he! das ist kein Spaß. Aber gib mir, Herr, ein Pfand, dann bin ich sicher,

<sup>1)</sup> Das Märchen oder besser die Legende stammt aus Dukli, einem Dorf im Kreise Krosno, und ist erzählt von Gustawicz im „Lud“, Bd. VI, S. 340.

daß du mir nicht ausweichst.“ „Wie dumm bist du doch, ich bin doch der heilige Georg, wie könnt' ich mein Wort verdrehen; wenn ich etwas sage, so muß es geschehen wie das Amen im Vaterunser. Aber da du dich fürchtest, hast du hier den goldenen Steigbügel zum Pfand!“ Und er ritt weiter.

Der heilige Georg hatte sein Geschäft im Himmel abgewickelt, vergaß aber, sich über den Mann beim lieben Gott zu erkundigen. Er kehrt auf demselben Wege zurück. Von weitem erblickt er schon den Mann. „O, was hab' ich da angestiftet! Ich habe vergessen, mich beim lieben Gott über den Mann zu erkundigen, ob es ihm besser gehen wird oder nicht. Aber irgendwie werde ich mir schon zu helfen wissen.“ Er nähert sich dem Manne, der Mann freut sich und fragt ihn: „Herr, welches Los ist mir bestimmt?“ „Dir ist ein sehr glückliches Los beschieden, ich sprach mit dem lieben Gott über dich; es wird dir gut gehen, nur mußt du, wenn du von jemandem etwas borgst, beteuern, daß du nichts gesehen hast und nichts gehabt hast, was du zurückbehalten könntest, und dadurch wirst du ein gutes Leben haben.“ Als der heilige Georg diese Worte gesprochen hatte, erschrak er sehr; denn wie kann man auch einen Menschen zu so etwas auffordern, wenn man überdies noch ein Heiliger ist. Er hatte vergessen, sich beim lieben Gott über den Mann zu erkundigen, ob es ihm besser gehen wird oder nicht, er wußte für den Augenblick nicht, was er dem Manne antworten sollte, und sagte ihm deshalb etwas, was eigentlich eine Sünde war — das ergriff ihn plötzlich, verflog aber bald wieder. Darauf sagt der heilige Georg: „Nun, jetzt weißt du, was du tun sollst. Gib mir jetzt den Steigbügel zurück, ich will weiterreiten.“ „Was für einen Steigbügel? Was für einen Steigbügel habe ich denn von dir, Herr, bekommen? Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Bei meinem Gewissen, bei meiner Gerechtigkeit, so wahr ich Gott liebe, ich habe keinen Steigbügel von dir erhalten. Und wenn ich blind würde, wenn ich zu Stein würde, wenn ich meine Kinder und mein Weib nie mehr sähe, wenn ich den Abend nicht mehr erlebte, ich habe keinen einzigen Faden, nicht die geringste fremde Sache bei mir, viel weniger einen Steigbügel und dazu noch einen goldenen.“

Der heilige Georg dachte bei sich: „Hal zu meinem eigenen Nachteil habe ich ihn so belehrt, schon bin ich besiegt!“ Er ritt weiter. Der Mann bedankte sich beim lieben Gott für die Nachricht und ging dann nach Hause. Zunächst trat er ins Wirtshaus ein und sagte zum Wirt: „Herr Moses, schenkt mir ein Halbquartmaß ein!“ „Dummer Bartholomäus, dummer, womit willst du mir bezahlen, du kannst ja kaum kriechen.“ „Kommt nur einmal in ein anderes Zimmer,“ sagt der Mann, „ich habe Euch etwas zu sagen.“ Sie gingen hinein. Der Mann holt den goldenen Steigbügel hervor und zeigt ihn dem Juden. Der Jude fragt ihn neugierig: „Mein lieber Bartholomäus, ei! wo habt Ihr das bekommen?“ „Ei, wo ich's bekommen habe, dort hab ich's bekommen. Ich will's Euch verkaufen, wenn Ihr wollt, aber später.“ „Nun gut, wünscht Ihr vielleicht etwas zu trinken?“ „Ich hab' ja schon einmal von einem Halbquart ge-

sprochen, als ich herkam.“ „Nun, ich hab' ja nur Spaß gemacht, daß ich's Euch nicht gleich geben wollte.“ Der Jude holte eine Flasche und schenkte dem Manne ungefähr vier Gläser ein. „Bartholomäus, Ihr seid wahrscheinlich auch hungrig?“ „Ei, selbstverständlich bin ich nicht satt.“ „Nun, warum sagt Ihr's denn nicht? Ich habe doch Brot, ich handle sogar mit Brot, wie sollt ich Euch dann nicht etwas schenken?“ Er brachte für vier Kreuzer Brot, der Mann stillte seinen Hunger und soll nun nach Hause gehen. „Ei, hört Ihr, Bartholomäus! vielleicht nehmt Ihr Euch auch nach Hause etwas Brot für die Frau und die Kinder mit?“ „E, ich hab ja keinen Sack, noch sonst etwas bei mir.“ „O, ich gebe Euch schon einen Sack, Ihr seid ja ein guter Mensch, ich kenne Euch doch.“ Und er gab ihm einen Sack voll Brot. Der Mann will fortgehen. Da sagt noch der Jude zu ihm: „Ei! ei! ei! Bartholomäus, trinkt Euch noch einen auf den Weg!“ „Nun, so gebt!“ Und er trinkt noch ein großes Glas aus und will sich auf den Weg machen. Der Jude bittet ihn noch einmal, er solle den Steigbügel niemandem verkaufen. Und der Mann sagt: „Ihr seid der erste, aber wir haben noch Zeit damit.“ Er kommt nach Hause, die Frau und die Kinder sind gerade daran, vor Hunger zu sterben. Er nahm das Brot aus dem Sack. Die Kinder springen eines nach dem anderen vom Ofen und rufen: „O, Väterchen, Väterchen, gebt mir, gebt mir! wo habt ihr das gekauft?“ Der Vater verteilte das Brot unter sie und gab auch seiner Frau davon.

Jeden Tag holt nun der Mann Brot bei dem Juden und trinkt sich eins, alles auf den Steigbügel. Die Leute wundern sich und sprechen untereinander: „Was für ein Glück hat doch dieser Bartek (Bartholomäus) bei dem Juden! Er gibt ihm so viel Brot und Branntwein auf Borg!“

Als Bartek eines Tages wiederum ins Wirtshaus kam, rief ihn der Jude in ein Nebenzimmer, schenkte ihm zwei Glas ein und sagte: „Ei, Bartholomäus, bringt den Steigbügel, wir wollen uns einigen!“ Da schreit ihn der Mann an: „Was für einen Steigbügel?“ „Nun diesen, wißt Ihr nicht, welchen? Ihr habt doch darauf für einige zehn Gulden Schulden gemacht, Ihr solltet mir ihn verkaufen und jetzt streitet Ihr es ab, nun? Ihr macht gewiß Spaß, Bartholomäus, Ihr seid ein guter Mensch, ich kenne Euch doch, Ihr werdet es schon bringen, nicht wahr, Ihr wißt doch, das, was Ihr mir gezeigt habt.“ Der Mann schwört, er habe weder einen Steigbügel noch sonst etwas gesehen. „Bartholomäus, dann muß ich zum Herrn Richter gehen und Euch anzeigen und Ihr müßt mit mir gehen, weil Ihr so viel auf Borg gekauft habt.“ „Ich komme mit, warum denn nicht? aber ich wäre dumm, in solchen Lumpen zum Richter zu gehen; gib mir einen Anzug, so komme ich mit, denn es ist kein Spaß, zu solch einem Herrn zu gehen!“ Der Jude glaubte, daß er den Steigbügel bekommt und war deshalb damit einverstanden. Er begab sich in die Kammer, wo auf einem Haufen verschiedene Pelze, Leinenkittel, Hüte, Mützen, Hemden, sogar Stiefel und viele andere Sachen lagen, welche die Trinker zurückgelassen hatten. Er kleidete den Mann vom Kopf bis zu den Füßen an, schmierte ihm das Haar mit Butter ein, gab ihm einen Kamm, damit

er sich kämmte und rief ihn dann zum Richter. „Schenkt mir noch einen für den Weg ein!“ Der Jude dachte bei sich: „Wart, ich werde ihn betrunken machen, hundert Teufel werden ihn holen, er wird mir den Steigbügel geben und bekommt noch etwas vom Richter, wenn er zu schreien anfängt.“ Und er schenkte ihm noch an die vier Glas ein, aber der Mann hatte einen guten Schädel und spürte kaum, daß er etwas getrunken hatte.

Sie gingen nun zu dem Richter. Der Jude ging voraus, klopfte an die Tür, legte das Ohr an die Klinke und als der Richter „herein“ rief, wollte er allein hineingehen, aber Bartek schlich sich auch in die Kanzlei hinein. Der Richter fragt: „Nun, was habt Ihr mir zu sagen?“ Der Jude antwortet: „Gnädigster Herr Richter! Bartholomäus kamen zu mir und brachten einen goldenen Steigbügel mit, den sie mir verkaufen sollten. Ich verkaufte ihnen Brot auf Borg, Branntwein für einige zehn Gulden und jetzt beteuern sie, daß sie weder einen goldenen Steigbügel noch sonst etwas gehabt haben. Nun, Herr Richter, gnädigster Herr Richter, er soll mir doch wohl den Steigbügel geben; der gnädigste Herr Richter möge ihm befehlen, daß sie mir den Steigbügel verkaufen, damit ich mir das in Abzug bringe, was sie bei mir an Brot und Branntwein geborgt haben. Ich bitte den gnädigen Herrn Richter darum, meinen allergnädigsten Herrn Richter!“ Darauf der Richter: „Ist das wahr, Bartholomäus, habt Ihr einen goldenen Steigbügel gehabt und dafür bei Moszek (Moses) auf Borg gekauft?“ Und der Mann antwortet: „Herr Richter, woher soll ich denn einen goldenen Steigbügel nehmen? Vielleicht hat nicht einmal der König einen goldenen Steigbügel. So wahr ich lebe; ich habe weder einen goldenen Steigbügel gehabt, noch bei Moszek etwas auf Borg gekauft. Das ist ein reiner Überfall, denn worauf sollte er mir borgen, da ich nichts besitze außer einer Kuh, die er mir schon längst genommen hätte, wie er es vor kurzem mit Maček (Matthias) und mit Paweł (Paul) getan hat. Das von dem Paweł will ich Euch noch erzählen, wartet nur, bis ich dies beende. Vielleicht soll ich auch noch bekennen, daß diese Lumpen, die ich am Leibe habe, ihm gehören. Hm! Ich trinke nie etwas. Wofür sollt' ich auch trinken, da ich nicht einmal einen Bissen für den Mund habe? und dieser Jude behauptet, daß ich bei ihm Branntwein auf Borg getrunken habe? Daß dich der Teufel hole!“ Darauf der Jude: „Vielleicht nicht? Hab' ich dir nicht die Kleider gegeben? Und hab ich dir nicht Butter für das Haar gegeben? Was? Fürchte doch Gott, Bartholomäus! Nun, hab' ich's Euch nicht gegeben?“ Bartholomäus sagt: „Warte, Jude; jeder hat das seinige gesagt; nun mag sich's der Herr Richter überlegen und ein Ende damit machen.“

Der Herr Richter überlegt. Von einem goldenen Steigbügel hat er nie etwas gehört. Er sieht ein, daß sich der Jude das erdacht haben muß, und hat er das erfunden, so ist auch das andere eine Erfindung, daß der Mann bei ihm auf Borg gekauft hat. Er packte deshalb den Juden an der Schulter, warf ihn zur Tür hinaus und befahl den Gendarmen, ihn ins Gefängnis zu setzen. Überdies mußte noch der Jude dem Manne den Zeitverlust ersetzen.

Der Richter denkt nun bei sich: „Ei! irgend etwas muß doch zwischen den Beiden sein“, er rief Bartek zu sich und fordert ihn auf, ihm gewissenhaft zu erklären, ob es sich wirklich so damit verhält, wie er ausgesagt hat, daß der Jude den Steigbügel nur erfunden. Er wolle ihm nichts machen, nur die Wahrheit solle er ihm sagen. Bartek erklärt, es verhalte sich wirklich damit so, wie er es gesagt habe. Aber der Richter dringt auf ihn ein, er solle ihm doch alles sagen und beteuert, daß er ihm gut bezahlen wolle, wenn er einen Steigbügel besitze und ihn ihm bringe; daß er vorher die Unwahrheit gesprochen habe, werde ihm gar nicht angerechnet. Der Mann denkt bei sich: „Da du geschworen hast, wirst du mir nichts tun, aber wartel!“ Er begab sich nach Hause und brachte den Steigbügel zum Richter. Dieser verwundert sich sehr und fragt ihn, woher er den Steigbügel habe. „Ei, eigentlich weiß ich's selbst nicht genau, denn Wojtek ist Mitinhaber davon, Ihr wißt doch, der Wojtek, der auf Ochsenkauf ausgefahren ist; er wird's Euch besser sagen können.“ „Wann kommt er denn zurück?“ „Ei, eigentlich sollte er schon heute da sein; er wird wohl in der Nacht ankommen.“ „Nun gut! würdet Ihr mir den Steigbügel nicht verkaufen?“ „O, warum nicht? wir haben ja doch nichts davon und müssen ihn einmal verkaufen!“ „Nun, wenn's so ist, dann kommt doch, mein lieber Bartholomäus, wenn Wojtek zurückkehrt, beide zu mir; wir werden uns dann verständigen; vorläufig habt Ihr hier ein Pfand, damit ihr den Steigbügel nicht einem anderen verkauft.“ Mit diesen Worten gab ihm der Richter eine Geldtasche; Bartek nahm sie und ging nach Hause.

Nach einigen Tagen läßt ihn der Richter holen und fragt ihn: „Nun, ist Wojtek schon zurückgekehrt?“ „Was für ein Wojtek?“ „Nun der, mit dem zusammen Ihr den Steigbügel besitzt!“ „Was für einen Steigbügel? Bewahre mich Gott: weder habe ich etwas von einem Steigbügel gehört, noch bin ich Mitbesitzer davon!“ Der Richter wurde nachdenklich. Schade! Er nahm sich vor, niemandem etwas davon zu sagen. Darauf bat er den Mann, er solle ihm doch wenigstens sein Geld wieder geben. Bartek jedoch widersetzte sich; der Richter warf ihn, ohne lange zu überlegen, hinaus. Er ging nach Hause und machte sich über den Richter lustig.

Unterdessen erging es dem heiligen Georg schlecht. Er reitet mit einem Steigbügel; er schämt sich; einen zweiten Steigbügel kann er aber nicht bekommen und die Leute lachen ihn aus. „Ei, was ist zu tun?“ denkt der heilige Georg, „ich werde zu dem Manne gehen und ihm was schenken müssen, vielleicht gibt er mir den Steigbügel zurück.“ So begab er sich denn zu Bartek. Er verkleidete sich als Reisender und ließ sich mit Bartek in ein Gespräch ein. Dieser zufrieden, daß er schon so viele Leute hintergangen und von dem Richter eine so große Menge Gelder erhalten hatte, gestand ein, daß er einen solchen Steigbügel besitze. Der heilige Georg fragt ihn, ob er ihm den Steigbügel nicht verkaufen würde, er wolle ihm dafür so viel Geld geben, daß er sich damit mehrere Dörfer kaufen könnte. Der Mann denkt bei sich: „Wenn du ihm den Steigbügel

gäbest, so wäre das eine gute Tat; heute predigte der Pfarrer, daß es eine Sünde sei, die Menschen so zu betrügen.“ „Nun, so gebt her!“ Der heilige Georg spricht: „Wißt ihr denn, wer ich bin? Ich bin doch der heilige Georg; gebt mir nur den Steigbügel zurück, gebt!“ Der Mann kniete nieder. Dann holte er den Steigbügel und gab ihn dem heiligen Georg. Dieser gab ihm seinerseits eine Schatulle voll Dukaten und sprach: „Nehmet Euch diese Schatulle; es sind Dukaten darin. Solange du am Leben bleibst, nehmen die Dukaten nicht ab, aber nach deinem Tode verwandelt sich alles in Staub. Wirtschafte gut und kauf' dir Grundstücke, damit du deine Kinder in einer besseren Lage verläßt, als dich dein Vater verlassen hat.“ Hierauf ging der heilige Georg weiter. Der Mann war sehr erfreut, kaufte sich sofort fünf Grundstücke, wirtschaftete gut, trieb keinen überflüssigen Luxus, denn er wußte, was Not heißt, und als er gestorben war, hinterließ er seinen Kindern ein großes Besitztum. Die Schatulle aber zerfiel in Staub.

### Das Märchen vom Hirtenknaben<sup>1)</sup>.

Ein Hirtenknabe diente bei einer Herrin als Gespieler ihres Kindes. Am Abend gab die Herrin dem Hirtenknaben einen kleinen Krug voll Milch. Der Hirtenknabe hatte keinen Hunger und machte sich am folgenden Morgen noch vor Sonnenaufgang in das nah gelegene Städtchen auf, um die Milch zu verkaufen und sich für das Geld etwas zu kaufen, was ihm gerade gefallen würde. In Wirklichkeit war es nicht weit in das Städtchen, aber der Hirtenknabe war noch sehr klein und die Füße taten ihm bald weh. Als er ungefähr die Hälfte des Weges hinter sich hatte, sah er am Graben einen Stein liegen. Abgemattet setzte sich der Knabe auf den Stein, stellte das Krüglein neben die Füße, stützte sich den Ellenbogen auf den Knien, legte den Kopf in die Hände und begann zu überlegen:

„Hm? Was könnte ich mir nur für die Milch kaufen? Aha! Ich bekomme für die Milch acht Kreuzer. Dafür kaufe ich mir Bruteier und lege sie unter Mutters Gluckhenne. Die Henne bringt Küchlein, ich werde sie füttern, bis sie groß sind und Eier legen. Dann werde ich schon eigene Hühner brüten lassen und werde viele Hühner besitzen. Die Hälfte verkaufe ich dann, kaufe mir eine Ente und lasse sie wiederum brüten, bis ich viele Hühner und Enten habe. Abermals verkaufe ich die Hälfte und kaufe mir eine Gans. Die muß wieder Junge ausbrüten und dann habe ich viele Hühner, Enten und Gänse. Dann kauf' ich mir schon zwei kleine Ferkel und halte sie, bis sie ganz groß sind und Ferkel bekommen. Hierauf fange ich zu handeln an und kaufe mir ein Kalb. Aus dem Kalb wird eine Kuh und ich habe dann Milch. Aha! aber womit werde ich sie füttern? O, ich verkaufe die Hälfte der Hühner, Enten, Gänse und Schweine und kaufe mir eine Wiese und Acker. Dann kaufe ich mir ein Füllen, dieses wächst zu einem Pferde heran, mit ihm fahre ich Steine und verdiene viel

<sup>1)</sup> Das Märchen ist erzählt von Siewiński im „Lud“, Bd. IV, S. 305.

Geld und ich kann mir noch mehr Pferde und Acker kaufen. Das Feld werde ich bearbeiten, werde Getreide säen, verkaufe es und habe viel Geld. Schließlich kaufe ich mir ein ganzes Dorf, und hab' ich erst ein Dorf, dann kauf' ich mir auch ein zweites, drittes, viertes und werde sehr reich sein.

Aha! dann bin ich schon groß und ich verheirate mich, aber mit wem? Vielleicht mit einem Dorfmadchen? O nein, ich bin ja ein Herr. Hm? vielleicht mit einem Gutsfräulein? O! das würde auch gar nichts für mich sein! Ich bin ja dann ein großer Herr. Aha! jetzt weiß ich's, mit einer Fürstin... Und wenn sie dich nicht haben wollte? ... Was, mich nicht haben wollte?... Wenn ich ihr einen Fußtritt versetztell!... Er stieß den Fuß in die Höhe, gerade gegen den Krug... Der Krug fiel um, die Milch floß aus, vernichtet waren die Hühner, die Enten, die Gänse, die Schweine, die Kühe, die Pferde, die Felder, die Dörfer, das Geld und die Fürstin. O, da weinte er, weinte er! „Siehst du, warum hast du der Fürstin einen Fußtritt versetzt<sup>1)</sup>?“

### Der Junge<sup>2)</sup>.

Ein Junge machte sich einst eine Peitsche. Da kam der Teufel zu ihm und fragte den Jungen: „Wozu machst du die Peitsche?“ Der Junge antwortete: „Damit werde ich die Teufel prügeln.“ „Ich will dir geben, was du dir wünschest, schlage sie nur nicht“, sagte der Teufel. „Ich wünsche mir eine solche Geige, daß, wenn ich auf ihr spiele, alles, was es auf der Erde gibt, anfängt zu tanzen, ferner eine Flinte, mit der ich alles schießen kann, was ich will und solche Stiefel, daß, wenn ich einen Schritt mache, eine Meile und wenn ich einen Sprung mache, zwei Meilen zurückgelegt sind.“

Eines Tages ging der Junge auf die Jagd. Da kam ein schöner Vogel dahergeflogen. Den sah ein Herr, der des Weges fuhr und bat den Jungen, ihm den Vogel zu schießen. Der Junge sagte zu dem Herrn: „Ziehe dich vollständig aus, krieche in den Schlehenstrauch, so will ich dir den Vogel schießen.“ Der Herr zog sich aus und kroch in den Strauch. Der Junge strich mit dem Bogen über die Saiten der Geige, der Herr begann in dem Dornenstrauch zu tanzen und tanzte so, daß er sich Stücke aus dem Körper herausriß. Der Herr klagte den Jungen an. Er sollte an den Galgen gehängt werden. Kurz bevor er aufgehängt werden sollte, bat er, man möchte ihn noch einige Worte sprechen lassen. Es wurde ihm gestattet. Der Junge sagte: „Reicht mir meine Geige und der Herr möge sich an

<sup>1)</sup> Vgl. eine Bemerkung zu diesem Märchen von Dr. Kreck im „Lud“, Bd. V, S. 273, wonach die polnische Version alte und neue Motive vereinigt. Die Art des Reichwerdens und das Motiv des Stoßens stimmt mit einer Erzählung im Pancatantra überein. Pancatantra Buch V, 9. Erzählung.

<sup>2)</sup> Das Märchen stammt aus Jaémierz, einem Städtchen im Kreise Sanok, und ist erzählt von Magierowski im „Lud“, Bd. V, S. 176.

eine Säule anbinden lassen.“ Darauf begann er auf der Geige zu spielen, der Herr riß die Säule aus und tanzte. Man bat den Jungen, mit dem Spielen aufzuhören. Der Junge aber antwortete: „Wenn ihr mir vergebt, so höre ich auf.“ Und sie schenkten ihm die Strafe.

### Der Dienst<sup>1)</sup>.

In einem Hause waren der Vater, die Mutter und die Töchter gestorben. Nur ein Sohn, Jaś mit Namen, blieb übrig. Er zog aus, um sich eine Dienststellung zu suchen. Als er so daherging, kam eine wunderschöne Droschke mit vier Pferden gefahren. Darauf saß ein Herr; der fragte den Burschen: „Wohin gehst du?“ „O, ich gehe Dienst suchen.“ „Komm zu mir, du brauchst nichts anderes zu tun als nur zu heizen. Bist du einverstanden?“ „Gut!“ antwortete Jaś, setzte sich auf die Droschke und fuhr mit. Er hatte nichts zu tun, nur zu heizen. Die Teufel verboten ihm, in die Kessel hineinzuschauen, denn wenn er hineinsähe, würden sie auch ihn in einen Kessel werfen<sup>2)</sup>. Er heizte so lange, bis er es überdrüssig wurde. Da sah er in einen Kessel hinein. Darin war sein Vater; der sprach: „O, mein Sohn, mein Sohn, so heizt du unter mir. Warte, bald kommst auch du in diesen Kessel.“ Jaś blickte in einen zweiten Kessel; dort war seine Mutter. „O, mein Sohn, mein Sohn, so heizt du unter mir. Warte, bald kommst auch du in diesen Kessel.“ Er schaute in einen dritten Kessel; dort waren seine Schwestern und Brüder. „O, Bruder, Bruder, so heizt du unter uns. Warte, bald kommst auch du hinein.“ Jaś heizte nicht vier Monate lang und erlöste alle Seelen. Diese

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Jaćmierz, einem Städtchen im Kreise Sanok, und ist erzählt von Magierowski im „Lud“, Bd. V, S. 171.

<sup>2)</sup> Ein ähnliches Märchen ist auch in Galizien bekannt. Ein Junge dient in der Hölle und heizt einen Kessel. Nach einiger Zeit wird ihm die Arbeit überdrüssig und er will entfliehen. Eine Stute sagt zu ihm, sie sei seine Mutter, er solle entfliehen, aber vorher einen Pelz in den Kessel stecken. Der Junge tut es und flieht mit dem Pelz aus der Hölle. Der Pelz wird ihm zu schwer, er wird müde und legt sich schlafen. Unterdessen verwandeln sich die Seelen, die an dem Pelz hängen geblieben sind, in Schafe. Als er aufwacht, erscheint ihm die Mutter Gottes und bittet ihn, die Schafe zu hüten. Zum Danke erhält er von ihr einen schwarzen Widder, aus dessen Wolle Geld fällt, wenn man sie mit einem Stocke berührt. Vgl. Kolberg: Serya VIII, S. 127. — Dasselbe Märchen ist auch in Kajuwien bekannt. Dort ist es nur ein Stock mit Löchern, den der Junge in den Kessel steckt, damit sich die Seelen daran hängen. Nach seiner Flucht aus der Hölle erlebt der Junge noch verschiedene Abenteuer. Ein Greis kauft ihm den Stock für sieben Groschen ab; für sechs Groschen soll er sich Kleider kaufen und den einen behalten. Er kommt in eine Stadt, wo es kein Wasser gibt. Er findet Wasser unter einem Stein auf dem Ring. In einer anderen Stadt will ein König seine Tochter verheiraten. Wer einen großen Keller mit Geld füllen kann, soll sie bekommen. Der Junge tut's. Die Prinzessin liebt ihn nicht. Er muß auf ihre Bitte ein gläsernes Häuschen bauen und damit aufs Meer fahren. Die Prinzessin wirft ihn in das Meer. Er rettet sich und wird Gärtner. Sie soll einen anderen heiraten. Der Junge kommt an die Kirche und bietet Äpfel an. Von ihrem Genuß erhalten alle Hörner, auch die Prinzessin. Vgl. Kolberg: Serya III, S. 145 f.

sprachen zu ihm: „Geh' in den Stall und such' dir das magerste Pferd aus.“ Er ging in den Stall und suchte sich das magerste Pferd aus. Es war eine Stute; die sagte zu ihm: „Reiß dir aus meinem Schwanze Haare aus!“ Er riß dem Pferde Haare aus, dann brachen sie auf. Der Teufel verfolgte sie. Sobald er Jaś ergreifen sollte, warf er ein Haar zur Erde und es entstand ein großer Berg. Sie durchschritten den Berg. Bald hatte ihn der Teufel wieder eingeholt und wollte ihn ergreifen. Er warf ein Haar zur Erde, es entstand ein riesiger Sumpf. Sie durchschritten den Sumpf. Jaś sprach zu der Stute: „Ich habe nur noch ein Haar!“ Die Stute entgegnete: „Wirf es hin!“ Sie fuhren, fuhren und der Teufel sollte ihn wieder fangen. Jaś wirft das Haar hin, es entsteht ein ungeheures Wasser. Kaum war das Pferd an den Rand des Wassers gekommen, so wurde es von den Wogen verhüllt. Der Teufel machte Kehrt. Jaś ritt weiter. An einem Walde entlang gelangten sie auf eine Wiese. Da sprach zu ihm die Stute: „Steige jetzt herab und gehe weiter, ich wende mich in andere Gegenden. Wenn du mich brauchst, so komm' auf diese Wiese, pfeife und ich komme zu dir<sup>1)</sup>.“

Jaś kam zu einem König und diente ihm als Lakai. Er nahm aber niemals die Mütze vom Kopfe, selbst wenn er aß, auch nicht wenn jemand zu ihm kam, er schlief sogar mit der Mütze. Der König wollte ihn deshalb fortjagen. Doch der Koch sprach zu Jaś: „Geh' und pflücke einige Äpfel, ich will einen Apfelkuchen backen.“ Jaś stieg auf einen Apfelbaum. Die Königstochter stand am Fenster und kämmt ihr Haar. Jaś blieb die Mütze an einem Aste hängen. Er hatte goldenes Haar. Das sah die Königstochter, eilte hinaus und verlobte sich mit Jaś.

Einmal wollten die Soldaten den König ermorden. Jaś schickte seine Gemahlin zu ihrem Vater und ließ ihn fragen, ob er ihm zu Hilfe kommen solle. Der König sagte zuerst: „Er will mir helfen?“ Dann aber sprach er: „Gut, wenn er mir hilft und mich rettet, bekommt er die Hälfte des Königreiches — hilft er mir aber nicht, so werde ich ihn töten.“ Jaś ging auf die Wiese, piff und die Stute kam gelaufen. Er setzte sich auf sie, ritt zurück und tötete alle Soldaten. Der König schenkte Jaś die Hälfte seines Reiches.

### Der Soldat und die beiden Bettler<sup>2)</sup>.

Ein Soldat ging auf Urlaub und begegnete einen blinden Bettler am Wege. Der Bettler bittet ihn um Almosen. Doch der Soldat sagt: „Bettlerchen, ich hab' selber nichts, ich bin ein Soldat, gehe auf Urlaub.“ „Ah, Ihr seid also ein Soldat; ich kann Euch einen Dukaten verdienen lassen. Ihr habt immer in Städten gelebt, könnt gut reden, geht zu unserem

<sup>1)</sup> Vgl. das Märchen „Von einem königlichen Schwager, der in ein Pferd verwandelt war“.

<sup>2)</sup> Das Märchen stammt aus Dukli und Iwonicz im Kreise Krosno, und ist erzählt von Gustawicz im „Lud“, Bd. VI, S. 250.

Priester und gratuliert ihm; wenn ihm jemand schön gratulieren kann, dann schenkt er ihm einen Dukaten. Wenn Ihr aber zurückkommt, so meldet Euch bei mir, denn ich möchte gern wissen, ob Ihr den Dukaten bekommen habt.“ Der Soldat begab sich zu dem Priester, gratulierte ihm schön und bekam einen Dukaten. Als er das dem Bettler erzählt hatte, bat ihn dieser, ihm den Dukaten zu zeigen. „Ich möchte ihn gern wenigstens befühlen, denn in meinem Leben hab ich noch keinen Dukaten in der Hand gehabt, zeigt mir ihn nur, zeigt mir ihn!“ Der Soldat gab dem Bettler den Dukaten, im Nu ließ ihn dieser unter der Brust verschwinden. Der Soldat sieht das und fragt den Bettler: „Wo habt Ihr denn meinen Dukaten versteckt?“ „So wahr ich lebe, ich habe nichts von Euch gehabt!“ Der Soldat wirft sich auf den Bettler, dieser fängt an zu schreien. Die Leute rotteten sich zusammen, denn es war in der Nähe eines Dorfes und da sie dachten, daß man den Bettler berauben will, prügeln sie den Soldaten durch. Der Bettler begab sich nach Hause, er wohnte irgendwo am Walde. Der Soldat ging immer hinter ihm her, bis sie in das Haus des Bettlers kamen. Dort wohnte noch ein zweiter Bettler, der ebenfalls blind war. Mit Hilfe des Verstandes und des Stockes wußten sich die beiden Blinden einigermaßen Rat zu schaffen. Der Soldat blieb in einer Ecke stehen und wartet, was die Beiden tun werden. Da erzählt der Bettler, der ihm den Dukaten gestohlen hatte, dem anderen Bettler, wie er den Soldaten übers Ohr gehauen hat und daß er jetzt hundert Dukaten besitzt. Denn neunundneunzig hat er gehabt, einen nahm er jetzt dem Soldaten, das macht also zusammen hundert Dukaten. „Ei, zeig mir nur, macht das einen großen Beutel, hundert Dukaten?“ sagt der zweite Blinde. Der erste Bettler nahm den Beutel und reichte ihn dem zweiten, der Soldat kam schnell auf den Zehen heran, nahm den Beutel und der Bettler dachte, daß ihn der andere genommen hat. Dann gingen beide an das Wandbrett, wo sie eine Flasche Schnaps hatten. Sie tranken aus der Flasche, ein Glas hatten sie nicht, denn sie hätten ja daneben gegossen. Der Soldat schlich ihnen nach, trank auch mit und verließ dann die Stube. Kaum war er herausgegangen, so hört er, wie sich die beiden Bettler zanken. Der eine verlangt die Dukaten wieder, die er dem anderen zu befühlen gab, der andere aber versichert, er habe sie nicht bekommen. Ein Wort folgte dem anderen und schließlich lagen sie sich in den Haaren. Der Soldat geht ans Fenster, schaut ihnen zu, und da er sieht, daß sich die beiden Bettler totschlagen könnten, klopft er ans Fenster und ruft: „Prügelt Euch nicht, denn ich habe die Dukaten, ich, der Soldat, dem du den Dukaten gestohlen hast. Siehst du, einen hast du mir nicht gegönnt, und nun hab ich hundert!“ So sprach er und begab sich mit den Dukaten nach Hause.

---

### Die törichte Jungfrau<sup>1)</sup>.

Ein Bauer hatte eine Tochter. Ein Kavalier kam um sie freien. Da ging die Tochter aufs Feld und fing an zu schreien. Die Mutter ging ihr nach und fragte sie, warum sie so schreie; worauf diese entgegnete: „Wie sollt' ich nicht weinen; er kam um mich freien und ich besitze noch keine Wiege.“ Da sagte zu ihr der Kavalier: „Ich bin erst zur Freieung gekommen und du weinst schon um die Wiege. Ich werde in die Welt gehen; finde ich dort einen so törichter Menschen wie du bist, so kehre ich zurück und heirate dich.“ Und er begab sich in die Welt. Da sah er einmal, wie eine Frau eine Leiter ans Haus anlehnte, einer Kuh einen Strick umband und mit einem Stock auf sie einschlug, damit sie die Leiter hinaufkletterte. Der Kavalier näherte sich der Frau und fragte sie, warum sie die Kuh schlage. Darauf diese: „Wie sollt' ich sie nicht schlagen? Es wächst solch schönes Gras auf dem Hause und sie will nicht hinaufsteigen, um es abzugrasen.“ „Mähe doch das Gras ab und gib es der Kuh“, sprach zu ihr der Kavalier. „Das ist schon die zweite Dumme.“

Er geht weiter. Eine Frau schlägt eine Henne. Er fragt sie: „Warum schlägt Ihr die Henne?“ „Wie sollt' ich sie nicht schlagen? Diese Hundeseele<sup>2)</sup> hat 20 Kinder und keine einzige Brustwarze.“ Und er sagt zu ihr: „Koche ein Ei, zerkleinere es und gib es ihnen zu fressen.“ Das ist schon die dritte Dumme.

Er geht weiter. Da läuft eine Frau mit einer Schürze umher, greift nach der Sonne und trägt sie ins Zimmer. Die Sonne aber will sich nicht fangen lassen. Und er fragt sie, warum sie die Sonne fange. „O, ich will sie fangen, denn sie schaut mir nie ins Fenster, scheint mir nie!“ „Man muß ein Fenster hineinschneiden, dann wird sie von selbst scheinen“, sagt zu ihr der Kavalier. Das ist schon die vierte Dumme.

Er kehrte um und heiratete die erste Dumme<sup>3)</sup>.

### Das Märchen von der neugierigen Frau<sup>4)</sup>.

Es lebte einst ein reicher Mann. Er besaß eine schöne Landwirtschaft, hatte Pferde, Ochsen, Schweine, Schafe, viel Feld und Wiesen. Wie es in einer solchen Wirtschaft gewöhnlich ist, konnte er nicht alle Arbeit bewältigen; er mußte sich also ein Gesinde halten und im Sommer sogar Arbeiter zur Aushilfe dengen. Die Leute arbeiteten bei ihm sehr

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Przebieczany, einem Dorf im Kreise Wieliczka, und ist entnommen den „Mater. antrop.-archeol. i etnogr.“ Bd. I, Teil II S. 52.

<sup>2)</sup> Schimpfwort.

<sup>3)</sup> Ein ähnliches Märchen findet sich bei Kolberg: Serya VIII S. 220, wo es ebenfalls vier dumme Frauen sind: Die eine hält sich für einen Vogel, die zweite kann kein Hemd nähen, die dritte weiß nicht, wie sie Licht in ihr Haus schaffen soll, die vierte will ihrem verstorbenen Manne Wäsche in den Himmel schicken. Vgl. auch ein Märchen aus Kujawien, Kolberg: Serya III S. 172 und ein Märchen aus Mazowien, erzählt von Ulanowska im „Zbiór wiad. do antrop. kraj.“ Bd. VIII S. 299.

<sup>4)</sup> Das Märchen ist erzählt von Siewiński im „Lud“, Bd. IV, S. 300 f.

gern, da er ein leutseliger und vernünftiger Landwirt war und sich auf alles verstand. Deshalb gab er den Leuten außer dem Lohn auch zu essen und zu trinken. Er hatte eine junge Frau, die er sehr liebte; er schlug sie nie, hob nicht einmal einen Finger gegen sie auf, denn er war gut — aber das war eben falsch. Was ist denn eine Frau, die nicht geschlagen wird, wert? Sie macht sich dann nichts aus einem. Wenn ihr also wünscht, daß euch die Frauen lieben, so müßt ihr sie wenigstens einmal im Jahre ordentlich durchhauen, dann werden sie euch achten und lieben. So wurde die Frau unseres Bauern oft widerspenstig und erzählte noch dazu vor den Leuten: „Mein Mann ist solch ein ungeschliffener einfältiger Mensch, wie es keinen zweiten auf der Welt gibt; wo man ihn hinsetzt, dort bleibt er sitzen; daß er sich wenigstens einmal mit mir entzweien oder meinetwegen mich auch schlagen würde, daran ist nicht zu denken; er ist halt so ein Mensch wie eine Kreuzerpfeife.“ Das überbrachten dienstfertige Nachbarn dem Bauer; doch er hätte nie jemandem das Wasser getrübt, deshalb lächelte er nur und tat weiter seine Arbeit.

Einmal, es war im Anfang des Sommers um die Zeit der Heuernte, diente er sich Schnitter zum Mähen der Wiese. Von früh an mähte er selbst mit ihnen, um den Schnittern als Beispiel zu dienen und sie zu beaufsichtigen, denn er wußte, daß, wer das Auge nicht anstrengt, den Geldbeutel anstrengen muß. Kurz vor Mittag ging er nach Hause, um für die Schnitter das Mittagessen zu holen. Er nahm einen Laib Brot, riß im Garten Zwiebeln aus, füllte eine Schachtel mit Salz und vergaß auch die Flasche nicht. Auf dem Wege trat er in ein Wirtshaus ein und kaufte Branntwein, weil es sich nicht schickte, zu den Arbeitern mit leeren Händen zurückzukommen. Als er nicht mehr weit von den Arbeitern entfernt war, sah er, daß alle an einen Ort liefen und zu schreien angingen: „Eine Schlange! eine Schlange! Schlag sie tot! schlag sie tot!“ Dabei hielten sie die Sensen in die Höhe. Auch der Bauer eilte zu dieser Stelle, erblickte dort wirklich eine Schlange, gestattete aber nicht sie zu töten, sondern sprach: „Laßt sie in Ruhe, mag sie weitergehen; sie hat ja niemandem etwas getan, weshalb soll sie also totgeschlagen werden?“ Es war das ein ganzes Nest, die Schlange mit ihren Kindern. Sie machte sich mit ihrer ganzen Familie auf und ging nach einer anderen Richtung.

Nach dem Mittagessen sammelte der Bauer die Töpfe und die Flasche und trug sie nach Hause. Als er schon ziemlich weit von den Leuten entfernt war, ungefähr auf halbem Wege, traf er auf dem Fußsteg dieselbe Schlange. Sie rollte sich in einen Knäuel zusammen und hob das Köpfchen. Der Bauer wollte sie umgehen, doch die Schlange sprach zu ihm: „Bleib' stehen!“ Verwundert machte er Halt und die Schlange sprach weiter: „Vor einer Weile hast du mir und meinen Kindern das Leben gerettet, dafür will ich mich dir dankbar erzeigen; verlange von mir, was dir nur gefällt, ich will es dir geben.“ „Was könntest du mir denn, armer Kriecher, geben?“ fragte der Bauer. „Ho, ho, wenn du willst, gebe ich dir die Macht, daß dir alle Schätze zur Verfügung stehen, oder ich verleihe dir ein langes Leben, oder ich verleihe dir die Kraft, daß du in

jedem Augenblick wissen kannst, was deine Frau tut und was sie von dir denkt, oder du kannst verstehen, was die Tiere miteinander reden.“ Der Mann entgegnete: „Schätze brauche ich nicht, denn ich habe genug zum Leben, ein langes Leben liegt in den Händen des Herrn, die Gedanken meiner Frau brauch ich nicht zu kennen, ich weiß, daß sie dumm ist, aber wissen möchte ich gerr, was die Tiere miteinander reden.“ „Nun gut, ich verleihe dir diese Macht, aber du mußt mich vorher küssen.“ Der Bauer fürchtete sich zuerst, aber die Schlange versicherte ihm, daß sie ihm nichts tun werde, da sie seine Freundin sei. Er willigte ein. Die Schlange wand sich schnell um sein Gesicht, und ehe er sich's versah, hatte sie ihm den Mund geküßt. Den Bauer schüttelte es vor Angst. Die Schlange glitt inzwischen in das Gras hinunter und rief: „Jetzt wirst du alles verstehen; aber ich warne dich davor, jemandem zu sagen, von wem du diese Macht erhalten hast; denn wenn du auch nur ein Wörtchen verrätst, stirbst du auf der Stelle!“

Der Bauer geht weiter. Schon erreicht er seinen Garten, schaut und erblickt im Obstgarten auf einem Kirschbaum einen ganzen Schwarm von Spatzen, welche schreien: „Cwir, cwir, tscher, tscher!“ Der Bauer bleibt stehen und lauscht. Die Spatzen sprechen: „Sieh, sieh, unser Herr Wirt kommt, ein guter Mensch ist er, er vertreibt uns nicht von dem Kirschbaum, er schreckt uns nicht, er fängt uns nicht und wir machen ihm Schaden. Holla, Brüder, fliegen wir auf den Kirschbaum des Nachbarn, der da ist nicht gut, er fängt uns, brät uns und gibt uns den Kindern, hurra, auf seine Kirschen!“ Und die Spatzen flogen scharenweise zum Nachbarn. Der Bauer lächelte und dachte bei sich: „Wie doch einen guten Menschen sogar die Vöglein kennen!“

Er nähert sich dem Tor. Da kommt der Hund voll Freuden gelaufen und bellt: „Hau, hau, willkommen, mein allerliebster Herr, hau, hau, ich sehnte mich nach dir, hau, hau, niemanden liebe ich so sehr wie dich, hau, hau!“

Der Bauer streichelte ihn und trat in den Vorhof. Hier gackern die Hühner: „Turururu-ru kodkodak“ und der Hahn, ärgerlich über die Hennen, schreit: „Ko! kokoko!“ Und die Hühner redeten untereinander: „Schaul da geht er, geht, wenn er uns doch wenigstens einmal Getreidekörner gäbe und er besitzt so viel; es geht nichts über unsere ehrbare Wirtin, sie allein denkt an uns.“ Und der Hahn entgegnete: „Seid ruhig, das ist unser Herr, wenn er nicht wäre, würdet ihr zusammen mit eurer Wirtin vor Hunger krepieren, ruhig also.“

Der Wirt ging in die Kammer, schnitt für den Hund ein Stück Brot ab, nahm in seinen Hut von den besten Graupen und schüttete sie den Hühnern: „Kokoko, kokoko!“ jauchzte der Hahn und trippelte mit den Füßen, was bedeutete: „Seht ihr, seht ihr, die Wirtin gibt Spreu und der Wirt Körner, wer ist nun besser? wer ist nun besser?“

Als am Abend desselben Tages das Vieh vom Felde kam, lauschte der Herr seiner Unterhaltung. Der Ochs, welcher den ganzen Tag den Acker gepflügt hatte, legte sich müde im Viehstall aufs Stroh und schlummerte mit herunterhängendem Kopfe. Der pffiffige Widder, der den ganzen

lieben Tag nur mit den Ziegen Dummheiten machte und sich auf der Weide ausgeschlafen hatte, näherte sich von hinten dem Ochsen und stieß ihn mit dem Fuße. Der Ochs sagte: „Muu!“ und der Widder: „Beel!“ Der Bauer hört, daß der Ochs sagt: „Ei, laß mich doch in Ruhe, ich habe mich den ganzen Tag im Felde abgearbeitet, bin froh, daß ich ein wenig Ruhe habe, denn morgen muß ich von neuem mit dem Pflug aufs Feld.“ „O, du bist dumm, ich hätte keine Lust zu arbeiten“, sagt der Widder. „Und wie würdest du dem abhelfen?“ fragt der Ochs. „Weißt du was; morgen früh laß die Zunge heraushängen, sperre die Augen auf, strecke die Beine aus, da wird der Herr denken, daß du krank bist, wird erschrecken und dich in Ruhe lassen.“ So belehrte ihn der Widder. „Uhm“, brummte der Bauer und ging ins Zimmer.

Am nächsten Morgen stürzt noch vor Sonnenaufgang der Knecht ins Zimmer und ruft erschrocken: „Herr Wirt, der Ochs liegt im Sterben!“ „Es wird ihm nichts geschehen“, sagt der Bauer, „laß ihn im Stall und spanne den Widder vor den Pflug; spare nicht den Stock, aber schlag' ihn nicht tot!“ Der Knecht gehorchte, spannte den Widder ein und fuhr mit ihm aufs Feld. Der Widder wundert sich, weiß nicht, was geschehen ist; anfangs begann er zu springen und wollte nicht auf das Feld; doch, als er den Stock zu fühlen bekam, mußte der arme Teufel gehen. Auf dem Felde konnte er den Pflug nicht von der Stelle rühren, aber, nachdem er so ungefähr 50 Hiebe erhalten hatte, gelang es ihm, bis zum Mittag eine Scholle umzupflügen. Zum Mittagessen ließ ihn der Knecht auf die Weide zwischen die Ziegen; doch der Widder lief so schnell er konnte nach Hause in den Stall, kratzte den Ochsen zart mit dem Füßchen und bat ihn mit weinerlichem Ton: „Steh' auf, mein Freund, und geh' in die Arbeit, sonst schlägt man mich hier zu Tode!“ „Aha“, sagte der gutmütige Ochs und war wieder gesund.

Weiter hörte der Bauer, wie die Katze ihre Jungen unterrichtete, Mäuse und Vögel zu fangen und der Wirtin aus dem Krug mit der Tatze die Sahne auszunaschen usw.

Gegen Mittag ging der Bauer vom Felde nach Hause. Der Weg führte in der Nähe eines Flusses. Neben dem Flusse lag Schmutz und ein großer Sumpf. Dort saß ein Schwein und grunzte immerfort:

„Chrun, chrun, chrun.“ Neugierig bleibt der Bauer stehen, um zu hören, mit wem sich das Schwein so unterhält. Da erblickte er ein Fischlein, das sich mit dem Schwein zankte. Der schöne und glatte Fisch bewegte sich wie eine Spindel in dem Wasser. Als er das mit Kot beschmutzte Schwein erblickte, sagte er zu ihm: „O, du Schwein! Sieh, was ich für ein hübsches, niedliches Fräulein bin.“ Aber das Schwein sah den Fisch scheel an und sagte: „Du bist ein größeres Schwein als ich!“ „Wieso?“ fragt der Fisch und das Schwein antwortet: „Weil, wenn mich die Menschen essen, sie ihre Finger ablecken, wenn sie aber dich essen, so spucken sie andauernd pfui! pfui! pfui!“

Doch die Bäuerin begann zu merken, daß mit ihrem Manne was los ist. In Gedanken versunken geht er nur in die Ställe, in den Wald und

auf das Feld, lauscht immer auf irgend etwas, vielleicht ist er nicht ganz bei Sinnen? Sie fragt ihn deshalb: „Mein lieber Mathias (der Bauer hieß Mathias), was fehlt dir?“ „O nichts“, sagte ihr Mann und schwenkte mit dem Arm, gleichsam um damit zu sagen: „Was geht dich, närrisches Weib, das an.“ Aber die Frau gab nicht nach, sondern sagt zu ihm weiter: „Mein Lieber, sage mir, was dir fehlt, du weißt, daß ich dich über alles liebe und du willst dich nicht mir anvertrauen.“ „Ich würde es dir sagen, aber verriete ich nur ein Wörtchen davon, dann müßte ich sterben“, sagte der Bauer. Das machte die Frau nur noch neugieriger; aber furerst schwieg sie, ging nur wie von Kummer verzehrt hin und her, irgend etwas brannte sie so, daß sie nicht auf einer Stelle sitzen bleiben konnte, sie wollte durchaus, daß ihr der Mann das Geheimnis verrät. Ein Sprichwort heißt: Wo der Teufel nichts mehr ausrichten kann, schickt er ein altes Weib hin; aber die Bäuerin war noch jung und schön, heuchlerisch, und so eine ist die schlimmste. — Wißt ihr, was sie getan hat? Sie ließ aus dem Wirtshaus ein Quart guten Schnaps holen, machte Klösse mit Quark gefüllt, briet Wurst und machte Rührei eine ganze Schüssel voll. Dies alles setzte sie ihrem Mann zum Abendessen vor und aß und trank selbst mit, darauf umarmte und küßte sie ihn. Als sich der Mann ein wenig berauscht hatte und schon bei gutem Humor war, sagte zu ihm seine Frau: „Weißt du was, mein Mann; einmal muß die Ziege doch sterben, ob eher oder später ist ganz gleich, und ich möchte so gern mit dir zusammen sterben, sage mir nur dein Geheimnis.“ Der Mann, schon ziemlich berauscht, sagte: „Ich sag' es dir schon, bringe nur einige Bündel Stroh ins Zimmer, damit ich leichter hinscheide.“ (Auf Stroh stirbt sich's nämlich leichter, wie auf einem Federbett.) Die Frau sprang schnell auf, im Nu war sie hinter der Tür und eilte in die Scheune um das Stroh.

Unterdessen aß der Bauer Wurst und warf davon einige Stücke unter den Tisch für den Hund. Dieser lag unter dem Tisch und war sehr traurig; er ließ den Kopf hängen und sogar die Wurst schmeckte ihm nicht. Im Zimmer ging der Hahn auf und ab, hob den Kopf und blickte den Herrn erbarmungsvoll an; dann trat er an den Hund heran und pickte ihn in den Schwanz. Der Hund sagt: „Werrr!“ und der Hahn: „Ko, ko, ko, ko, ko!“ „Was sprechen sie da?“ dachte der Bauer und spitzte die Ohren. Der Hund sprach: „Warte, warte, nicht lange wirst du so ausgelassen leben; wenn unser Herr stirbt, wird dich die Wirtin sofort den Juden zum jüngsten ‚Gericht‘ verkaufen.“ Darauf entgegnete der Hahn: „Ei, was soll ich mich darum sorgen, was morgen sein wird, augenblicklich sehe ich nur, daß unser Herr dumm ist.“ „Dumm, sagst du,“ knurrte der Hund, „weshalb denn?“ „Ja, dumm ist er; sieh, ich habe sieben Frauen und weiß mir mit allen Rat, er hat nur eine und weiß sich keinen Rat mit ihr“, sagte der Hahn. „Auch du wüßtest dir mit einer solchen Frau keinen Rat“, sprach der Hund. „Ich? ich würde sie jetzt noch das Seil vom Brunnen holen lassen, würde es naß machen, dann müßte sich die Frau entkleiden und ich würde sie so durchschmieren, daß ihr die Geheimnisse vergehen würden“, sagte der Hahn zornig.

Die Frau trat mit dem Stroh ein. „Bringe noch das Brunnenseil und mach' es naß“, sagte der Bauer. Die Frau brachte es sofort. „Entkleide dich jetzt.“ Die Frau, die nichts Böses ahnte, zog sich möglichst schnell aus. Der Mann hakt unterdessen die Tür an, legt das Seil vierfach zusammen und, hast du nicht gesehen, schlägt er auf die Frau los! Die Frau schreit, aber der Mann fragt nicht danach, er haut und haut, was das Zeug hält. Zu dieser Zeit saß in einer Ecke eine Gluckhenne auf Eiern. Wie jedem bekannt ist, tut eine Wirtin mit einer Gluckhenne schön, damit sie nicht immer vom Nest heruntergeht und die Eier verkaltet und bringt ihr selbst Körner und Wasser. Die Henne denkt nun, daß sie bei ihrer Wirtin in größerer Gnade steht als die anderen Hennen. Als nun die Gluckhenne sah, daß der Wirt die Wirtin schlägt, schreit sie den Hahn an: „Du Dieb, alles ist deinetwegen, du hast den Wirt verleitet, die Wirtin zu schlagen.“ Der Hahn liebte die Gluckhenne nicht besonders und sah sie jetzt nur mit einem Auge an; er wollte ihr was sagen, aber in dem Augenblick trifft der Wirt die Henne mit dem Strick über dem Rücken. „Kodkodok!“ schreit die Henne und der Hahn: „Kokoko, kokoko!“ Das bedeutet: „Hilfe, Hilfe!“ „Das geschieht dir recht, das geschieht dir recht!“ lachte der Hahn und trippelte mit den Füßen. Der Mann öffnete die Tür, die Frau lief ganz nackt bis auf die Straße und schrie: „Hilfe, Hilfe!“ Die Gluckhenne ihr nach.

Im Zimmer blieb der Mann, der Hund und der Hahn zurück<sup>1)</sup>.

\* \* \*

Anton Siewiński, der dieses Märchen niedergeschrieben hat, berichtet im Anschluß daran, daß das Volk heilig daran glaubt, daß die Tiere miteinander sprechen und die Taten ihres Herrn kritisieren oder loben. Die Landleute sagen z. B., daß Hunde ein Unglück im Hause voraussehen, ebenso die Pferde. Ein Dorfbewohner erzählte ihm, daß sein Pferd, als er es verkaufen wollte, vor Angst zitterte und vor Schmerz weinte, weshalb es der Mann nicht verkaufte. Soll ein Feuer im Dorfe ausbrechen, so heulen die Hunde und schauen nach einer bestimmten Richtung. In dieser Richtung bricht die Feuersbrunst aus. Als einstmals die Tataren das Land überfielen, flogen Raben und Krähen vor ihnen, weil sie den Fraß ahnten. Die Hunde wiederum, die feinere und empfänglichere Sinne besitzen als die Menschen, bekundeten ihre Unruhe durch Heulen, und zwar besonders dann, wenn sie den Schein einer Feuersbrunst erblickten. Auch heute noch heulen die Hunde, wenn sie in der Nacht eine Feuersbrunst oder den aufgehenden Mond sehen und in Helligkeit schauen. Daher kommt es, daß heute die Leute darauf achten, in welche Richtung ein heulender Hund die Augen gewandt hat.

Es wird auch erzählt, daß, wenn man die Sprache der Tiere verstehen will, es notwendig ist, am heiligen Abend um Mitternacht in den Stall zu gehen. Doch ist die Sache sehr gefährlich, weil eine solche Neu-

<sup>1)</sup> Dasselbe Märchen berichtet Kolberg aus Tomaszowice in Galizien. Vgl. Kolberg; Serya VIII, S. 216 f.

gierde sofort den Tod herbeiführt. Als Beweis hiefür erzählt man folgenden Vorfall:

Ein Bauer, der sich vergewissern wollte, ob seine Ochsen wirklich miteinander sprechen, ging am heiligen Abend um Mitternacht in den Stall und stieg auf den Dachboden. In diesem Augenblick sagte ein Ochs: „Christus ist geboren!“ „Jawohl,“ sagte ein zweiter Ochs, „doch wir werden sogar morgen, an diesem so heiligen Tage, arbeiten müssen.“ „Warum denn?“ fragte der erste Ochs. „Weshalb fragst du erst? unser Herr wird doch in einer Weile sterben und wir müssen ihn morgen auf den Kirchhof fahren.“ Der Bauer stieg vom Boden herunter, nahm von seiner Frau und von seinen Kindern Abschied und starb nach kurzer Zeit. Die Ochsen fuhren seine Gebeine auf den Kirchhof.

### Von einem Manne, der seiner Frau gehorchte<sup>1)</sup>.

Es lebte einst ein Bauer; er wirtschaftete gut, wurde aber von seiner Frau zugrunde gerichtet. Es fuhren einst Soldaten auf Manöver. Sie kamen in das Dorf, in dem der Bauer von seiner Frau zugrunde gerichtet wurde. Der Wachtmeister nahm bei ihm Quartier. Er übernachtete eine Nacht in seinem Hause, wobei sich die Frau des Bauern mit ihm bekannt machte. Der Wachtmeister redet ihr zu: „Überrede deinen Bauern, daß er das Grundstück verkauft. Du nimmst dir dann das Geld und wir fahren beide zusammen in die Welt und bleiben immer beisammen.“ Am folgenden Tage redet die Bäuerin ihrem Manne zu, er solle doch das Grundstück verkaufen; sie müßten schwer arbeiten und hätten nicht viel davon, sie könnten sich anderswo ein größeres Grundstück dafür kaufen, wo es ihnen vielleicht besser gehen werde wie hier. Der Bauer gehorchte seiner Frau, verkaufte das Grundstück, legte das Geld auf den Tisch und sprach zu der Bäuerin: „Komm' jetzt mit mir und kaufe das Grundstück, von dem du erzählt hast.“ Nach diesen Worten verließ er das Zimmer und ging ins Stübchen. Die Frau ergreift schnell das Geld und eilt dem Wachtmeister nach. Sie holte ihn im nächsten Dorfe ein und gab ihm das Geld für das Grundstück. Der Wachtmeister nahm die Bäuerin aufs Pferd und sie ritten beide weit in die Welt. Der Bauer wußte nichts von alledem. Er grämte sich um das Geld, um das Grundstück, um die Frau und glaubte, sie habe sich vielleicht aus Kummer das Leben genommen. Er denkt nach, was er tun soll. Zum Glück hatte der Bauer einen Bruder, der ein sehr reicher Herr war. Zu diesem begab er sich und bat ihn, ihm in seinem Kummer einen Rat zu geben. Er erzählte seinem Bruder alles: wie ihn seine Frau überredet habe, das Grundstück zu verkaufen. Das habe er auch getan und nun besitze er weder das Grundstück, noch das Geld, noch die Frau und wisse selbst nicht, was er tun solle. Hierauf antwortet ihm der Bruder: „Warum bist du nicht eher zu mir gekommen

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus Przebiczany, einem Dorf im Kreise Wieliczka, und ist erzählt von Cercha in „Materyały antrop.-archeol. i etnogr.“, Bd. I, Teil II, S. 56.

und hast mich um Rat gefragt, bevor du das Grundstück verkauft hast. Jetzt, da man nicht weiß, wohin, kommst du zu mir, lieber Bruder? Aber weißt du, was ich dir sage, ich nehme dich bis zu deinem Tode auf, bei mir wirst du genug zu essen, zu trinken und dich zu kleiden haben. Du kannst in den Stall gehen, dir ein Pferd nehmen, es anspannen und fahren, wohin es dir beliebt.“ Da sagt der Bauer zu seinem Bruder: „Erlaube mir, daß ich mir ein Pferd saddle; ich möchte aufs Feld reiten, um mir den Kummer aus dem Kopf zu jagen.“ „Ich habe nichts dagegen,“ antwortet der Bruder, „saddle dir ein Pferd, welches du willst, du kannst dir auch mein Pferd nehmen, es trägt und geht gut und brauchst dich nicht zu fürchten, daß du herunterfällst.“

Der Bauer ging in den Stall, sattelte ein Pferd, bestieg es und ritt auf dem geradesten Wege davon.

Er gelangte in ein kleines Dorf. Darin stand eine Kapelle, in der man beten konnte. Der Bauer trat hinein, kniete nieder, zog das Gebetbuch hervor, schlug es auf, bekreuzte sich und begann zu beten. In demselben Augenblick fiel eine Schwalbe aus der Luft auf das Gebetbuch herunter, der Bauer strich mit der Hand über das Gebetbuch, die Schwalbe fiel zu Boden und war tot. Etwas später machte er sich Gedanken darüber: „Weshalb habe ich nur die Schwalbe getötet, da sie mir doch nichts Böses getan hat“, erhob dabei die Augen gen Himmel, seufzte zu Gott und ließ sie wieder auf das Gebetbuch sinken. In demselben Augenblick fiel ein Blatt aus der Luft auf die Schwalbe; die Schwalbe wurde sofort lebendig, flog in die Lüfte und das Blatt blieb liegen. Der Bauer bückte sich, hob das Blatt auf, legte es in das Gebetbuch und knickte das Buchblatt um, damit die Stelle erkennbar wäre. Dabei denkt er im Innern: „Es kann auch mich jemand töten, ich werde ihm dann von dem Blatt erzählen, er wird mich vielleicht damit wieder aufrichten, wenn es dem lieben Gott gefällt.“

Nachdem er gebetet hatte, verließ er die Kapelle, ging zu seinem Pferde, faßte es beim Zügel, bestieg es und ritt weiter. Im nächsten Dorfe fragte er die Leute: „Sind hier Soldaten durchgefahren?“ „Erst gestern waren hier Manöver und heute fuhren sie übers Wasser“, antwortete man ihm. „Ging nicht eine Frau aus dem Bauernstande hier umher?“ fragte er weiter. „Es war ein Wachtmeister hier mit seiner Frau, die aus dem Bauernstande stammt“, erzählten ihm die Dorfleute. Der Bauer verkaufte sein Pferd für 50 Gulden, obwohl es mehr als 500 Gulden wert war. Aber er brauchte Geld und mußte es schnell verkaufen.

Er setzte sich auf ein Schiff und fuhr über das Wasser. Die Überfahrt kostete 20 Gulden. 30 Gulden blieben ihm nur noch übrig. Er machte sich nichts daraus, daß er seinen Bruder hintergangen hatte, denn er hoffte, das Militär zu finden. Das ging ihm immer durch den Kopf, er konnte nicht schlafen, sondern mußte Tag und Nacht daran denken. Im dritten Dorfe, das hinter dem Wasser lag, fragte er die Leute nach dem Militär. „Es steht gerade bei uns“, antwortete man ihm. Der Bauer ging zu den Soldaten und meldete, er wolle als Freiwilliger dienen. Ein

Korporal, den der Bauer gut kannte, sagte zu ihm: „Tritt nicht in das Heer ein, denn der Wachtmeister wird dich töten, wenn er davon erfährt.“ „Es geschehe der Wille Gottes“, entgegnete der Bauer und trat ins Heer ein. Am folgenden Tage erfuhr der Wachtmeister, daß der Bauer der Mann seiner Frau sei. Als sich in der Nacht alles schlafen gelegt hatte, begab sich der Wachtmeister zu dem Bauern und nähte ihm einen goldenen Ring in die Halsbinde ein. Am nächsten Tage gab er folgenden Befehl heraus: „Wer meinen goldenen Ring gestohlen hat, soll ihn sofort zurückgeben, denn wenn er ihn nicht zurückgibt, wird er aus der Welt verschwinden oder findet einen plötzlichen Tod oder wird gehängt.“

Später begann man den Ring zu suchen und fand ihn in der Halsbinde des Bauers. Der Wachtmeister verurteilte ihn dafür zum Tode. Er sollte um vier Uhr gehängt werden. Der Bauer nahm das Gebetbuch und übergab es dem Korporel mit den Worten: „Wenn man mich aufhängt, so nimm, bitte, das Blatt aus dem Gebetbuch und lege es mir auf den Kopf; ich werde dann wieder aufleben und in die Welt gehen.“ Der Korporal fürchtete den Wachtmeister; schließlich aber sagte er: „Mein lieber Bruder, ich habe keinen einzigen Groschen bei mir und ich brauche unbedingt Geld.“ Der Freiwillige gab ihm die Hälfte seines Geldes und sprach: „Mach, daß du mich erreichst und es tust, ich werde es dir hundertfach vergelten.“ Nachmittags um vier Uhr nahm man unseren Freiwilligen und hing ihn am Galgen auf. Er sollte bis sieben Uhr des dritten Tages hängen bleiben. Der Wachtmeister hatte ihn nicht wegen des Ringes erhängen lassen, sondern wegen der Frau, damit er sie nicht sehen und ihr scharfe Worte sagen oder sie ihm wegnehmen sollte. In der Nacht ging der Korporal ins Wirtshaus und kaufte ein Liter Branntwein. Als er ihn zu riechen bekam, rümpfte er schon die Nase; was soll man da erst vom Trinken sagen!

Am Abend schickte der Wachtmeister eine Wache zu dem Gehängten. Sie sollte ihn bis zwölf Uhr bewachen, damit ihn niemand stehle.

Der Korporal näherte sich mit dem Branntwein der Wache und sprach: „Brüder, ist es euch sehr langweilig?“ „Ja, es ist langweilig, was sollen wir tun?“ erwiderten die Wachposten.

Der Korporal zog den Liter hervor und reichte ihn seinen Kameraden mit den Worten: „Trinkt euch satt, Brüder!“ „Wir dürfen weder trinken noch uns unterhalten“, entgegneten die Soldaten. „Trinkt nur schnell aus, niemand wird davon etwas wissen“, muntert sie der Korporal auf. Die Soldaten nahmen den Liter und tranken ihn aus. In einer halben Viertelstunde lagen sie auf dem Boden und schliefen bis zwölf Uhr. Der Korporal ging zum Galgen und legte dem Bauern das Blatt an die Schläfe. Sofort fielen die Fesseln von seinem Körper, er kam zu sich, stieg vom Galgen hinunter und sprach zu dem Korporel: „Mein Lieber, ich danke dir für die Gefälligkeit, jetzt gehe ich in die Welt hinaus, vergesse dich nie, werde stets an dich denken.“ Nach diesen Worten nahm er dem Korporel das Gebetbuch ab und begab sich zu dem König, dem das Heer gehörte. Er trat zu ihm als Soldat ein.

Dem König war gerade die Gemahlin gestorben, deren Verlust er sehr beklagte. Der König war nicht mehr jung, er hatte schon an die 90 Jahre.

An nichts fand er mehr Freude, keine weltlichen Unterhaltungen ergötzten ihn. Immer rechnete er damit, daß er zugleich mit seiner Gemahlin aus dem Leben scheiden werde. Und nun war seine Gemahlin zuerst gestorben. Das quälte ihn so sehr, daß er sich die Haare vom Kopfe riß. Der Freiwillige erschien vor dem König und sprach: „Durchlauchtigster König, Monarch! ich will dich trösten; bitte, erbaue mir einen kleinen Keller in der Erde, laß die Königin dahin bringen und mauere mich mit ihr auf eine Stunde ein, ich werde sie vielleicht zum Leben zurückrufen.“

Der König ließ in der Erde einen kleinen Keller bauen, die Königin wurde hineingetragen und mit dem Soldaten eingemauert. Alles horchte, was da geschehen wird. Der Freiwillige nahm das Blatt aus dem Gebetbuch und legte es an der Königin Schläfe. Sie erhob sich und dankte ihm. Und er erzählte ihr von seiner Frau, von dem Heer, von dem Wachtmeister, wie er ihn aus der Welt beförderte und was er ihm angetan. Als die Stunde vergangen war, ließ der König den Keller zerstören. Da tritt der Freiwillige mit der Königin aus dem Keller und beide nähern sich dem König.

Dieser war sehr erfreut und sprach zu dem Soldaten: „Was wünschst du dafür? Ich bin bereit, dir jeden Wunsch zu erfüllen.“ Die Königin erzählte mit großem Kummer von dem Unglück des Freiwilligen. Als es der König begriffen hatte, sprach er zu dem Freiwilligen: „Ich übergebe dir mein ganzes Königreich; du wirst regieren und ich werde bei dir zusammen mit meiner Gemahlin mein Leben zu Ende leben. Ich weiß, daß du mir kein Leid zufügen wirst. Jetzt tue, was du willst und wie du willst. Ich werde dich krönen lassen und es werden dir gehorchen alle Untergebenen, das Heer und das Volk.“

Kaum hatte der Freiwillige die Königskleidung angelegt, so schrieb er an den Korporal folgenden Brief: „Gräme dich nicht, du wirst bei mir sein, es wird dir gut gehen.“ Und an den Wachtmeister sandte er folgendes Telegramm: „Am selben Tage, um neun Uhr vormittags, sollst du zu mir kommen!“ Und wißt ihr auch, meine lieben Leser, was mit dem Korporal geschehen sollte? Man führte ihn zum Galgen, denn die Soldaten hatten ihn verraten. Als aber der Befehl kam, ließ man ihn sofort frei, setzte sich möglichst schnell zu Pferde und ritt dem Befehl gemäß zum König. Der Freiwillige, der zum König geworden war, hatte in dem Brief an den Korporal geschrieben: „Wenn dir das Geld reicht, so betrinke dich. Beschmutze dich im Kot, schlimmer — wie ein Schwein, um es gerade heraus zu sagen, und wenn du in der Nähe des Schlosses bist, so gib deinem Pferde die Freiheit und komm zu Fuß zu mir, ehe der Wachtmeister sich nähert. Singe auf dem ganzen Wege und gehorche dem Wachtmeister nicht, denn ich herrsche jetzt über das ganze Reich!“ Als das der Korporal erfuhr, ging er ins Wirtshaus und betrank sich fürchterlich. Der Wachtmeister war schon ausgeritten. Da bemerkte er erst,

daß der Korporal fehlte. Da zu seiner Bestrafung keine Zeit mehr war, mußte er seinen Ungehorsam ertragen. Der Korporal ritt hinter den Soldaten her. Da fiel er vom Pferde, beschmutzte sich wie ein Schwein, überholte später den Wachtmeister, ritt an der Spitze und erteilte Befehle. Der Wachtmeister war für ihn dasselbe wie ein Bauer, der in seiner Wirtschaft nicht besonders klug ist, ins Wirtshaus geht, sich betrinkt und sich dann vom ersten Besten sagen lassen muß: „Du Schnecke!“ Und er muß es sich gefallen lassen, denn ihm ist alles gleich, ob man ihm ein gutes oder ein schlechtes Wort sagt. In der Nähe des Schlosses ließ der Wachtmeister die Frau im Hause einer Frau zurück und bezahlte ihr dafür gut, damit sie sie nicht aus ihrem Hause vertriebe. Dann ritt er in das Schloß. Der Korporal beschmutzte sich noch mehr, stieg aufs Pferd, ritt zum König und salutierte vor ihm. Da fiel er in Schmutz — zerbrach den Säbel, der König lachte und der Wachtmeister konnte sich vor Ärger kaum halten. Als der Wachtmeister vor dem König erschien und die Honneurs vor ihm machte, fragte ihn dieser: „Was soll man mit dem Soldaten tun, soll man ihn bestrafen oder ihm eine schwere Qual auferlegen?“ Und der Wachtmeister antwortete: „Er soll gehängt werden, denn er hat mir auf dem ganzen Wege nicht gehorcht, sondern tat, was er wollte; er muß jetzt mit dem Tode bestraft werden.“ „Hat der Wachtmeister eine Frau?“ fragt der König weiter. „Nein, ich habe keine Frau“, antwortet dieser. „Ich habe aber einmal den Wachtmeister mit einer Frau gesehen, sie reiste zusammen mit dir, ihr habt sogar zusammen gegessen und getrunken und ich habe auch die Gewißheit, daß ihr zusammen im Bette waret“, fuhr der König fort. Der Arme wußte nicht, wohin er sich verkriechen sollte und gestand alles. Der König befahl den Soldaten, die Frau des Wachtmeisters herbeizuführen so, wie sie sie antreffen, ganz gleich, ob sie angezogen ist oder nackt oder im Hemd. Die Soldaten gingen fort. Die Frau war noch nicht ausgezogen, sie nahmen sie und führten sie zum König.

Der König trat auf den Gang und fragte die Frau: „Hast du mich erkannt?“ Und sie sah ihn an und blickte auf seine Stirn. Er hatte sich nämlich einmal im Wirtshaus geprügelt, wobei man ihm die Stirn mit einem Messer zerschnitten hatte. Sie erkannte sofort das Mal und flehte ihn an: „Vergib mir!“ Doch der König ließ die Frau erschießen. Den Korporal nahm er in Gegenwart des Wachtmeisters zu sich und sagte zu ihm: „Für diesen Streich sollst du mein Minister sein, den Wachtmeister aber ergreifet und laßt ihn von Pferden zerstampfen<sup>1)</sup>!“

---

<sup>1)</sup> Ein ähnliches Märchen findet sich bei Kolberg: Serya VIII, S. 210 f. Hier ist es ein Kaufmann, dem ein General die Frau entreißt. Der Kaufmann wird Soldat, der General erkennt ihn jedoch durch die Frau und läßt ihn erschießen. Doch der Geist des Kaufmannes nimmt einen anderen Körper an und der General kann ihn nicht mehr erkennen. In einer Schlacht wird das Heer des Generals geschlagen. Da tritt der Geist des Kaufmannes, der weiter als Soldat dient, vor, übernimmt das Kommando und gewinnt die Schlacht. Dadurch gelangt er beim König zu großem Ansehen. Der General muß die Frau zurückgeben.

## Wie der Teufel den Branntwein machte<sup>1)</sup>.

Es war einmal ein Bauer mit seiner Frau und hatten sechs Kinder. Der Bauer arbeitete nun mit seiner Frau im Schweiß seines Angesichtes, konnte sich aber niemals etwas erarbeiten. Es fehlte ihm sonst noch nichts, nur Brot und er hatte nichts zu essen.

Das geschah kurz vor dem Frühling.

Er geht aufs Feld pflügen, kehrt noch ins Haus zurück und sagt zu seiner Frau: „Marynia, such' nur noch nach Brot, damit ich es mir zum Mittagessen mitnehme, denn ich gehe pflügen. Da werde ich bis zum Abend noch Hunger bekommen.“

Seine Frau antwortet: „Es ist noch das letzte Stück Brot da; aber wenn du noch das letzte Stück Brot mitnimmst, was werde ich dann mit den Kindern anfangen, die schon jetzt weinen, weil sie essen wollen.“

Doch er erwidert: „Für die Kinder borge du hier bei einem Nachbar ein Stück Brot und ich nehme schon dieses Stück Brot mit mir.“

Und seine Frau sagt: „Nimm es nur, ich werde mir vielleicht mit den Kindern Rat wissen.“ Der Bauer nahm das Brot und ging pflügen. Er kam zu dem Stück Feld und pflügte. Aber schon vor der Mittagszeit läßt er die Pferde frei zum Mittagessen und setzt sich selber hin, um etwas auszuruhen. Und er macht sich an das Stückchen Brot, das er von Hause mitgenommen hat, beginnt zu essen und denkt dabei: „Ei, wenn meine Marynia bei der Nachbarin nicht Brot geborgt hat, dann werden jetzt die Kinder essen wollen und irgendwo weinen.“

Da erfaßte ihn Mitleid, er nahm das Brot, aß etwas davon und ließ etwas den Kindern übrig. Er denkt bei sich: „Wenn ich abends vom Felde zurückkomme, gebe ich ihnen dieses Brot.“ Wie er es dachte, so tat er auch. Er nahm das Brot, wickelte es wieder zurück in das Tüchlein ein und sagte: „Das muß ich für die Kinder aufbewahren.“

Dann nahm er das Brot und legte es auf den Rain, spannte wieder die Pferde an und pflügte weiter bis zum Abend.

Schon neigte sich die Sonne dem Untergang zu, schon gab er das Pflügen auf, ging noch das Brot von dem Platz holen, wo er es hingelegt hatte. Er kommt hin — das Brot ist nicht da.

„Ei, was ist das für ein Wille Gottes? Hier habe ich es hingelegt und es ist nicht da. Sicherlich hat es einer genommen, der Hunger hatte. Aber ich habe nicht gesehen, daß jemand hicher gekommen ist, denn das Feld ist eben, man sieht von einem Ende zum anderen, da würde man sehen, wenn es jemand genommen hätte. Doch wenn er es genommen hat, dann mag es ihm zum Wohle gereichen.“

Es hatte der Teufel das Brot genommen und aufgeessen. Dieser Teufel begab sich darauf in die Hölle zu dem ältesten Lucifer und erzählte ihm, er habe einem armen Manne das Brot aufgeessen. Da sagt Lucifer

<sup>1)</sup> Das Märchen stammt aus der Gegend von Stanisławów, wo es unter Russen polnische Adelige gibt, und ist erzählt von Saloni in „Mater. antrop.-archeol. i etnogr.“, Bd. XIII, S. 129 f.

zu ihm: „Dafür, daß du das Brot gegessen hast, geh' jetzt in die Welt zu dem Manne, dem du das Brot aufgeessen hast. Du sollst fünf Jahre bei ihm bleiben, damit du das Brot abarbeitest.“

Der Teufel gehorchte seinem Ältesten. Er kam hier auf die Erde und verkleidete sich als Mensch. Er gelangt zu dem armen Bauer, der nichts zu essen hatte, dem er das Brot von dem Feldrain nahm. Er kam zu dem Bauer, um ihm das Brot abzuarbeiten. Er sagte zu ihm:

„Herr Wirt, bitte, nehmt mich als Knecht auf.“

Und der Bauer antwortet:

„Was soll mir ein Knecht, da ich selbst nichts zu essen habe.“

Der Teufel sagt:

„Dort, wo zwei Köpfe sind, ist nicht ein Kopf — wenn es zwei sind, so können sie sich eher Rat wissen als einer.“

Und der Bauer antwortet:

„Nun, dann bleib nur.“

Der Teufel, der nun Knecht ist, macht sich an die Wirtschaft. Und es war noch im Frühling.

Der Bauer sagt zu dem Knecht: „Geh' pflügen!“ „Gut, ich gehe“, antwortet dieser.

Er spannte die Pferde an und ging auf das Feld pflügen. Die Wirtin trat hinaus, wollte ihm ein Stück Brot zum Mittagessen geben, doch der Knecht wollte es nicht nehmen und nahm es auch nicht. Er sagte: „Ich will nicht essen.“

Dann fragte er den Bauer, ob er noch viele Stücke Feld zu pflügen hat, und der Bauer antwortete:

„Ich habe noch fünf Morgen zu pflügen.“

Und der Knecht fragt: „An welcher Stelle sind diese Morgen?“ Der Bauer entgegnet: „Ein Stück liegt hinter dem Walde, eines hinter dem Hügel, das dritte auf ‚Majdanowiec‘, das vierte oberhalb des Sees und das fünfte ist das, das du jetzt pflügen gehst.“

Nachdem der Knecht erfahren hatte, wo die Feldstücke liegen, die gepflügt werden sollten, ging er aufs Feld. Er kommt an das eine Grundstück und pflügt. Nach einer Stunde ist es fertig. Er pflügte so schnell, daß sich die Leute darüber wunderten. Als das eine Grundstück gepflügt war, begab er sich auf ein anderes und pflügte dort.

Doch der Bauer sagt zu Hause zu seiner Frau:

„Ich muß einmal schauen gehen, wie der Knecht pflügt.“ Er geht zu dem Grundstück, aber es ist schon gepflügt und der Knecht ist mit den Pferden nicht da. Der Bauer wundert sich, daß er so schnell fertig gepflügt hat und ihm nirgends begegnet ist. Er kehrt nach Hause zurück und fragt seine Frau:

„War der Knecht nicht hier?“

Die Frau antwortet: „Nein, er war nicht da.“

Und der Bauer: „Wohin ist er verschwunden? Ich komme gerade vom Felde, aber er hat schon fertig gepflügt.“

Die Sonne war schon untergegangen, da kommt der Knecht vom Felde und der Bauer fragt ihn:

„Wo warst du bis jetzt?“

Der Knecht antwortet: „Ich habe gepflügt.“

„Wo hast du gepflügt?“

Der Knecht antwortet: „Ich habe heute zwei Stücke fertig gepflügt.“

Der Bauer sagt:

„Nun, nun, dann bist du ein guter Knecht, wenn du an einem Tage zwei Morgen pflügen kannst. Als ich pflügte, habe ich nicht einen Morgen an einem Tage fertig bekommen.“

Am folgenden Tage ging der Knecht wiederum pflügen. Der Bauer sagt:

„Wir haben noch drei Stücke zu pflügen.“ Und zu seiner Frau sagt er:

„Das ist ein guter Knecht und arbeitet rasch. Er ging heute wieder pflügen, da wird er die drei Stücke fertig machen und morgen gehen wir säen.“

Der Bauer geht nicht mehr zu ihm aufs Feld. Er sagt: „Wozu soll ich hingehen, da er irgendwo vom Felde zurückkehrt?“

Er schaut gerade hinaus, der Knecht ist schon im Hof. Der Bauer tritt heraus und fragt ihn:

„Vielleicht hast du alle drei Stücke gepflügt?“ Der Knecht antwortet: „Ich habe sie fertig gepflügt und bin noch früh genug nach Hause zurückgekehrt.“

Am nächsten Tage wiederum ging er schon Hafer säen. Er säte drei Grundstücke an einem Tage. In zwei Tagen war alles besät.

Wo nun der Knecht gesät hatte, dort wuchs und stand das Getreide prächtig. Schon kam die Ernte. Da wunderten sich die Leute, denn solches Getreide hatten sie bei den Bauern noch niemals gesehen. Die Nachbarn beneideten ihn und sprachen:

„Nun wird es ihm gut gehen, da ihm das Getreide so gut gedieh. In kaum einem Jahre wird er ein reicher Mann sein.“

Nachdem sie zuerst das Sommergetreide eingeerntet hatten, dann die Gerste und zuletzt den Hafer, begab sich der Bauer in die Scheune und legt das Getreide in die Schober. Er freute sich darüber, daß er jetzt der mächtigste vom ganzen Dorf sein werde, da er mehrere Schober Getreide hatte.

Es kam der Winter. Sie machen sich beide, er und der Knecht, an das Getreide und dreschen. Sie droschen zwanzig Schock Getreide aus, was ihnen vierzig Scheffel Korn ausgab. Und es war nur ein Stück, auf dem zwanzig Schock Getreide gediehen war.

Der Knecht sagt zu seinem Wirt:

„Seht Ihr, Herr Wirt, ich habe die Wahrheit gesprochen, als ich sagte, wo zwei Köpfe sind, da ist nicht einer. Seht Ihr, wie erwünscht ich Euch bin, wo ich mit meinen Händen gesät habe, dort ist Euch das Getreide gut geraten.“

Und der Bauer antwortet:

„Ich sehe, daß du sehr geschickt bist, denn als ich säte, war das Getreide niemals so gut geraten wie dieses Jahr. In den früheren Jahren habe ich Hunger gelitten und jetzt besitze ich so viel, daß ich noch anderen geben könnte, denn ich bin jetzt im ganzen Dorf der Wohlhabendste. Es soll sich nur jetzt einer mit mir vergleichen! Keiner hat so viel Getreide wie ich. Und wieviel Kartoffeln ich noch haben werde! Da wird sich niemand mit mir vergleichen können, außer einem Hof nur.“

So verging ein Jahr, ein zweites, drittes und viertes. In diesen Jahren war das Getreide gut geraten, er hielt sich vier Ochsen, vier Pferde und vier Kühe. Aber im fünften Jahre gedieh ihm alles noch besser, dort, wo der Knecht gesät hatte. Der Knecht war der Teufel. Er arbeitete alles sehr schnell.

Doch im Herbst des fünften Jahres, als schon alles Getreide und die Kartoffeln eingeerntet waren, sagt der Knecht:

„Ich kann Euch ein brennendes Getränk machen. Das Getränk wird so gut zum Trinken sein, wie Ihr es noch nirgends getrunken habt, Herr Wirt, und es gibt auf der ganzen Welt noch keine solchen Getränke, wie ich sie machen kann.“

Und der Bauer antwortet:

„Nun, das ist gut, daß du ein solcher Meister bist. Aber sage mir, woraus man das macht?“

Der Knecht sagt:

„Das beste Getränk, das wird man ‚Schnaps‘ nennen. Man macht es aus Kartoffeln. Ihr habt viel Kartoffeln, da werdet Ihr mir erlauben, es zu verfertigen.“

Und der Bauer entgegnet:

„Nun, nun, ich werde dir die Kartoffeln nicht versagen. Mache schnell das brennende Getränk.“

Der Knecht sagt:

„Man muß noch ein besonderes Gebäude dafür errichten und es gibt hier nichts, wovon man es bauen könnte.“

Der Bauer entgegnet:

„Ich besorge dir das Material. Gehen wir beide ins Dorf, dort kaufen wir eine Scheune. Irgend jemand wird eine zu verkaufen haben.“

Sie gingen beide ins Dorf; sie gehen umher, fragen und gelangen zu einem Bauer, der eine Scheune hat. Sie kommen an sein Haus und fragen:

„Herr Gregor, würdet Ihr uns nicht die Scheune verkaufen? Wir sehen, daß sie leer steht.“

Gregor antwortet:

„Warum nicht, ich verkaufe sie, denn ich habe gerade Geld für die Hochzeit nötig. Meine Kasia<sup>1)</sup> heiratet, in zwei Wochen ist Hochzeit — und es gibt kein Geld.“

„Nun, was wollt Ihr dafür, Herr Gregor?“

„Ich möchte so zwanzig Gulden dafür haben.“

<sup>1)</sup> Kasia = Katharinen, Käthchen.

„Ich sehe, daß die Scheune das Geld wert ist. Wir sind einig. Hier habt Ihr zwanzig Gulden.“

Aber Gregor fragt: „Wozu braucht Ihr die Scheune?“ Und der Bauer antwortet: „Man müßte viel davon erzählen, mein lieber Gregor, aber ich sage es Euch. Hier, mein Knecht, der mit mir bei Euch ist, kann so ein Getränk machen, aber muß noch so ein Gebäude dafür errichten.“

„Und wovon wird er so ein Getränk machen?“ fragte Gregor. „Von Kartoffeln, sagt er.“ „Dann soll er es schnell machen, ich würde Euch von dem Getränk etwas für die Hochzeit abkaufen.“

„Ich werde Euch auch so davon geben“, antwortete der Bauer. „Wenn er es nur bis zu dieser Zeit fertig machte. Bis dahin bleibet gesund, Gregor.“

Sie gingen zu der Scheune, um sie auseinanderzunehmen. Aber der Knecht sagte:

„Man braucht sie nicht auseinanderzunehmen, ich trage sie so, wie sie ist, ganz fort und stelle sie nur auf Euren eigenen Platz hin.“

Er griff in der Mitte zu, hob das ganze Dach und trug es zu seinem Wirt. Dann kehrte er zum zweitenmal zurück, nahm die Säulen und machte in einem Tage aus der Scheune eine Brennerei. Er nahm Kartoffeln und begann den Schnaps zu verfertigen. Er verfertigte ihn so, wie man es jetzt noch tut. Als er damit fertig war und große Tonnen voll Schnaps gemacht hatte, brachte er die Fässer ins Haus. Der Wirt wunderte sich, daß er so große Kräfte hatte. Hierauf füllte er den Schnaps in Flaschen, nahm ein Glas, goß Schnaps hinein und reichte es dem Wirt zum Trinken. Der Wirt trank aus:

„Brrr!... brrr!... Was ist das für ein starkes Getränk. Es ist so wie vom Teufel.“

Und der Knecht goß ein zweites Glas ein:

„Trinkt noch einen zweiten. Er wird nicht mehr so stark sein.“

Der Wirt trank den zweiten aus:

„O, dieses Glas ist mir glatt hinuntergelaufen, aber das erste, das war sehr stark.“

„Nun, trinkt noch ein drittes.“ Er trank ein drittes Glas aus.

„Vielleicht würdet Ihr noch ein viertes Glas austrinken?“ Und er trank das vierte Glas aus. „O, wie läßt sich das Wässerchen jetzt gut trinken. Das ist ein sehr gutes Getränk.“

„Trinkt noch ein fünftes.“ Er trank das fünfte Glas aus. „Vielleicht trinkt Ihr noch ein sechstes?“

Der Bauer trank das sechste Glas aus, das siebente. Hierauf nimmt er den Teufel, küßt ihn, tanzt mit ihm und freut sich.

Der Teufel gab auch der Frau zu trinken. Sie trank vier Gläser aus. Den Kindern reichte er es ebenfalls hin.

Nun tanzten alle so fröhlich, denn alle waren betrunken. Der Bauer sagte zu seiner Frau, sie sollte die Nachbarn rufen. Die Frau ging, rief alle Nachbarn zusammen und der Teufel bewirtete sie mit Schnaps:

„Trinket, es ist ein sehr gutes Getränk.“ Er gießt in Gläser ein und

verteilt sie. Und der Bauer bittet alle zu trinken, indem er ihnen sagt, daß das erste Glas sehr stark sei, das zweite aber nicht mehr so.“

Die Nachbarn trinken und der Teufel sagt:

„Nun, ist das Getränk gut, meine Bauern?“ Und die Bauern antworten: „Es ist sehr gut; man hat sich gleichsam verändert nach dem Trunk.“

Und der Teufel sagt: „Ich habe für meinen Wirt, bei dem ich fünf Jahre gedient habe, — heute endet mein fünftes Jahr, deswegen gehe ich heute fort — zuletzt wenigstens dieses Getränk verfertigt. Und wenn ich fortgehe, wird er es machen oder vielleicht in Pacht geben.“

Der Bauer fragte: „In was für eine Pacht?“ Und der Teufel antwortete, daß er es verkaufen könne, für wieviel er wolle.

Das entgegnete er und wollte fortgehen. Aber sein Wirt hielt ihn zurück mit den Worten: „Du gehst schon fort und verlangst nichts von mir dafür, daß du so viele Jahre bei mir dienstest?“

„Ich will nichts von Euch, bleibet gesund!“ So sprach er und ging fort. Und der Bauer machte weiter Schnaps und verkaufte ihn. Von jener Zeit an trinken die Menschen Schnaps. Wenn du von ihm trinkst, machst du verschiedene Spässe und der Teufel freut sich darüber<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Dieses Märchen und ähnliche von Teufeln, die Menschen dienen müssen, sind ziemlich verbreitet. Vgl. ein Märchen aus Zwierzyniec in Galizien, das dem unseren am nächsten kommt, bei Kolberg: Serya VIII, S. 169 f. Ähnlich auch Kolberg: *ibid.* S. 165 und 167. — Auch in der Gegend von Włocławek in Kujawien ist dieses Märchen bekannt. Vgl. Kolberg: Serya III, S. 182 f.





